Bl15
1090a
α'
3

Unterſuchungen

über den

menſchlichen Willen

deſſen

Naturtriebe, Verſchiedenheiten, Verhältniß
zur Tugend und Glückſeligkeit

und die

Grundregeln, die menſchlichen Gemüther zu erkennen
und zu regieren

von

Johann Georg Heinrich Feder,

Königlich Großbritanniſchem Churf. Braunſchweig-Lüne-
burgiſchem Hofrath und Profeſſor der Philoſophie
auf der G. A. Univerſität zu Göttingen.

Erſter Theil.

Zweyte verbeſſerte Auflage.

COBURG

Göttingen und Lemgo,
im Verlage der Meyerſchen Buchhandlung 1785.

Dem

Andenken

des

vergnügten Umganges

mit

ſeinem vertrauten Freunde und Collegen

HERRN

Chriſtoph Meiners

widmet

dieſen erſten Theil

der Verfaſſer.

Vorrede.

Dieſer erſte Theil meiner Unterſuchungen über den menſchlichen Willen iſt der Anfang einer Arbeit, die, wie ſchon die Anzeige des Titelblattes zu erkennen giebt, natürlich in vier Hauptheile zerfällt. Hier habe ich es mit der Entwickelung der allgemeinen Geſetze und Triebe des menſchlichen Willens und mit den nächſten Urſa-

chen derſelben zu thun. Wenn ich bisweilen bis zu Verſchiedenheiten fortgegangen bin: ſo geſchah dies nur, um anmerklich zu machen, daß es Unterſchiede dabey giebt, und zu verhindern, daß man ſich den allgemeinen Begriff nicht zu beſtimmt mache. Oder es ſind nur ſolche Verſchiedenheiten, die aus den allgemeinen Urſachen leicht begreiflich werden, und dieſen zur Beſtätigung dienen.

Im zweyten Theile ſollen die Urſachen der merkwürdigſten Verſchiedenheiten in den Neigungen und Sitten der Menſchen ausführlich unterſucht, und der Wille unter den Einflüſſen der Unterſchiede in den Verſtandeskräften, der körperlichen Conſtitution, des Alters, des Geſchlechtes, der Nahrung und der ganzen Lebensart, ferner des Klima, der verſchiedenen Grade der Fruchtbarkeit des Erdbodens, der äußerlichen

chen Glücksumſtände überhaupt, endlich der Geſetze und politiſchen Verfaſſungen — betrachtet werden.

Vom Verhältniſſe des Menſchen zur Glückſeligkeit und zur Tugend ſoll der dritte Theil handeln *); und zwar alſo, daß die Gründe und Hinderniſſe der Glückſeligkeit und der Tugend in der menſchlichen Natur nicht bloß in Rückſicht auf die allgemeinen Beſchaffenheiten derſelben, ſondern auch in Rückſicht auf die vornehmſten Verſchiedenheiten der Gemüther erörtert werden.

Im vierten Theile ſollen endlich die Gründe unterſucht werden, auf denen die

*) Nicht die ganze Abhandlung von der Tugend iſt bey der Ausarbeitung dem dritten Theile geblieben; ſondern nur die Erörterung der Grundſätze zur Beſtimmung des Rechts und der Moralität. Zw. Ausg.

Kunſt, die menſchlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren, beruht *).

Noch oft zittere ich, wenn ich auf die Größe und Wichtigkeit des ganzen Umfanges dieſes mir vorgezeichneten Plans hinſehe. Es iſt zwar ſchon vieles von andern in einzelnen Theilen vorgearbeitet. Aber wie vieles gehörte nicht bloß dazu, alles dieſes aufzuſuchen, zu prüfen, zu ordnen und in ſein eigenes Syſtem einzupaſſen? Und in manchen Artikeln vermiſſe ich die Beyhülfe anderer noch gar ſehr. Wie ſchwankend und unzuverläſſig iſt nicht noch die Lehre von den Temperamenten? Und wie einſeitig, übereilt, und daher einander widerſprechend iſt nicht das meiſte, was über die Einflüſſe des Klima ſowohl als der Staatsverfaſſung bisher

*) Die Grundlehren von Klugheit und Tugend werden ſeinen Innhalt ausmachen. Zw. Ausg.

her geſagt worden iſt, und noch immer geſagt wird *)?

Ich werde mich daher mit der Ausgabe der folgenden Theile nicht übereilen. Kenner werden dies um ſo viel weniger mißbilligen, je mehr ſie mich etwa zu dieſer Arbeit geſchickt halten. Auch dieſen erſten Theil gedachte ich noch länger unter der Feile zu behalten. Aber theils habe ich es manchem meiner Freunde und Gönner zu oft angemerkt, daß ſie gern einmal eine Probe meines Fleißes oder meiner Geſchicklichkeit in einer ausführlichern Arbeit ſehen möchten. Theils glaubte ich, daß es mir doch nützlich

 ſeyn

*) Nachdem ich dieſes geſchrieben, und auch den zweyten Theil dem Drucke ſchon übergeben hatte, ſind einige vortrefliche Schriften über dieſe Gegenſtände erſt heraus, oder doch erſt in meine Hände gekommen. Die wichtigſte derſelben ſind Falconer's Remarks &c.

ſeyn könnte, wenn ich bald die Urtheile des Publicums darüber vernähme.

In Anſehung der Schreibart möchte ich freylich lieber um Nachſicht bitten, als um ſtrenge Beurtheilung. Was aber die Sachen anbelangt: da bitte ich um genaue Prüfung. Denn es kömmt auf Wahrheiten an, die mir höchſt wichtig ſind. Göttingen den 3ten April 1779.

* * *

Bey dieſer zweyten Ausgabe iſt hauptſächlich darauf geſehen worden, einigen Stellen mehr Deutlichkeit und Beſtimmtheit zu geben. Von den Zuſätzen, die ich hätte machen können, ſind nur die kurzen beygebracht. Die beträchtlichern ſind, auch um derjenigen willen, die die erſte Ausgabe beſitzen, als ein Anhang zum vierten Theil zurückgeblieben.

Innhalt.

Die Einleitung handelt von den Gründen und Schwierigkeiten der Wiſſenſchaft von dem menſchlichen Gemüthe, Seite 26.

Das erſte Buch enthält die allgemeinſten Grundlehren.

Abſchnitt I. Ueber die offenbarſten Grundgeſetze des menſchlichen Willens.

Kapitel I. Die Abhängigkeit des Willens von der Erkenntniß. §. 1. Grundbegriffe vom Verſtand und Willen, und der wechſelſeitigen Abhängigkeit beyder von einander, S. 31. §. 2. Sinnliche Begierde und verſtändiger Wille, S. 33. §. 3-5. Daß und warum es auf die formelle Beſchaffenheit der Vorſtellungen bey Gemüthsbewegungen ankömmt; und wie die ſinnliche Vorſtellung insgemein doch nicht immer mehr ausrichtet, als die abſtracte, S. 44. §. 6. Ob der Wille frey genannt werden kann, S. 48. §. 7. Erſter Verſuch zur Beantwortung der Frage: Was für eine Eigenſchaft der Dinge den Willen unmittelbar zum Wollen und Nichtwollen reize, S. 52. §. 8. Ob Neigungen angebohren oder vor aller Empfindung ſchon in der Seele ſeyn können? S. 57.

Kapitel II. Die nächſten Urſachen der verſchiedenen Wirkungen der Dinge auf den Willen, §. 9. Allgemeine Ueberſicht derſelben, S. 58 §. 10. Adſociation der Ideen und Gefühle, S. 68. §. 11. Gewohnheit, S. 74. §. 12. Neuheit, S. 76. §. 13. Vorhergehender Zuſtand der Seele, S. 80. §. 14. Schwierigkeiten, Hinderniſſe, Verbote, S. 82.

Kapi-

Innhalt.

Kapitel III. Von einigen Neigungen und Trieben, die am tiefſten in der menſchlichen Natur gegründet zu ſeyn ſcheinen. §. 15. Trieb zum Vergnügen, Selbſtliebe, Eigennützigkeit, Eigenliebe, Selbſtſucht, Seite 86. §. 16-21. Sympathie, S. 105. §. 22. Bedürfniß der Beſchäftigung und Trägheit, S. 110. §. 23. Trieb zur Veränderung, S. 113. §. 24. Trieb auf die Zukunft zu ſehen, Trieb nach dem Unendlichen, S. 117.

Abſchnitt II. Von den vornehmſten Zuſtänden des menſchlichen Gemüths, nebſt den nächſten Urſachen und Wirkungen derſelben. §. 25. Eintheilung in ruhige und in Affecten. Urſachen und Wirkungen der letztern überhaupt betrachtet, S. 124. §. 26. In angenehme, unangenehme und vermiſchte, S. 127. §. 27. Von den Urſachen und Wirkungen der angenehmen Gemüthszuſtände, S. 133. §. 28. Eintheilung der unangenehmen Gemüthszuſtände, S. 136. §. 29. Von der Traurigkeit, S. 139. §. 30. Vom Zorn, S. 145. §. 31. Furcht und Schrecken, Furchtloſigkeit und Muth, S. 156. §. 32. Reue und Schaam, S. 164. §. 33. Verdrüßlichkeit und Schwermüthigkeit, S. 167. §. 34. Sehnſucht, Leerheit des Herzens und lange Weile, S. 174. §. 35. Neid, Mißgunſt und Schadenfreude, S. 176. §. 36. Von der Hoffnung und einigen andern mittlern Gemüthszuſtänden, S. 181. §. 37. Von dem Uebergange aus einem Gemüthszuſtande in den andern, S. 184.

Das zweyte Buch handelt von den Gründen und dem Zuſammenhange der vornehmſten Triebe des menſchlichen Willens.

Abſchnitt I. Denen, die bey dem einzelnen Menſchen Statt finden.

Kapitel I. Vorläufige Anzeige der verſchiedenen Hypotheſen, und Anweiſung zu deren Gebrauch und Beurtheilung. §. 38-40. S. 193.

Kapitel II. Von den Trieben, die ſich auf die gröbern ſinnlichen Vergnügungen und körperlichen Gefühle beziehen. §. 42. Ihre Abſicht auf Glückſeligkeit hat keinen Zweifel, S. 196. §. 42. Ihr Urſprung
aus

aus dem Weſen der Seele iſt nicht begreiflich, S. 199. §. 43. Einflüſſe anderer Neigungen geſellen ſich ihnen oft bey, S. 200.

Kapitel III. Von den Vergnügen des Auges und des Ohres, und dem Wohlgefallen an ſinnlicher Schönheit. §. 44. Ob das Weſen der Schönheit ſich auf einen allgemeinen Begriff bringen laſſe? Unterſuchung in Anſehung der einfachſten Gegenſtände, S. 204. §. 45. Einheit in der Manchfaltigkeit iſt das allgemeine Weſen der Schönheit bey zuſammengeſetzten Gegenſtänden, S. 209. §. 46. Warum die Einheit in der Manchfaltigkeit gefällt, ohne den Einfluß adſociirter Ideen, S. 213. §. 47. Reize, die hiebey aus den adſociirten Ideen entſpringen, S. 216. §. 48. Urſachen des Unterſchiedes beym Wohlgefallen an ſinnlicher Schönheit, S. 222.

Kapitel IV. Von den Vergnügungen der Einbildungskraft. § 49. Hauptgattungen derſelben, und deren Gründe, S. 226. §. 50. Urſachen der Verſchiedenheit der Menſchen in dieſen Neigungen, S. 228.

Kapitel V. Von den Vergnügen des Verſtandes und der Liebe zur Wahrheit. §. 51. Ob der Erkenntnißtrieb Grundtrieb, oder woher er entſtehe? S. 232. §. 52. Von der Liebe zur Wahrheit und den Gründen der Lügenhaftigkeit, S. 237. §. 53. Von den Urſachen der verſchiedenen Einkleidung der Ideen, in ſo fern ſie ſich in den Neigungen finden, S. 238.

Kapitel VI. Von den Neigungen zu den äußerlichen Gütern und dem Eigenthum derſelben. §. 54. Wie beſonders Geldliebe und Geiz entſtehen, S. 241. §. 55. Von den Trieben zum Eigenthum und der Neigung zum Stehlen, S. 246.

Abſchnitt II. Von den Trieben, die ſich auf geſellſchaftliche Verhältniſſe beziehen.

Abtheilung I. Von den Trieben zur Ehre, Herrſchaft und Hochachtung.

Kapitel I. Vom Triebe zur Ehre. §. 56. Allg. Betrachtungen über deſſen Wirkungen und Gründe, S. 253. §. 57. Von den Verſchiedenheiten der Menſchen in Anſehung

ſehung der Ehrbegierde und den Urſachen derſelben, S. 260. § 58. Von der Ehrliebe der Ritterzeiten, der Japaner und Ceyloneſen, S. 262. § 59 Einige Sonderbarheiten und Fragen, S. 265. §. 60. Necheiferung, Begierde um Nachruhm, S. 270.

Kapitel II. Vom Triebe, über andere zu herrſchen. §. 61. Allgemeine Gründe deſſelben, S 273. § 62. Wirkungen dieſes Triebes, S. 276. § 63. Von der Herrſchſucht in Anſehung der Meynungen und Neigungen, S. 279.

Kapitel III. Vom Triebe der Hochachtung. §. 64. Allgemeine Gründe deſſelben, S. 283. §. 65. Hochachtung bey verſchiedenen Stufen der Cultur, S. 286. §. 66. Vom Einfluß der Eigenliebe auf die Achtung für andere, S. 292. §. 67. Ob jedweder Menſch ſich im Ganzen höher ſchätze, als jeden andern Menſchen, S. 295.

Abtheilung II. Von den freundſchaftlichen Neigungen und den entgegengeſetzten feindſeligen Trieben.

Kapitel I. Von der eigentlichen freundſchaftlichen Liebe. §. 68. Ob es uneigennützige Freundſchaften geben könne? S. 299. §. 69. Von den Urſachen der verſchiedenen Stärke dieſes Triebes, S. 301. § 70. Von den verſchiedenen Arten der Freundſchaftsverſicherungen, S. 304.

Kapitel II. Von der Liebe gegen das andere Geſchlecht. §. 71. Vermiſchung unterſchiedener Triebe beym Urſprunge und der Unterhaltung dieſer Leidenſchaft. Große Gewalt derſelben, S. 308. §. 72. Von der Schaamhaftigkeit in Beziehung auf den Geſchlechtstrieb und den verſchiedenen Meynungen über die Moralität deſſelben, S. 312. §. 73. Von der Eiferſucht, S. 314. §. 74. Verſchiedene Grade der Achtung für die Keuſchheit und für das andere Geſchlecht überhaupt, S. 317. §. 75. Ob die eheliche Geſellſchaft eine Wirkung des Inſtincts ſey? S. 319.

Kapitel III. Von der Liebe gegen die Wohlthäter, und den natürlichen Antrieben zur Dankbarkeit. §. 76. Natürliche Gründe der Dankbarkeit und Undankbarkeit, S. 321.

Inhalt.

S. 321. §. 77. Ob alle Menſchen von Natur die Beleidigungen ſtärker empfinden, als die Wohlthaten? S. 323.

Kapitel IV. Von der Liebe der Blutsverwandten. §. 78. Allgemeine Gründe einer beſondern Zuneigung zu den Blutsverwandten, S. 326. §. 79. Von der Liebe der Kinder zu den Eltern, S. 329. §. 80. Von der Liebe der Eltern zu den Kindern, S. 337. §. 81. Ob ein Naturtrieb der fleiſchlichen Vereinigung der beyden Geſchlechter ſich widerſetze, S. 338.

Kapitel V. Von der Liebe zum Vaterlande. §. 82. Gründe derſelben, S. 340. §. 83. Hinderniſſe, S. 341. §. 84. Warum bey rohen Völkern und in kleinen Republiken die Vaterlandsliebe am ſtärkſten ſich zeigt, S. 344.

Kapitel VI. Von der Menſchenliebe und Geſelligkeit, §. 85. Ob in den allgemeinen Eigenſchaften der menſchlichen Natur die Menſchenliebe gegründet ſey? S. 346. §. 86. Wodurch ſie hauptſächlich geſchwächt werden kann? S. 349. §. 87. Ob der Menſch von Natur geſellig ſey? S. 352.

Kapitel VII. Von der Liebe gegen Verſtorbene und gegen die unvernünftigen Thiere. §. 88. Verſchiedene Beweiſe der Achtung und Liebe gegen Verſtorbene, S. 354. §. 89. Urſachen davon, S. 358. §. 90. Von der Liebe zu den unvernünftigen Thieren, S. 361.

Kapitel VIII. Von den feindſeligen Neigungen und Trieben. §. 91. Einige vorläufige Betrachtungen über die Gründe dieſer Triebe, S. 364. §. 92. Von der Rachſucht überhaupt, S. 366. §. 93. Von der Rachſucht wilder Völker, S. 370. §. 94. Andere Urſachen des Haſſes und der Grauſamkeit, S. 374. §. 95. Noch andere Urſachen des Wohlgefallens beym Leiden anderer, S. 378. §. 96. Vom Partheygeiſte, S. 381. §. 97. Vom Menſchenhaß, S. 383.

Abſchnitt III. Triebe von ſehr vermiſchten Beziehungen.

Abtheilung I. Von moraliſchen Trieben.

Kapitel I. Von den moraliſchen Empfindungen und Trieben überhaupt betrachtet. §. 98. Von den Gründen der moraliſchen Begriffe und Urtheile, S. 393.

§. 99.

§. 99. Von den Gründen der moraliſchen Neigungen und Abneigungen, S. 400.

Kapitel II. Vom Gewiſſen. §. 100. Wie das Gewiſſen in der menſchlichen Natur gegründet iſt? S. 405. §. 101. Von den vornehmſten Urſachen der Verſchiedenheit der Menſchen in Anſehung des Gewiſſens, S. 413. §. 102. Vom Zuſtande des Gewiſſenstriebes bey wenig geſitteten Völkern, S. 417. §. 103. Wie ungleich ihrem gewöhnlichen Charakter Menſchen durch die Gewiſſenstriebe werden können? S. 418. § 104. Vom Religionseifer, S. 423. §. 105. Von der Geſchicklichkeit des menſchlichen Herzens, ſeine minder guten Neigungen und Abſichten unter dem Vorwande des Gewiſſens zu verbergen, S. 427.

Kapitel III. Von der Neigung zum Wohlanſtändigen. §. 106. Aufklärung der Begriffe, S. 428. §. 107. Grund der Neigung, S. 430. §. 108. Grund der Verſchiedenheit, S. 434.

Abtheilung II. Unterſuchungen über einige andere Triebe von ſehr vermiſchter Beziehung.

Kapitel I. Von der Neigung zum Großen und Wunderbaren. §. 109. Umfang, Gründe und Bedingungen derſelben, S. 439. §. 110. Von der Neigung zur Pracht, S. 442. §. 111. Von der Liebe zum Wunderbaren und zu Geheimniſſen, S. 447.

Kapitel II. Vom Wohlgefallen am Lächerlichen. §. 112 - 114. S. 452.

Kapitel III. Vom Triebe der Nachahmung und der Neigung zum Spiele. §. 115. 116. S. 456.

Kapitel IV. Von der Liebe zum Leben und zur Freyheit. §. 117. 118. S. 466.

Kapitel V. Schlußfolgen. §. 119. 120. S. 478.

Einleitung.

Einleitung.

Von den Gründen und Schwierigkeiten der Wiſſenſchaft von dem menſchlichen Gemüthe.

§. 1.

Wie fern ſich ſelbſt der Menſch der wichtigſte Gegenſtand der Erkenntniß iſt.

Obgleich der Menſch gewiſſermaßen immer nur ſich ſelbſt empfindet: ſo lernt er doch ſich ſelbſt ſpäter kennen, als viele Dinge außer ihm. Aber wenn er nur erſt anfängt, mit ſich ſelbſt bekannt zu werden, ſo kann er bald einſehen, daß dieſe Selbſtkenntniß eine ſehr nöthige Wiſſenſchaft für ihn iſt. Denn die Dinge außer ihm werden das, was ſie ihm wich-

wichtig macht, die Urſachen ſeiner Wonne oder ſeines Elendes; mehr durch ihn, als ſie es an ſich nothwendig ſind. Dennoch verliert er ſich noch immer gar leicht wieder außer ſich. Ueber der Bemühung, die Dinge, die ſeine Begierde reizen, zu erjagen und zu feſſeln, vergißt er ſeine Triebe und Neigungen zu ordnen, und mit einander in Uebereinſtimmung zu bringen. Unermüdet im Eifer, das Weſen eines jedweden Dings zu entwickeln, die einfachſten Kräfte und die verborgenſten Geſetze der Natur zu ergründen, verabſäumt er ſein Herz zu erforſchen, wo doch auch ſo mancherley Täuſchungen dem flüchtigen Alltagsblicke die Wahrheit verbergen können.

Alle Wiſſenſchaften ſind zum Nutzen des Menſchen. Er iſt ein Theil eines Ganzen, abhängig, und unter einem mannichfaltigen Einfluſſe der mit ihm verbundenen Dinge; er muß ſie kennen. Und in einem Syſtem der Dinge, wo alles ſo genau zuſammenhängt, führt eine Kenntniß zur andern, und ein Irrthum zum andern. Selbſt zur Kenntniß ſeiner eigenen Natur dient dem Menſchen jedwede andere Wiſſenſchaft. Sie iſt das Werk ſeiner Kräfte; und der Menſch kann ſich nicht gerade zu aus ſich ſelbſt kennen lernen. Nur durch die Bemerkung ſeiner Verhältniſſe zu andern Dingen, deſſen, was er thut, was er will, und was er leidet, kennt er ſich. Und falſch urtheilt er über ſich, über die Urſachen deſſen, was er in ſich empfindet, und was ihm begegnet; eben ſowol wenn er die Dinge außer ihm nicht kennt, als wenn er ſich ſelbſt zu erforſchen unbemüht iſt.

Wie

Wie unbekannt mit ſich ſelbſt, ſeinen Kräften, ſeinen Rechten, ſeinen Hoffnungen, wäre nicht noch der Menſch, wenn nicht auch die Naturlehre, und vornehmlich ſie, von der Meßkunſt geleitet, ſeine Blicke erweitert und geſchärſt; wenn ſie nicht die düſtern Schatten des Aberglaubens zerſtreuet hätte!

Fern ſey es daher von den Moraliſten, andere Wiſſenſchaften verächtlich vorzuſtellen. Auch Sokrates wollte dieſes nicht; da er die Philoſophen von den Unterſuchungen über den Himmel und die Elemente der Welt abzuziehen und zum Nachdenken über das menſchliche Leben zu reizen bemüht war *). Nur das wollte der weiſe Mann, daß jene Unterſuchungen von vielen entbehrt und andern überlaſſen werden können; da hingegen, über ſeine Natur und ſeine Beſtimmung nachzudenken, eines jeden Menſchen Pflicht iſt; und daß es ſonderbar ſey, wenn diejenigen, die hoher Erkenntniſſe ſich rühmen, nicht wiſſen, was in ihrem Herzen vorgeht.

§. 2.

Veränderlichkeit der menſchlichen Natur, und daher entſtehende Schwierigkeiten, ſichere Beſtimmungen von ihr anzugeben.

Aber kann der Menſch auch ſicher ſeine weſentliche Natur und Beſtimmung kennen lernen; oder wird er ſich ſelbſt ein beſtändiges Räthſel bleiben? Iſt es ihm gegeben, die Geſetze der Geiſterwelt zu erforſchen, oder

 muß

*) S. *Bruckeri* Hiſt. crit. philoſoph. I. p. 557. ſeq.

muß er da überall irren, und in unſichern Vermuthungen verbleiben? Den erſten und ſtärkſten Grund, dieſes zu bezweifeln, giebt die ſo große Mannichfaltigkeit der Geſtalten, in denen der Menſch ſich zeigt, und deren Veränderlichkeit. Unter allen ſichtbaren Geſchöpfen iſt keines ſich ſelbſt ſo ungleich, als der Menſch. Nationen mit Nationen, einzelne Perſonen unter einander verglichen; welche Abſtände! So groß, daß es oft ſchwer wird, den Menſchen, ſich ſelbſt, in dem andern zu erkennen *).

Hier liegt er unter freyem Himmel, oder in einer Felſenkluft, oder in einer rauchichten Hütte. Dort wohnt er in aufgethürmten Palläſten, und findet in einer unabſehlichen Reihe von Zimmern kaum Raum genug für ſich. Kleider hält jener für unnatürlichen Zwang, läuft nackend, ziert ſich mit Farben, oder Knochen, die er durch die Haut ſteckt, oder behängt ſich mit Thierfellen. Dieſer würde ſich für unglücklich, für verächtlich halten, wenn er nicht für jede Jahreszeit, vielleicht für jeden Tag, ein anders Kleid anzuziehen hätte.

Dort ſind Völker, die ſich ſcheuen, Thiere zu tödten und ihr Fleiſch zu eſſen. Hier ſind andere, die aus

*) Nicht allein verfeinerte Völker haben die Menſchheit bisweilen in wilden Völkern verkannt; ſondern auch Wilde glauben nicht ſelten, andern eine Ehre zu erweiſen, wenn ſie dieſelben für Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, erkennen. Und, wenn Philoſophen darauf verfallen durften, eine Gattung der Affen zum Menſchengeſchlechte erheben zu wollen; kann nicht auch dies den Zweifel an der Gewißheit des Weſens der Menſchheit unterſtützen?

aus Rache ihre Feinde verzehren, und Menſchenfleiſch zu Markte bringen *).

A 3 Bald

*) Daß es Menſchenfreſſer gebe, leidet nun keinen Zweifel mehr. Aber daß bloß die Rachgierde dazu antreibe, iſt ſo ausgemacht noch nicht. Die Reiſebeſchreibungen enthalten einige Nachrichten, die noch einen weitern Umfang des Triebes zu beweiſen ſcheinen. S. *Goguet* de l'origine des loix, Tom I. p. 166. ſeq. *Forſter's* voyage round the world. I. p. 512. ſeq. Geſchichte von Loango ꝛc S. 268. f. 280. f. 291 f. Oldendorps Geſchichte der Miſſionen, S. 306. f. Daß wenigſtens auch die Noth, und nicht einmal die äußerſte Noth, dazu bringen könne; dies beweiſet unter andern ein Beyſpiel, welches vor einigen Jahren viel Aufſehen in Deutſchland verurſacht hat. Weil die Gerüchte davon ſo wunderlich lauteten; ſo ward ich begierig, etwas zuverläßiges davon zu erfahren. Ich ſuchte nach, und war ſo glücklich, von der Regierung zu Weimar die ganzen Acten der Inquiſition geſchickt zu erhalten. Aus ſelbigen iſt folgendes ein getreuer Auszug. „Der im Jahr 1772 im 55 Jahr ſeines Alters hingerichtete G. Nic. Goldſchmidt war ein Kuhhirt; immer ein grimmiger Kerl, doch bey geſundem Verſtande, nicht bis zur äußerſten Nothdurft arm, ob er gleich einigemal, ſonderlich Eßwaaren, geſtohlen, und Fleiſch von Hunden und todtem Vieh verzehrt hat. Er hatte ſelbſt keine Kinder; begegnete aber oft kleinen Kindern zärtlich, nahm ſie auf den Arm, gab ihnen das Brod aus dem Munde, hatte ſie auch oft ganze Tage bey ſich. Der Frau, deren 11jährige Tochter er umgebracht, ſagte er ein Jahr vorher, daß eine Theurung kommen werde, wo eine Mutter würde ihr Kind ſchlachten. Da dieſe ihm erwiederte, er habe ja kein Kind; war ſeine Antwort, man müſſe ſich dann eines nehmen. Von dieſem Kinde, das er ermordet, hat er ſich einen Tag nachher, an einem Bußtage, unter der Kirche Fleiſch gekocht. Schon vorher hatte er auf dem

Felde

Bald ſcheint dem Menſchen kein Opfer zu groß, das er nicht der Freundſchaft, der Vaterlandsliebe zu bringen, ſich entſchließen könnte; bald kein Verbrechen zu ſcheußlich, keine Niederträchtigkeit zu verächtlich, die er nicht, um ſeinen Eigennuz, um ſeine Leidenſchaften zu befriedigen, begienge.

Itzt ſcheint er das geſelligſte Weſen zu ſeyn, bereit, lieber alles zu dulden, als ſich von der Geſellſchaft zu trennen und allein zu ſeyn. Ein andermal flieht er menſchenſcheu, verſchließt ſich, flucht der Geſellſchaft. Hier ſtellt ſich ein kleiner Haufe freyheitsliebender Republikaner einem unzählbaren Heere entgegen, und ſtirbt lieber, als daß er wiche; eine Handvoll Bettler, wie der übermüthige Feind ſie nennt, zwingt den Beherrſcher eines Gebietes, in dem die Sonne nie untergeht, erſt ſie für unabhängig zu erklären, bald auch ihre Freundſchaft zu ſuchen. Dort zittern Millionen in der niedrigſten Sclaverey vor einem zum Deſpoten gebornen Kinde, oder einem aus dem Staube erhobenen Prieſter.

Felde einen Handwerkspurſchen ermordet, von demſelben aber nur zwey kleine Stücke gegeſſen, mit dem übrigen einen Hund gefüttert, den er hernach verzehret. Hundefleiſch habe ihm beſſer geſchmeckt. Verfallen ſey er auf Menſchenfleiſch, aus der Abſicht, um ſich in Brod zu ſetzen, wenn es an Proviant fehlte. Es waren damals Jahre des Mißwachſes, und das Brod theuer. Doch auch die Neugierde habe ihn dazu angetrieben. Der Herr Profeſſor Blumbach bemerket von eben dieſem Menſchen in ſeiner Diſſertation: de varietate generis humani, pag. 28 daß er ungewöhnlich ſtark mit Haaren bewachſen geweſen.

ſter. Wiederum ſteht mitten unter den Völkern, die ihren Regenten mit der größten Ehrerbietigkeit begegnen, und in einer beſondern der Ehrfurcht geheiligten Sprache ſie anreden, unvermuthet ein Hauſe gutartiger Schwärmer auf, und erlaubt ſich gegen eben dieſe Beherrſcher das Ceremonial des erſten Naturſtandes *).

Unzählbar iſt die Menge der Blödſinnigen, die ein Thier, das vor ihren Füßen kroch, als den Herrn ihres Schickſals verehren, oder einen Knochen zum Gegenſtande ihrer begeiſterten Furcht und Hoffnung erheben. Und andere ſcheinen zu ſtolz, einen Schöpfer der Welt anzubeten!

Hier weiß man von keinem Range, als den perſönliche Eigenſchaften geben, Geſchicklichkeit auf der Jagd und Fiſcherey, Muth gegen den Feind, Erfahrung des Alters. Dort zählt man ſo viele Rangordnungen der Menſchen, als Nahrungsarten; jede derſelben würde ſich auf immer entehren, wenn ſie mit der andern äße; und Liebe treiben mit einer

 Perſon

*) Bey der Thronbeſteigung Jacobs II machten die Quäker ihre Aufwartung mit folgender Addreſſe: Wir ſind gekommen, unſer Leid über den Tod unſers guten Freundes Carl zu bezeugen, und unſere Freude, daß Du unſer Führer geworden biſt. Wir hören, daß Du der engliſchen Kirche eben ſo wenig zugethan ſeyſt, als wir, und hoffen daher, daß Du uns dieſelbe Freyheit geſtatten werdeſt, die Du dir erlaubeſt. Und ſo wünſchen wir Dir alles Gute. *Hume* Hiſt. of England, VI. 374.

Perſon aus einer niedrigen Claſſe kann ſogar das Leben koſten *).

Auf Kleinigkeiten ſtolz, iſt oft der Menſch geneigt, ſeinen Verſtand für den vollkommenſten zu halten. Und eine Kleinigkeit, die er nicht begreiſt, iſt auch oft nur nöthig, um einen andern ſchwachen Sterblichen für einen Himmels-Sohn zu halten.

Hier wählt er ekel ſeine Nahrung aus hundert Gerichten; und würde glauben, Tod oder Schande durch wohlfeile Speiſen ſich zuzuziehen. Dort findet er noch viel verachtetere wohlſchmeckend, und ſcheint kaum zu wiſſen, daß ein Unterſchied dabey ſtatt finde **).

Alles noch gemeine Unterſchiede, und begreifliche Dinge, in Vergleichung mit ſo manchen andern Sonderbarheiten, die von Völkern oder Individuen angemerkt werden. Was ſoll man dazu ſagen, was für einen Grund aus den ausgemachten Grundſätzen von der menſchlichen Natur davon angeben, daß bey einem Volke die Weiber nicht vor dem 35ſten Jahre Kinder lebendig zur Welt gebären dürfen †)? Daß bey andern die Männer anſtatt der Frauen, wenn dieſe geboren haben, ins Bette ſich legen, und Wochen halten ††)? Was zu der

*) S. *Knox* Relation of the Island of Ceylon, part. III. chap II

**) S von der abſcheulichen Gefräßigkeit der Californier, die Nachrichten von Californien, Manheim 1772. Th. II. §. 5. Und von den Einwohnern der Feuerlandsinſeln. *Forſter's* Voyage II.

†) S. Buffon Naturhiſtorie, Berl. Ueberſetzung, in 8. Th. VI. S. 50.

††) S. *Boulanger* Antiquité devoilée par ſes uſages, vol. I. S. 372. ſq. Iſelins Geſchichte der Menſchheit, I. S. 256.

der eingebildeten Verwandtſchaft der Javaneſer mit den Crocodilen *)?

Was zu den ſo mannichfaltigen Verunſtaltungen des Körpers in der Abſicht ihn zu verſchönern? Was zu der Gewiſſenhaftigkeit der einen bey den gleichgültigſten Handlungen, und der Gleichgültigkeit der andern bey den abſcheulichſten Vergehungen? Zu den ſo vielen abergläubiſchen Vorſtellungen von dem, was Glück und Unglück bringe **)?

Was anders, wird vielleicht mancher hiebey denken, als daß nichts ſo ſonderbares geträumt werden kann, was nicht irgend ein Menſch einmal geglaubt, gethan, oder zu thun Luſt gehabt hat.

§. 3.

Verſchiedene Meynungen von der Natur und Beſtimmung des Menſchen.

So weit dieſe Erſcheinungen der menſchlichen Natur von einander abweichen; eben ſo ſehr unterſcheiden ſich von einander die Meynungen von dem Grund und der

S. 256. Recherches philoſoph. ſur les Americains, vol. II. p. 229. ſeq. G. A. 1772. S. 405.

*) S. *Hawkeſworth* Account III. p. 757 59.

**) Die auch unter uns bey einigen Perſonen übel angeſchriebene Zahl 13 iſt bey einigen Tatarn in dem beſondern Verdachte, daß alles, was ein Menſch in dem jedesmaligen 13 Jahre, von ſeiner Geburt an gerechnet, vornehme, unglücklich ablaufen müſſe. S. *Recueil des Voyages au Nord* IV. 150. Bey den Mexicanern hingegen ſoll es eine heilige Zahl geweſen ſeyn. G. A. 1781. Zug. S. 381.

der Beſtimmung derſelben. Die einen halten dafür, daß der menſchliche Geiſt zur Strafe für Vergehungen, die er in einem vollkommnern Zuſtande ehedem begangen, auf dieſe Unterw lt verwieſen, und in einen ſolchen Körper von grober Materie eingekerkert worden ſey; und daß daher alle ſeine Bemühungen dahin gerichtet ſeyn müſſen, vom Körper und von der Sinnlichkeit ſich abzuziehen, und an den Tod als ſeine Befreyung zu denken *). Ein anderer hat ſich einfallen laſſen zu behaupten, daß der Menſch den Geſetzen ſeiner Natur ungetreu geworden, und aus ſeiner Beſtimmung ausgetreten ſey, als er ſich erlaubte zu denken, und in beſtändiger Geſellſchaft mit ſeines Gleichen zu leben; daß das menſchliche Geſchlecht glücklicher in Wäldern vereinzelt, bey den rohen Früchten der Erde ſeyn würde, als in Städten im Flor der Wiſſenſchaften und Künſte, unter Geſetzen und Obrigkeiten **).

Die einen behaupten, daß es für den menſchlichen Willen und die Geſellſchaften keine andere Geſetze gebe, als die ein jeder ſich ſelbſt, oder höchſtens die Geſellſchaft durch Verträge macht †).

Andere hingegen behaupten, daß die ewigen Geſetze der Wahrheit und des Rechts ewig, wie der Urheber der Natur, dem Menſchen dergeſtalt ins Herz geſchrieben ſeyn, daß jeder ſie erkennen, und wenn nicht deutlich

---

*) Die alten Pythagoräer, und auch Plato.

**) *Rouſſeau* Diſcours ſur l'origine & les fondemens de 'inegalité parmi les hommes.

†) Die Epikurer und Hobbeſianer.

deutlich mittelſt der Vernunft erkennen, ſo doch im Gewiſſen empfinden müſſe *).

Die einen halten ihn fähig eine Tugend zu erreichen, durch die er den Göttern gleich, ja über den Jupiter ſelbſt erhaben würde **). Andere ſehen in den beſten Handlungen der Menſchen nichts als glänzende Laſter. Die einen machen ihn zum Herrn des Schickſals, die andern zum Sklaven. Nach jenen kann er ſo frey, ſo glückſelig, ſo vollkommen ſeyn, als er nur will. Nach dieſen iſt ſeine Tugend, ſeine Glückſeligkeit das Werk des Zufalls, der Organiſation und des Klima, oder der Regierungsform, und der dadurch erweckten Leidenſchaften.

Die ganze Weisheit des Menſchen ſchränkt eine Secte auf den Genuß dieſes Lebens ein; eine andere auf die Verleugnung und Unterdrückung der natürlichſten Triebe, um dadurch ewiger Seligkeiten nach dem Tode theilhaftig zu werden. Und die beſte Art, dieſes Leben zu genießen — wie verſchieden wird ſie nicht beſchrieben! Anders vom Epikur in ſeinen Gärten; anders vom Ariſtipp an königlichen Tafeln; anders vom verehrungswürdigen Epiktet, der Feſſeln trägt; anders vom Seher Plato.

§. 4.

*) Sokratiker, Platoniker, Stoiker.

**) Omnes mortales multo antecedes, non multo te dii antecedent. — Eſt aliquid, quo ſapiens antecedat Deum. Ille naturae beneficio non timet, ſuo ſapiens. — *Seneca* epiſt. LIII. *comp.* epiſt LXXIII. Mehrere ſolche Ausſprüche ſ. beym *Lipſius* manuduct. ad philoſoph. Stoic. lib. III. diſſ. XIV.

§. 4.

Mittel zur Erkenntniß der Natur des menſchlichen Gemüthes zu gelangen.

Um bey dieſer Mannichfaltigkeit ſo ſehr einander entgegenſtrebender Erſcheinungen und Muthmaßungen zu einiger Gewißheit von der Natur des menſchlichen Geiſtes zu gelangen: muß man vor allen Dingen ſich ſelbſt beobachten. Seine gegenwärtigen Geſinnungen und Neigungen mit ſeinen ehmaligen vergleichen; nicht blos auf diejenigen aufmerkſam ſeyn, die durch volle Handlungen zum Ausbruch kommen; ſondern auch auf diejenigen, denen die Vernunft ſich widerſetzt, die ſie in der Geburt erſtickt. Man muß nicht den beſſern oder ſchlimmern Schein, der andere blendet, ſich ſelbſt auch blenden laſſen, ſeine guten oder böſen Eigenſchaften zu verkennen, wie ſie von andern verkannt werden. Man muß die Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft und die Empfindſamkeit ſeines Gemüthes dazu anwenden, daß man ſich in allerhand Situationen, in denen man auch noch nie wirklich geweſen iſt, vielleicht nie ſeyn wird, in Gedanken verſetzt, und zuſehen, was für Anwandlungen, was für Triebe ſich verſpüren laſſen. Selbſt die Träume verdienen mit in Betrachtung gezogen zu werden. Denn nur die Vorſtellungen in denſelben ſind anders, losgebundener von einander; die Grundgeſetze des Willens ſind dieſelben *).

Durch

---

*) Quand on interroge ſon coeur, pour connoitre, ſoit en general ſes penchans, ſoit en particulier les motifs, qui nous portent à faire telle ou telle choſe, à prendre

Durch alle Beobachtungen über ſich ſelbſt kann ein Menſch doch nur ſein eigenes Naturell erforſchen, nicht, was in andern Menſchen vorgeht, nicht, was der menſchlichen Natur überall zukömmt, entdecken. Aber wenn andere gleichfalls Beobachtungen über ſich anſtellen, und aufrichtig ſie mittheilen; ſo entſtehet allmählig Grund zu allgemeinen Folgerungen. Denn was in ſehr vielen Fällen übereinſtimmend ſich findet, das kann in Anſehung der Fälle, von denen man die Erfahrung nicht hat, vermuthet werden, ſo lange bis die Erfahrung das Gegentheil beweiſet.

Vieles von der Natur des menſchlichen Willens iſt auf dieſe Weiſe zur hinlänglichen Gewißheit gebracht worden. Gar oft aber fehlt dieſe Hülfe. Nicht nur, weil die meiſten Menſchen ſich davor hüten, die Geſchichte ihres Herzens in allen Stücken aufrichtig mitzutheilen; ſondern weil es auch vielen an gründlicher Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt fehlt; weil die Eigenliebe, oder irgend ein anderer Trieb, von manchen Bemerkungen abhält, Vorurtheile ihre Beobachtungen verdunkeln und verfälſchen.

Wie ſehr wäre es nicht zu wünſchen, daß wahre Philoſophen, denen es an Kraft der Selbſterkenntniß nicht fehlet, und die den Werth der genauern Kenntniß

der

---

prendre tel ou tel parti; il ne faut pas s'en tenir à ſes premieres reponſes. Il faut y employer la même addreſſe, qu'employe un juge, pour tirer la verité de la bouche d'un criminel Il faut par un examen opiniatre, le forcer à nous deceler toutes ſes vûes, à nous developper tous ſes replis. V. *l'Abb. Trublet* ſur la morale en general, Eſſ. Tom. IV.

der menſchlichen Seele zu ſchätzen wiſſen, die Geſchichte ihres Herzens vollſtändig und aufrichtig niederſchrieben; und wenn nicht bey ihren Lebzeiten, welches freylich bey den geſetzten Bedingungen die Klugheit nicht immer erlauben mögte, ſo doch nach ihrem Tode, wenns nöthig wäre, gleichwohl noch mit Weglaſſung aller Namen, bekannt werden ließen! Wenn ſie, ſo viel ſie könnten, auf den Urſprung jeder ihrer Neigungen zurückgiengen, und bemerkten, wie viel ſich davon in der Kindheit und Jugend ſchon gezeigt, wie es ſich verändert, oder beſtändig geblieben, und was durch beygebrachte Meynungen, durch entſtandenes Intereſſe, durch neue Leidenſchaften, durch die Macht des Beyſpiels, durch Freyheit und durch Zwang dabey bewirkt worden? Sich ſelbſt wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade richtig hierinn beurtheilen zu können, darf von einem Philoſophen gefordert werden; und wo er ſeinem Scharfſinn nicht mehr trauen darf, da hört ſeine Erzählung auf. Wer nicht ſeine ganze Geſchichte liefern kann; liefere uns doch wenigſtens getreue Beſchreibungen einzelner Stücke ſeines Characters und ſeiner Wirkungen, die Geſchichte einzelner Leidenſchaften, ihres Urſprungs, ihrer Wirkungen, der mißlungenen und der gutabgelaufenen Curart; ohne Verſchönerung, Uebertreibung und Verſtellung. Was er ohne Religion dabey ausgerichtet hat, und nicht ohne dieſes Mittel ausrichten konnte. Unter welchen Umſtänden er es nöthiger oder entbehrlicher bey ſich gefunden hat, kräftiger oder unwirkſamer, und ſo weiter. Auf gleiche Weiſe könnten verſtändige Eltern und Erzieher der Pſychologie einen Dienſt erweiſen; wenn ſie die ihnen vorkommenden ſeltnern Fälle,

Beobach-

Beobachtungen aus der Seelengeſchichte, bekannt machen wollten; nach Art derjenigen Beobachtungen, die die Phyſik und Medicin in ſo großer Menge aufzuweiſen haben.

Die Wiſſenſchaften würden alle ſehr mager ausſehen, und weder der Natur des menſchlichen Verſtandes, noch der Abſicht, ſie fürs Leben zu nutzen, angemeſſen ſeyn; wenn ſie ſich ganz allein auf dasjenige einſchränken ſollten, was durch die **Beobachtung** unmittelbar erkannt und gewiß gemacht worden iſt. Schlüſſe und **Vermuthungen**, die aus guten Gründen entſtehen, finden in den Wiſſenſchaften wie im gemeinen Leben ſtatt, da wo die Erfahrung aufhört. Auf dieſe Weiſe entſtehen unzählige unläugbar vernünftige Urtheile von Urſachen, die den Sinnen ſich verborgen halten, und von Wirkungen, die erſt kommen ſollen. Die nachfolgende Erfahrung hat ſie allezeit, oder doch in den meiſten Fällen, beſtätigt.

Solche **Schlüſſe** ſind alſo auch in der Wiſſenſchaft vom menſchlichen Willen zuläſſig und nothwendig. Aber freylich gereicht es dieſer Wiſſenſchaft nicht zur Vollkommenheit, daß ſo vieles in derſelben nur durch Schlüſſe, nicht durch unmittelbare Beobachtung, ſich erkennen läſſet. Und zwar durch Schlüſſe, denen beſonders viele Schwierigkeiten im Wege ſtehen.

Die Triebe des menſchlichen Geiſtes, denen der Wille eines jeden Menſchen nothwendig folgt, die Gründe und Folgen jedweder Neigung, das Verhältniß aller unter einander; dies alles ſoll erkannt werden. Und die Menſchen laſſen nur ihr Aeußerliches ſehn; laſſen ſichs ſo oft angelegen ſeyn, die Triebfedern ihrer Handlungen

zu verbergen, und unter einem angenommenen Schein ſich zu zeigen. Wie ſoll denn da Wahrheit, allgemein paſſende Wahrheit, zum Vorſchein kommen? —

Geometriſch erwieſene freylich wohl nie. Aber wenn doch, nach der vollſtändigen Uebereinſtimmung vieler ſicherer Beobachtungen und Geſtändniſſe, ſolche Handlungen allezeit nur von ſolchen Neigungen, oder meiſtentheils davon herrühren; bey einer ſolchen Neigung eine ſolche andere ſelten, oder nie, oder immer, oder gewöhnlich Statt findet; noch mehr, wenn nach allem, was unſer Verſtand Grundwahrheit nennen kann, ſolche Wirkungen bey ſolchen Urſachen, ein ſolches Stück des Characters bey einem ſolchen andern allein nur, oder doch vielmehr, begreiflich iſt: ſo wird es vernünftig, zu glauben, wahrſcheinlich in verſchiedenen Graden, daß, wo das eine iſt, das andere auch ſeyn müſſe, wo das eine fehlt, das andere auch fehlen müſſe, u. ſ. w. Es erhellet hiebey leicht, daß die Zuverläßigkeit dieſer pſychologiſchen Schlüſſe zuförderſt von der Menge ſicherer Erfahrungskenntniſſe abhänge, die der Schließende in ſeiner Gewalt hat. Denn wie das Argument von der Analogie ähnlicher Fälle einleuchtend ſchwach iſt; wenn einem nur ein unendlich kleiner Theil der mit einander zu vergleichenden Fälle bekannt iſt: alſo iſt durch die alltägliche Erfahrung bewieſen, wie trüglich das Argument von der Begreiflichkeit und Unbegreiflichkeit gleichfalls bey denen iſt, die nur wenige Erfahrungen haben. So unbegreiflich und widerſinniſch jenem König von Siam, und den Einwohnern der freundſchaftlichen Inſeln, das Gefrieren des Waſſers vorkam: eben ſo unbegreiflich müſſen das Menſchenfreſſen, die Ehrfurcht

für

für die Excremente des Dalai Lama, und hundert andere Dinge demjenigeu ſeyn, deſſen Begriffe nur noch die Erſcheinungen ſeiner Europäiſchen Vaterſtadt in ſich faſſen.

Geſchichte, Lebensbeſchreibungen, Reiſebeſchreibungen und Völkergeſchichte, ſind alſo auch hier das Fundament feſtſtehender, brauchbarer Philoſophie. Aber nicht alles, was erzählt und nacherzählt wird, iſt hiſtoriſche Wahrheit. Und je ſchwerer es bey der Beobachtung ſinnlicher Erſcheinungen auch für den unmittelbaren Augenzeugen iſt, recht zu ſehen, alles zu ſehen, nichts die Vernunft, nichts die Imagination hinzuſetzen zu laſſen: deſto ſchärfere Prüfung der Glaubwürdigkeit der Nachrichten iſt auch alsdann noch nöthig, wenn nicht die Vorerkenntniſſe des Geſchichtſchreibers in Sprachen und Wiſſenſchaften, nicht ſeine Gelegenheit zur Beobachtung, nicht ſeine Abſicht getreu zu erzählen, in Zweifel gezogen werden können. Und nicht in den meiſten Fällen, ſonderlich in den Nachrichten von fremden Völkern, finden ſich auch nur dieſe letztern Bedingungen alle beyſammen. Die Begierde, etwas neues, merkwürdiges, auffallendes, wenn auch nicht etwas irgend eine Lieblingsmeynung oder Neigung begünſtigendes, ſagen zu können, iſt dem Menſchen gar zu natürlich; um nicht auch gute und verſtändige Menſchen vom ſchmalen Wege der Wahrheit hie und da leicht ein wenig ableiten zu können.

Nie muß man den allgemeinen Ausſprüchen und Schilderungen der Geſchichtſchreiber von den Sitten und Neigungen der Völker und Perſonen, deren Geſchichte ſie uns geben wollen, geradezu trauen; ſondern nach

Factis ſich umſehen, die ſie beybringen, nicht bloß itzt, indem ſie ihre allgemeinen Sätze aufſtellen, ſondern hie und da im Zuſammenhange der Begebenheiten, wo ſie ans Räſonniren gerade am wenigſten denken. So kann man den Geſchichtſchreiber oft aus ihm ſelbſt berichtigen, oder gelinder es auszudrücken, erklären.

Vor allen Dingen aber und bey jedem Hülfsmittel, das man zur Kenntniß der Menſchheit gebraucht, muß man den feſten Vorſatz faſſen, den Menſchen zu nehmen, wie er iſt; und nicht irgendwo ſeine Aufmerkſamkeit zurück ziehen, oder ſeinen Witz anſtrengen, um ihn nicht etwa beſſer oder ſchlimmer zu finden, als er vorgefaßten Meynungen gemäß erſcheinen ſollte. Man muß vor Einſeitigkeit ſich hüten; nicht nach einem Verhältniſſe würdigen, oder aus einem Grunde allein erklären wollen, bevor man ſich überzeugt hat, daß mehrere dabey nicht vorkommen. Und dies wird, da in der Welt alles ſo ſehr zuſammenhält und einander beſtimmt, der Fall gewiß nicht oft ſeyn. Dieſe Vorſicht, ſeine Unterſuchungen nach allen Seiten hinlaufen zu laſſen, wird dann auch vor der geſchwinden Allgemeinmachung, oder andern Uebertreibungen der Schlußfolgen, bewahren.

§. 5.

Anzeige einiger vorzüglicher Schriften über dieſen Theil der Philoſophie.

So wenig allgemeine Wahrheiten durch Zeugniß oder Auctorität eines Menſchen bewieſen werden können: ſo ſehr nützlich und nöthig iſt es doch, beym Nachdenken über

über dieſelben die Urtheile anderer und deren Gründe in Betrachtung zu ziehen; um mit den verſchiedenen Geſichtspuncten, unter denen eine Sache angeſehen werden kann, mit mehrern Eigenſchaften und Verhältniſſen derſelben, als man für ſich nicht bemerkt haben würde, bekannt zu werden; um ſeine Fehlſchlüſſe und falſchen Vorausſetzungen darnach zu beſſern.

Zur Verfertigung eines vollſtändigen Verzeichniſſes aller merkwürdigen Schriften über die Natur des menſchlichen Willens, und die allgemeinſten Gründe der Tugend und Glückſeligkeit, finde ich mich nicht geſchickt *). Und die genaue Bemerkung aller Schritte, durch welche die Menſchen zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß dieſer Dinge fortgegangen ſind, oder die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft, kann nach der Wiſſenſchaft ſelbſt beſſer, als in der Einleitung zu derſelben, vorkommen. Um aber doch die Anzeige der Mittel, die zur Beförderung des Fortganges in derſelben nöthig ſind, nicht ganz unvollſtändig zu laſſen, will ich diejenigen hier namhaft machen, die in einem allgemeinen großen Anſehen ſtehen, und als vorzüglich brauchbar mir ſelbſt durch Erfahrung bekannt ſind. Wolf hat unter dem Namen der allgemeinen praktiſchen Philoſophie die Wiſſenſchaft, von welcher hier die Rede iſt, bearbeitet; ſehr weitläuftig, in dem lateiniſchen Werke, welches aus zwey Quartbänden beſteht **); kurz, in dem erſten Theile der

 Sitten-

*) Man ſehe Hißmanns Anleitung zur philoſ. Bücherkenntniß. S. 299. ff.

**) Philoſophia practica univerſalis, methodo ſcientifica pertractata, *pars prior* 1738. *iterum* 1744. *pars poſterior* 1739.

Sittenlehre, oder der Vernünftigen Gedanken von der Menſchen Thun und Laſſen, S. 1 - 143. Um alle ſeine Lehrbegriffe von der Natur des menſchlichen Willens kennen zu lernen, muß man aus ſeiner Pſychologie die dahin gehörigen Kapitel mitnehmen *). Noch wird man manche Unterſuchungen vermiſſen, die zu den wichtigſten gehören; beſonders diejenigen, die die Gründe der menſchlichen Willenstriebe, deren Verhältniß zu einander, und ihre Veränderlichkeit betreffen. Wolf ſuchte die Lehren der geometriſchen Lehrart, mehr als noch nie geſchehen war, in der Philoſophie anzuwenden. Und das dieſen Regeln gemäße Verfahren, vor allen Dingen deutliche Grundbegriffe und Grundſätze feſtzuſetzen, mittelſt derſelben alle Sätze aus einander abzuleiten, oder mit einander zu verknüpfen, und alſo zu ſtellen, daß ihr Zuſammenhang und ihre Folge aus einander immer leicht gefunden werden könne, hat auch ſeinen Meditationen in der praktiſchen Philoſophie das Leichte und Lichtvolle verſchaffet, welches nicht nur dem Anfänger das Studium erleichtert, und die erſten Schritte mit Vorſichtigkeit zu thun gewöhnt, ſondern auch allemal bey Schriften, die die Ueberzeugung zur Abſicht haben, zu den weſentlichen Vollkommenheiten gehöret. In der Kunſt, Begriffe fruchtbar zu machen durch Folgerungen und Anwendungen, und recht vieles unter einen weitreichenden Geſichtspunct zu ordnen, wird dieſer Philoſoph nicht leicht von einem andern übertroffen werden.

Aber

---

*) Pſychologia empirica 1732. *it.* 1738. Pſychologia rationalis 1734. *it.* 1740.

Aber eben die Regeln, aus denen die Vorzüge der Wolfiſchen Philoſophie herſtammen, haben auch ihre Mängel hauptſächlich veranlaſſet; dadurch nämlich, daß er auf jene allein zu ſehr geſehen, und andere Regeln und Vollkommenheiten darüber vernachläßiget hat. Wolf hat der Einfachheit des Syſtems die wahre Gründlichkeit bisweilen aufgeopfert. Indem er zu ſehr darauf bedacht iſt, an wenige Grundſätze und Grundbegriffe alles zu ketten, und immer geraden Gang fortzugehen, wird er oft in ſeinen Unterſuchungen unvollſtändig, leitet von einem Grunde allein ab, was noch mehrere Urſachen hat, überſieht alle diejenigen Erſcheinungen, die nicht in ſeinem Wege liegen, und liefert alſo am Ende eine zu magere, ſkeletirte Vorſtellung der Natur, aus welcher man ihre ganze Geſtalt und ihre Bewegungen nicht hinlänglich kennen lernt *). Seine Grundſätze ſelbſt ſind nicht allemal aus genugſam vollſtändigen Inductionen abgezogen; ſeine Grundbegriffe bisweilen wichtige feine Bemerkungen, aber nicht reciprocable Sätze, nicht vollſtändige und genau beſtimmte Erklärungen **).

*) Wenn er auch bisweilen auf Nebenbemerkungen anderweitiger Gründe einer Sache kömmt: ſo ſcheint er ſich ungern zu entſchließen, ſie anzuführen, und ihrentwegen ein wenig abzubeugen. S. z. B. Pſychol. empiric. ad §. 530.

**) So hat er es, bey der vortreflichen und tiefſinnigen Anlage der Begriffe von Pflicht und Verbindlichkeit, einzig darinn verſehen, daß er zur Verbindlichkeit nur die Verknüpfung irgend eines Beweggrundes mit einer Handlung zu erfordern ſcheint; da er hätte ſetzen ſollen, eines überwiegend vernünftigen, oder vor der Ver-

Kurz, Wolf kann nur zum Muſter gewählt werden, bey der Zergliederung und Ordnung gegebener Begriffe, zu meiſt auch ſchon gegebenen Schlußfolgen; nicht, wo es darauf ankömmt, durch Mannichfaltigkeit der Beobachtungen neue Realbegriffe zu finden, ſie zu erweitern oder einzuſchränken. Hierinn haben ihn verſchiedene Ausländer übertroffen; beſonders einige Engländer. Hutcheſon hat die Bahn gebrochen, auf welcher viele mit dem beſten Fortgange ihm gefolgt ſind. Bereichert mit den beſten Ideen der Alten, tiefſinnig und empfindſam, blickte er in ſich ſelbſt, verfolgte ſeine Empfindungen nach allen Wendungen, und entdeckte neue Triebfedern in der menſchlichen Seele *). Man klagt, daß er ſchwer zu verſtehen ſey, und er iſt von manchen mißverſtanden worden. Zu verwundern iſt es auch nicht; die Materien ſind ſchwer, und ſeine Behandlungsart iſt tiefſinnig, und oft neu. Aber man wird mit ungemeinem Vortheil und Vergnügen ihn leſen, wenn man mit anhaltender Aufmerkſamkeit es thut.

---

nunft entſcheidenden Bewegungsgrundes. Dadurch hat er einen der beſten von ihm erfundenen Lehrbegriffe den entſetzlichſten Folgerungen ausgeſetzt, mit denen noch immer viele ihn beſtreiten.

*) Einen beſtimmten deutlichen Begriff von der Sympathie finde ich wenigſtens bey keinem Moraliſten vor ihm. Außer dem erſten Buche und einigen Abſchnitten des 2ten Buches ſeiner Sittenlehre der Vernunft, (Syſtem of moral philoſophy. Lond. 1755. 2 Vol. 4. überſ. 1756.) gehören noch hieher die Abh. über die Natur und Beherrſchung der Leidenſchaften, und die Unterſuchung unſrer Begriffe von Schönheit und Tugend.

thut. Shafteſsbury iſt in einigen Stücken Hutcheſons Vorgänger geweſen *). Er hat nämlich gleichfalls Reize der Tugend behauptet, die unabhängig von den Hoffnungen der Religion, und überhaupt allen nützlichen Folgen derſelben, ihr zukämen und gefühlt würden. Aber dies haben freylich längſt Griechen und Römer auch behauptet. Und die zerſtreuten feinen Bemerkungen, die Shafteſsbury in ſeiner ungebundenen und witzigen Manier über die Gegenſtände der Moralphiloſophie gemacht hat, ſind lange noch nicht hinreichend, ihn mit Hutcheſon in eine Claſſe zu ſetzen: ob er gleich immer ein ſehr angenehmer und zum Nachdenken Anlaß gebender Schriftſteller bleibt. Hume hat in dem Aufſatze von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Bemühungen, den er hinterließ, ſeinen Verſuch über die Gründe der Moral für die beſte ſeiner philoſophiſchen Arbeiten ſelbſt erklärt **). Es iſt eine Erfüllung der Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich hier bekenne, daß, bey der erſten Entwickelung und Anordnung meiner Begriffe, dies Buch mir mehr als irgend ein anderes zu Statten gekommen iſt. Weit davon entfernt, den Skepticismus, dem er bey andern Unterſuchungen zu ſehr ſich überlaſſen hat, hier anzuwenden; ſcheint er vielmehr ſeinen Scharfſinn bisweilen zurück gehalten zu haben, durch die Furcht, den Werth der Tugend zweifelhaft zu machen. Durch Hutcheſon und Hume und ihre Gegner in alle die

 Wege

*) S. Characteriſticks. Vol. II. und III.

**) S. The life of David Hume. 1777. 8.

Wege der Unterſuchungen über die Gründe der Sittenlehre eingeleitet, und ſelbſt Denker und Beobachter von nicht gemeiner Art, hat Shmith in ſeiner Theorie der moraliſchen Empfindungen *) manche Lehrſtücke, beſonders aber das von der Sympathie, oder Theilnehmung an fremden Empfindungen, Handlungen und Geſinnungen, vollſtändiger, genauer und deutlicher ausgeführt. Die Vorſtellung und Beurtheilung der berühmteſten Lehrgebäude alter und neuerer Moraliſten, macht einen Theil ſeines Buches aus, das zu den vortrefflichſten in aller Abſicht in dieſem Fache gezählt zu werden verdient.

Die den Grundſätzen dieſer Engländer entgegengeſetzteſten Behauptungen von den Gründen und Abſichten der menſchlichen Willenstriebe und freyen Handlungen, findet man bey den franzöſiſchen Moraliſten. Man könnte faſt ſagen, ihre philoſophiſchen Syſteme verhalten ſich gegen einander, wie die Staatsverfaſſungen der beiden Nationen. Im franzöſiſchen Syſtem herrſcht irgend ein Grundſatz, eine Hypotheſe, mit unumſchränkter Monarchie. Immer läßt ſich vieles daraus lernen.

Helvetius, dem wegen ſeines Buchs de l'Eſprit in dieſen Unterſuchungen ohne Zweifel die erſte Stelle unter ſeinen Landsleuten gebühret, hat faſt eben ſo vielen Anſpruch auf meine Erkenntlichkeit, als

*) The Theory of moral ſentiments. Edit. 3. Lond. 1768. Franz. unter dem Titel: Methaphyſique de l'ame, ou Theorie &c. Deutſch vom ſel. Rautenberg.

als Hume. Und er wird einem jeden Forſcher gute Dienſte thun, der bereits im Stande iſt, die zum Theil ſehr anſtößigen Uebertreibungen und Uebereilungen eines ſcharfſinnigen, aber lebhaften und bey gewiſſen Dingen durch Vorurtheile eingenommenen Schriftſtellers von dem Wahren, das in ſeinen Gründen liegt, abzuſondern. Ja wenn einer nur in der Abſicht lieſt, um Geſichtspuncte und Anläſſe zum Denken zu bekommen, ſelbſt denken will und kann: ſo braucht er vielleicht nur den Malebranche noch zum Helvetius hinzu zu nehmen, um mit franzöſiſcher Lectüre zum Studio der allgemeinen praktiſchen Philoſophie hinlänglich ausgerüſtet zu ſeyn. Will er weiter gehen, ſo können ihm Montagne, la Bruyere, Rochefoucault, Trüblet und Touſſaint, ohngefähr in der Rangordnung, wie ſie hier genannt ſind, empfohlen werden.

Von den Alten müſſen zum wenigſten Cicero in den Büchern de finibus und de legibus; Plutarch in vielen ſeiner ſogenannten moraliſchen Aufſätze, und in den Lebensbeſchreibungen, und, um alle mögliche Streitpuncte kennen zu lernen, Sextus Empirikus ſtudiert werden.

Redner und Dichter ſind Maler der Natur, auch der ſittlichen; und die theoretiſchen Grundſätze ihrer Wiſſenſchaft liegen innerhalb des Gebietes der Pſychologie, und betreffen vornehmlich die Natur der feinern Empfindungen und Leidenſchaften. Es verſteht ſich alſo, daß für die praktiſche Philoſophie aus dieſer Claſſe der Schriften vieles ſich gebrauchen läßt; ſowol aus den praktiſchen, als den theoretiſchen. Von

den erſtern wird man hier keine Auswahl erwarten. Unter den letztern aber gehören, nach einem ziemlich allgemeinen Urtheil, dem ich aufrichtig beytrete, Home's Grundſätze der Critik, und Sulzers Theorie der angenehmen Empfindungen, und Theorie der ſchönen Künſte zum engſten Ausſchuſſe; obgleich der erſte dieſer beiden vortrefflichen Schriftſteller der letzten Gründe zu viel, und der letzte deren zu wenig anzunehmen ſcheint.

Erſtes

Erſtes Buch.

Grundlehren von den Geſetzen und Zuſtånden des menſchlichen Willens.

Abſchnitt I.

Von den offenbarſten Grundgeſetzen des menſchlichen Willens.

Kapitel I.

Abhångigkeit des Willens von der Erkenntniß.

§. 1.

Allgemeinſter Begriff vom Willen und deſſen Verhåltniß zum Verſtande.

Gleichwie dem menſchlichen Geiſte Erkenntniß-kraft (Verſtand in der allerweitlåuftigſten Bedeutung) zugeſchrieben wird, wegen der Gewahr-nehmungen und Vorſtellungen, die in ihm aufſteigen, der

der Ueberlegung und Unterſuchung, wozu jene ihm Anlaß geben: alſo wird Willenskraft oder Begehrungsvermögen in ihm angenommen, darum daß er bey ſeinen Empfindungen und Vorſtellungen nicht gleichgültig bleibt; ſondern mit Wohlgefallen oder Mißfallen dabey erfüllt, zu Begierden oder Verabſcheuungen, und nach dieſen ſich richtenden Entſchließungen und Handlungen erweckt wird.

In Rückſicht auf die einzelnen Arten der Begierden, oder des Wohlgefallens an gewiſſen Empfindungen und Vorſtellungen, unterſcheidet man die mehrern Neigungen des Willens; die auch Triebe, Willenstriebe genannt werden, in ſo fern Thätigkeit damit verknüpft iſt, Handlungen daraus entſpringen.

Schon dieſe Begriffe lehren, und jedwede Beobachtung beſtätigt es, daß die Willenskraft von der Vorſtellungskraft abhängig iſt. Keine Begierde, keine Verabſcheuung, keine Art von Willensäußerung wird je vorkommen, oder läßt ſich auch nur denken, ohne daß etwas durch Empfindung oder Vorſtellung der Seele gegenwärtig iſt, was dies Wohlgefallen oder Mißfallen ihr erwecke, zu Begierden oder Verabſcheuungen ſie reize. Die Vorſtellungen und Empfindungen, die dieſes thun, werden in dieſer Rückſicht Reize, Antriebe, Beweggründe genannt.

Es ſind dies nicht immer klare und deutliche Vorſtellungen, ſie kommen nicht immer zum völligen und unterſcheidenden Bewußtſeyn der Seele. Oft will der Menſch etwas, verabſcheuet etwas, und weiß nicht recht, was; oft iſt er ſich ſeiner Beweggründe nicht genau und vollſtändig bewußt. Aber es kann dies um

ſo

ſo viel weniger einen Zweifelsgrund gegen die Allgemeinheit des Geſetzes der Abhängigkeit des Willens von der Erkenntniß abgeben; je öfter Menſchen, die zur Unterſuchung einigermaßen geſchickt ſind, die Gründe, die ihren Willen, ihre Entſchließungen, beſtimmt hatten, nachher erſt mit aller Zuverläßigkeit entdecken, da ſie ſich beym Urſprung der Willensäußerung verborgen hielten. Insbeſondere kann es auch geſchehen, daß man einen Entſchluß aus Gründen gefaßt hat, und dennoch bey einer folgenden Gelegenheit, da man ihn äußert, nicht gleich an dieſe Gründe ſich erinnert, die einen dazu beſtimmt haben; falſche, ſchwächere Gründe davon angiebt; auf einmal aber wie aus einem Traume erwacht, und des wahren, ſtärkſten Beweggrundes, aus dem der Entſchluß abſtammet, ſich bewußt wird. Es kann ſeyn, daß in ſolchen Fällen die erſten eigenthümlichen Gründe gar nicht wirkten, ſondern nur die vorher durch ſie erweckten, und dem Schlußurtheile angehängten allgemeinen Ideen von Richtigkeit, Pflicht, Nothwendigkeit. Es kann aber auch ſeyn, daß ſie nur nicht abgeſondert und deutlich genug da waren. Denn es iſt ſonſt in der Pſychologie ausgemacht genug, daß die Unterſcheidung und deutliche Gewahrnehmung einer Vorſtellung nicht von denſelben Gründen und Bedingungen abhängt, nach welchen ihre Wirkſamkeit im Gemüthe ſich richtet. Die folgenden Unterſuchungen werden mehrere Beobachtungen hierüber enthalten. Allemal beweiſet die angezeigte Erfahrung, daß wenigſtens entfernter Weiſe die Willensäußerungen von Beweggründen herrühren können, deren man ſich nicht bewußt iſt; und daß man es nicht allemal für Verſtellung und erdichtete Entſchuldigung

halten dürfe, wenn ein Menſch Beweggründe gehabt zu haben vorgiebt, an die er ſich doch nicht gleich erinnern konnte.

Der Wille hängt vom Verſtande oder der Erkenntniß ab; aber ſagt man nicht auch, daß der Verſtand, daß Vorſtellungen und Urtheile vom Willen abhängen? Und macht dies nun zuſammen nicht einen ſonderbaren Zirkel; bey dem vielleicht die Hoffnung, in der Geſchichte des menſchlichen Gemüthes etwas zu ergründen, alsbald verſchwinden muß?

Der Verſtand hängt vom Willen ab, heißt erſtlich ſo viel: der Menſch gebraucht ſeine Verſtandeskräfte, wie die Gliedmaßen ſeines Körpers, nach Luſt und Belieben; er richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf etwas, oder entzieht ſie ihm, öffnet ſeine Sinne, oder verſchließt ſie, wendet ſie ab. Es ſind dann aber doch allemal Erkenntniſſe (Perceptionen), die ihm dieſe Luſt erwecken, oder ihn nach einem andern Gegenſtande hinziehen; Empfindungen nämlich, oder Vorſtellungen. Die letzten Gründe dieſes Vermögens des Willens über die Erkenntniß liegen dann alſo doch, wenigſtens zum Theil, in dem Zuſtande des Erkenntnißvermögens, in andern gleichzeitigen, oder vorhergehenden Beſtimmungen deſſelben. Der Wille hat aber auch dadurch Macht über den Verſtand, daß er, mittelſt der Antriebe und des Einfluſſes ſeiner Neigungen, große Veränderung in den Vorſtellungen und Urtheilen bewirken kann.

Eben dadurch nämlich bewirkt er es, daß er die Aufmerkſamkeit auf das eine lenket, und vom andern abzieht; und daß er einigen Bemerkungen Klarheit und Gründe aus den herrſchenden, von den Leidenſchaften

rege erhaltenen Vorſtellungen verſchafft, die andern aber unentwickelt und unaufgeklärt läßt. Aber der Verſtand erkennt, und urtheilet doch nicht geradezu ſo, bloß darum, weil es der Wille ſo begehrt; ſondern zunächſt nur darum, weil er ſolche Beſchaffenheiten und ſolche Verhältniſſe ſich vorſtellt.

Erkenntniſſe entſtehen auch ohne den Willen, und oft gegen ihn. Nach der Erkenntniß aber, woher ſie auch immer entſtanden ſeyn mag, richtet ſich der Wille nothwendig. Der Wille, mögte man ſagen, kann dem Verſtande nicht als höchſter Beherrſcher gebieten, ſondern ihn nur bisweilen, wie ein eigennütziger Günſtling, verführen, wenn er nicht auf ſeiner Hut iſt. — Eigentlich ſind Verſtand und Wille dieſelbe Kraft, oder doch dieſelbe Seele, die durch das eine, was ſie empfindet, zu ihrem Verhalten gegen das andere beſtimmt wird. Und die Entdeckung der verſchiedenen Empfindungen, und ihrer Reize, wird die Geſetze des Willens offenbar machen.

§. 2.

Verſchiedenheit der Willensäußerungen nach den verſchiedenen Arten der Erkenntniſſe.

Man kann jedwedes Gewahrwerden der Seele ein Empfinden nennen, wenn nämlich jede Vorſtellung, die einigen Eindruck auf die Seele macht, ihren Zuſtand einigermaßen verändert, Empfindung heißen darf. Aber dasjenige, was man ſich vorſtellet, wird nicht immer empfunden. Wenn gleich die Vorſtellung empfunden

pfunden wird, ſo wird doch die Sache nicht empfunden, wie wenn ſie gegenwärtig iſt. Worinnen aber der Unterſchied zwiſchen der bloßen Vorſtellung und der Empfindung einer Sache recht eigentlich beſtehe; weiß ein jeder aus ſich ſelbſt am beſten.

Die von der eigentlichen Empfindung verſchiedenen bloßen Vorſtellungen einer Sache heißen **ſinnliche Vorſtellungen**, wenn ſie nur diejenigen Eigenſchaften enthalten, die unmittelbar den Sinnen bey der Empfindung ſich offenbaren.

Wenn ſie aber diejenigen Beſchaffenheiten und Verhältniſſe zu erkennen geben, die durch mehrere Beobachtungen und Unterſuchungen, durch die Vergleichung mehrerer Dinge oder mehrerer Folgen einer Sache ſich entdecken: ſo werden ſie **Verſtandes-Begriffe, Vernunft-Begriffe** genannt.

Hierauf gründet ſich die Eintheilung des Begehrungsvermögens in das Sinnliche, welches auch das Niedrige genannt wird, und das Vernünftige oder Höhere, welchem in der eigentlichſten Bedeutung der Name **Wille** zukömmt *).

Gleichwie aber die Begriffe, die der menſchliche Verſtand durch einige Beobachtungen und einiges Nachdenken ſich bildet, und die daraus entſtehenden Urtheile und

*) Man ſchreibt den unvernünftigen Thieren Begierden und Begehrungsvermögen, aber nicht Willen zu. Wenn man Wollen und Velle von βελειν ableitet: ſo rechtfertiget auch die Etymologie dieſe Einſchränkung der Bedeutung. Beym Titel dieſes Buches heißt aber Wille ſo viel, als das menſchliche Begehrungsvermögen überhaupt.

und Vernunftſchlüſſe nicht immer richtig, der genaueſten und volleſten Erkenntniß nicht immer gemäß ſind: alſo ſind die Begierden und Entſchließungen, die aus ſolchen Begriffen und Urtheilen entſpringen, auch nicht immer der wahren Beſchaffenheit, und den wahren Verhältniſſen der Dinge gemäß, noch die ſinnlichen Begierden und Verabſcheuungen denſelben nothwendig entgegen. Es kann vielmehr ſich ereugnen, daß der Antrieb, der aus der Empfindung kömmt, der Sache angemeſſener iſt, als der Entſchluß, zu welchem die Begriffe und Grundſätze unvollſtändiger Vernunfterkenntniſſe antreiben.

Aber da die einzelne Empfindung allein uns doch ſo ſelten diejenige Erkenntniß von den Dingen gewähret, auf die es bey der Einrichtung unſers Verhaltens ankömmt, und die Vernunft nicht nothwendig Irrthum verurſachet, ſondern nur, wenn wir ihre Geſetze und Vorſchriften nicht gehörig beobachten, wenn wir urtheilen, ehe wir unterſucht haben, oder in dem Urtheile weiter gehen, als wir den Gründen nach nicht thun ſollen; ſo erhellet, warum der vernünftige Wille überhaupt ſo ſehr über die ſinnlichen Begierden, Neigungen und Triebe geſetzt wird.

Die Kenntniſſe der Vernunft entſtehen allmälig in dem Menſchen, und ſehr langſam, wenn er ſich allein überlaſſen iſt; nothwendig wird er zuerſt durch ſinnliche Triebe geleitet. Zum Glück ſind dieſer Triebe denn auch ſo viele nicht; oder die Einſchränkung der Kräfte läſſet es nicht zu, daß er in dieſem Zuſtande vieles unternimmt. Durch Fehltritte aufmerkſam, thätig und weiſe zu werden, iſt des Menſchen Beſtimmung.

§. 3.

Verſchiedenheit der Willensäußerungen nach den verſchiedenen Graden der Erkenntniß oder der Stärke der Vorſtellungen.

Da der Wille durch Vorſtellungen *) wirkſam wird, ſo iſt die Folge nothwendig, daß ſeine Aeußerungen ſich auch nach der Intenſion und Menge der Vorſtellungen, die zugleich auf ihn wirken, richten müſſen. Auf dieſem Grundſatze beruht das Meiſte in der Willenslehre; daher darf die genauere Entwickelung deſſelben nicht verabſäumet werden. Alſo richten ſich die Willensäußerungen:

1) Nach der Intenſion der einzelnen Gewahrnehmungen, der Klarheit und Lebhaftigkeit der einzelnen Vorſtellungen. Ein ſchwacher Eindruck, eine dunkele Vorſtellung, bringen an und für ſich nie ſo ſtarke Gemüthsbewegungen hervor, als wenn eben dieſelben klar und lebhaft ſind. Wer eine Sache nur aus der Beſchreibung eines andern kennet, nicht aus Erfahrung, wer ſich nicht mehr recht daran erinnert, wer ſtumpfe blöde Sinne hat, oder ſie ſonſt nicht recht empfinden kann; den wird ſie nicht ſo afficiren, wie einen andern, der bey übrigens gleichen Umſtänden ſie aus eigener lebhafter Empfindung kennt, und noch im friſchen Andenken hat. Von Zuſätzen aus fremden Vorſtellungen ſoll aber hier noch gar nicht die Rede ſeyn. Denn

2) eine

---

*) So oft von Vorſtellungen ſchlecht hin und ohne Gegenſatz die Rede ſeyn wird: ſo hat man immer Empfindungen und jedwede Art von Gewahrnehmungen mit darunter zu verſtehen.

2) eine zweyte Urſache der mehrern Stärke einer Vorſtellung in Abſicht auf den Willen liegt in der Menge deſſen, was vorgeſtellt und gewahr genommen wird. Eine Bedingung aber hiebey iſt, daß die mehrern Vorſtellungen einartig wirken. Denn, wenn die eine Wohlgefallen und Begierde, die andere Mißfallen und Abſcheu erweckte; ſo könnten zwar mehrere Willensäußerungen, aber nicht eine ſtärkere erfolgen *). Vielmehr könnte Unvermögen, ſich zu etwas zu beſtimmen, oder Gleichgültigkeit die Folge davon ſeyn.

Ueberhaupt kömmt es nicht darauf an, ob die mehrern Vorſtellungen als Theile eines Ganzen, oder als Folgen aus einander, oder ſonſt zuſammen zu gehören ſcheinen. Je mehrere Seiten einer Sache, oder je mehrere Folgen und Verbindungen derſelben verdrüßlich ſind, deſto weniger Luſt und Begierde wird ſie erwecken; und deſto ſtärker werden dieſe werden, je mehr angenehmes man bey der Betrachtung derſelben entdeckt.

3) Die Deutlichkeit einer Vorſtellung beſteht darinn, daß man die Theile derſelben unterſcheidet, ihrer ſich beſonders bewußt iſt. Klarheit der Vorſtellungen von dieſen Theilen iſt alſo dabey erforderlich. In der Entfernung ſieht man eine Sache undeutlich, weil viele Theile derſelben zu dunkel bleiben, zu wenig afficiren. Und undeutliche Begriffe von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden hat man, wenn die Grundbegriffe, aus

 denen

*) S. doch von der Wirkung des Contraſts beym folgenden §.

denen die andern abgezogen oder zuſammen geſetzt ſind, einem ganz fehlen oder nur dunkel ſind. Aber die Stärke der einzelnen Eindrücke allein macht dennoch eine Vorſtellung noch nicht deutlich; und die Deutlichkeit nimmt nicht immer zu, wenn jene wächſet. Die Unterſcheidung der Theile, auf welcher die Deutlichkeit beruhet, erfordert Richtung der Aufmerkſamkeit auf die einzelnen Theile, die ohne einige Abziehung von den übrigen, ohne einige Abſonderung derſelben, nicht hinlänglich erfolget. Hieraus läßt ſich nun ſchon beurtheilen, ob deutliche Vorſtellungen mit mehrerer oder wenigerer Kraft auf den Willen wirken müſſen, als wenn eben dieſelben klar zwar, aber undeutlich, wahrgenommen werden? Wenn die Undeutlichkeit bloß davon herkömmt, daß die Theile noch zu wenig Licht haben, zu ſchwach afficiren: ſo muß mit der Deutlichkeit derſelben ihre Kraft in dem Willen zunehmen. Wenn aber von der Menge deſſen, was zu gleicher Zeit, oder ſchnell auf einander Eindruck macht, das Unvermögen, alles einzeln anzumerken, und folglich die Undeutlichkeit herrühret; Deutlichkeit nur durch Abſonderungen einiger Theile des Eindruckes zu bewirken iſt: ſo ſchwächt ihn dieſe, und jene befördert ihn. Und in dem Falle haben diejenigen, die den Werth der Dinge nicht nach deutlichen Begriffen der kaltblütigen Vernunft ſchätzen laſſen wollen, ſondern nach Gefühlen, in ſo weit recht, daß es kommen könnte, daß jene zu wenig von der Sache enthielten. Aber könnten nicht dieſe leicht zu viel enthalten? Allerdings. Eine zweyte Urſache, wodurch undeutliche Vorſtellungen vor den deutlichen Gewalt in dem Gemüthe erlangen, iſt dieß, daß ſich ihnen leichter fremde Vorſtellungen

zugeſellen und mit ihnen vermengen können. Eine geringe Aehnlichkeit mit den Dingen, womit der Kopf erfüllt und das Herz am lebhafteſten beſchäftiget iſt, iſt oft ſchon genug, ſie für einerley zu halten, und alle die richtigen Begriffe oder falſchen Einbildungen, die man davon heget, aufſteigen und ſich beunruhigen oder entzücken zu laſſen. Ein Augenblick ſchärferes Nachdenken, ein einziger Lichtſtrahl der Vernunft; und das Phantom verſchwindet, das fürchterliche Geſpenſt wird verlacht, die umarmte Juno wird zur Wolke.

Durch oftmaliges Ueberdenken einer Vorſtellung, die zu ſehr zuſammen geſetzt iſt, um auf einmal deutlich zu werden, kann man es dahin bringen, daß ſie nicht nur in ihren Theilen heller und lebhafter wird, ſondern auch, daß immer weniger Zeit erfordert wird, um an alle dieſe Theile ſich zu erinnern, um den Eindruck eines jeden zu bemerken. Man kann es dahin bringen, daß dieſe Bemerkungen ſo ſchnell auf einander folgen, daß die einzelnen Eindrücke nah zuſammen kommen, und eine gemeinſchaftliche gleichzeitige Wirkung hervorbringen. Und auf dieſe Weiſe kann die Deutlichmachung Urſache werden, daß die eigenthümliche Kraft reiner Vorſtellungen zur Veränderung des Willens ſich vermehrt.

Und im Gegentheil kann in einem geſetzten, an die Regeln der Weisheit gewöhnten Gemüthe die Unvollſtändigkeit der deutlichen Gewahrnehmung den Eindruck einer Sache auf den Willen leicht ſchwächen; wegen des Zweifels und Mißtrauens, ſo gegen die Voſtellungen und Urtheile daher entſteht. Laſſet es uns erſt abwarten und mehrere Gewißheit erlangen, laſſet die Sache näher kom-

kommen, ſagt ein ſolcher Denker; und verſäumet freylich bisweilen darüber die Gelegenheit, dem Unglück zu entgehen oder das Glück zu haſchen; erſpart ſich aber auch oft die Schande einer vergeblichen Furcht, oder einer leichtſinnigen Hoffnung. Welches am öfteſten, iſt hier noch die Frage nicht.

§. 4.

Fortſetzung. Folgen im Gemüthe von der Geſchwindigkeit, mit welcher ein Eindruck entſteht, und vom Contraſte der Vorſtellungen.

Körper wirken auf einander beym Stoß im Verhältniſſe ihrer Maſſe und Geſchwindigkeit zuſammen genommen. Eben ſo ſcheinet auch die Geſchwindigkeit, mit welcher eine Idee erweckt wird, eine Urſache ihrer mehrern Kraft zu ſeyn *). Der gleichgültigſte Vorfall, wenn er unvermuthet ſich ereugnet, kann die heftigſte Gemüthsbewegung hervorbringen. Um einem mit einer angenehmen Nachricht eine noch größere Freude zu machen, ſucht man unvermuthet und auf einmal ſie zu eröfnen. Und eine betrübte Nachricht ſchmerzt auch deſto mehr, je weniger das Gemüth darauf vorbereitet war. Da auch auf die Seele nur mittelſt des Körpers von außen her gewirkt wird, und die Vorſtellungen, die daher entſtehen, ſich nach dem Eindrucke richten, der in den Werkzeugen des Körpers hervorgebracht worden iſt: ſo kann man annehmen, daß eben darum, weil die Geſchwindig-

*) S. Mendelsſohns Philoſoph. Schriften, Th. II. S. 73. f.

ſchwindigkeit die Wirkung der körperlichen Kräfte verſtärket, dieſelbe auch die Wirkung der Vorſtellungen im Gemüthe vermehre, da dieſe den Impreſſionen des Körpers gemäß erfolgen. Aber auch ohne auf dieſe mechaniſchen Gründe zurück zu gehen, läßt ſich die Sache erklären. Denn, wenn ein Eindruck nach und nach erfolgt, erſt Vorſtellung war, dann Empfindung: ſo wird der Seele ſo viel Gewalt nicht angethan, der Widerſtand wird nach und nach überwunden, es geſchieht nicht ſo viel auf einmal. In vielen Fällen kömmt noch dieß hinzu, daß bey einem unerwarteten Vorfalle die Seele eine Zeit lang ungewiß iſt, was ſie ſich recht vorzuſtellen habe, und oft mit allerley Vorſtellungen erfüllet wird, oder nicht gleich die Mittel ſich vorzuſtellen weiß, wodurch das Unangenehme des Eindruckes vermindert werden kann.

In andern Fällen kann auch der Contraſt der Vorſtellungen etwas dabey thun, deſſen Gewalt in Anſehung der Gemüthsbewegungen überhaupt merkwürdig iſt. Die Erfahrung lehret es, daß das Bild einer Sache um ſo viel ſtärker auf uns wirke, wenn lebhaft das Bild vom Gegentheil zu gleicher Zeit in uns iſt; das Bild eines Unglücklichen neben dem eines Glücklichen, der Tugend neben dem Laſter, der Schönheit neben Ungeſtaltheit oder Verfallenheit; und umgekehrt. Je mehr der eine Eindruck dem andern entgegen iſt: deſto mehr muß ihn die Seele fühlen, wenn ſie den einen nach dem andern empfängt. Auch kann ein Bild in der Imagination nicht ſo leicht ſich verlieren, wenn ihm das entgegengeſetzte zur Seite ſteht. Denn entgegengeſetzte Vorſtellungen können ſich nicht in einander auflöſen; ſie ſtämmen

men ſich gegen einander, und halten und befeſtigen ſich. Es läßt ſich aber dieß nur eigentlich von den deutlichern Vorſtellungen ſagen, und daher von den eigentlichen bildlichen Vorſtellungen mehr als von den Impreſſionen anderer Sinne, die ihrer Natur nach einer gleichen Deutlichkeit nicht fähig ſind. Daher thut die Zugeſellung entgegengeſetzter Vorſtellungen bey denſelben auch die Wirkung nicht, wie bey den bildlichen; ſtatt den Eindruck der einen durch die andern zu vermehren, wird man ihn vielmehr ſchwächen. Man wird bey einer guten Mahlzeit die Luſt zu eſſen durch Vorzeigung, oder auch nur Beſchreibung, ekelhafter Dinge ſchwerlich vermehren. Und ſo ſchwächt die Vorſtellung des Gegentheils den Eindruck einer Sache allemal; wenn ſie entweder ſo ſtark wirkt, daß ſie ihn vertilgt, oder die beyderley Eindrücke ſich mit einander vermengen. (§. 3.)

Ueberhaupt befördern alle dieſe angezeigte Umſtände das Vermögen der Vorſtellungen, den Willen zu beſtimmen, Begierden und Verabſcheuungen zu erwecken, nur bey einem angemeſſenen Grade der angewandten Kraft. Außerdem können ſie das Gegentheil bewirken, blenden, betäuben, verwirren, ſtarr und gleichgültig machen. Von dem, was bey der Ueberſpannung und Uebertreibung der Vorſtellungen die Bemerkung des Unnatürlichen, der Unwahrheit, thun kann, itzt noch gar nichts zu gedenken.

§. 5.

§. 5.

Vergleichung der verſchiedenen Arten von Vorſtellungen, der ſinnlichen und abſtracten u. ſ. w. in Abſicht aufs Vermögen den Willen zu beſtimmen.

Wenn es nur auf Klarheit und Lebhaftigkeit der Vorſtellungen ankäme; ſo würden die Empfindungen und überhaupt die ſinnlichen Vorſtellungen vor den abgezogenen Begriffen des Verſtandes allezeit die Oberhand behaupten. Aber was dieſen an eigenthümlicher Kraft abgehet, das erſetzen ſie oft durch den Anhang, den ſie ſich zu verſchaffen wiſſen, durch die vielen mit ihnen verknüpften Vorſtellungen. Das Wort Ehre und der allgemeine Begriff, den es bezeichnet, haben an ſich wenig Kraft, den Willen zu reizen und das Gemüth zu bewegen. Dennoch können ſie es; dadurch nämlich, daß eine Menge wirkſamer Ideen ihnen ankleben und durch ſie erweckt werden.

Aber haben nicht dennoch die ſinnlichen Vorſtellungen überhaupt mehr Gewalt über das menſchliche Gemüth, als die Vorſtellungen der Vernunft? Daß die Gewalt der erſtern ſehr groß ſey, auch bey Menſchen, die den Namen der Vernünftigen durch viele ihrer Handlungen und Einſichten ſehr wohl verdienen; davon giebt die Erfahrung Beweiſe in Menge. Wie viele vernünftige Leute entſetzen ſich noch immer vor der Vorſtellung, ihren todten Körper der Anatomie zu überlaſſen? Und doch hat die Sache an ſich gar kein Uebel in der vernunftmäßigen Vorſtellung, ſondern nur allein in dem Bilde, beym Einfluſſe der gegenwärtigen Empfindung, ſo lange man noch in dieſem Körper lebt. Der kleinſte Theil vielleicht nur von denen, die die Furcht vor Geſpenſtern aus

ihrer Vernunft völlig verbannet haben, iſt im Stande, alle unangenehmen Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, die durch die Vorſtellung eines Poltergeiſtes oder der Erſcheinung eines Todten beym nächtlichen einſamen Auffenthalte auf einem Kirchhofe oder an einem andern verrufenen Orte erweckt werden. Man kann wiſſen, daß man eine Erdichtung lieſet oder vorſtellen ſieht, mit Unempfindlichkeit ſich wafnen, wenigſtens vor Thränen ſich hüten wollen, und doch Thränen vergießen. Ein verſtändiger gelehrter Mann, dem die große Gefahr zu erfrieren, wenn man bey ſehr ſtrenger Kälte ſich niederſetzet, aus ſeinem Vaterlande am beſten bekannt iſt, warnet ſeine Reiſegefährten zum voraus, ſich keine Müdigkeit, keine Luſt dazu bringen zu laſſen. Und er iſt der erſte, der dem ſinnlichen Reize nicht mehr widerſtehen kann, der durch Bitten es dahin bringen will, daß man ihm erlaube, ſich ein wenig niederzulaſſen *).

Aber groß iſt doch auch die Gewalt, die die Vorſtellungen der Vernunft über die ſinnlichen Antriebe erhalten können. Nicht allein der ſtoiſche Weiſe, der unter den ausgeſuchteſten Martern ſich ſelig und frey fühlet, nicht der vollkommene Tugendhafte nur, in dem alle ſinnliche Triebe unter der Beherrſchung der Vernunft ſtehen, können dieß beweiſen. Auch Böſewichte, Wilde und Narren geben Beweiſe davon. Wodurch ſtärket ſich der Mörder auf der Folterbank gegen die Schmerzen, daß ſie ihm nicht das Bekänntniß abdringen? Wodurch anders,

*) S. *Hackesworth* Account Vol. II.

ders, als durch den tief eingeprägten Gedanken, daß von dieſer Standhaftigkeit die Erhaltung ſeines Lebens abhange; einen Gedanken, der noch weit mehr auszuhalten den Menſchen beſtimmen kann. Noch größer iſt die Standhaftigkeit, die viele unter den wildeſten Völkern beweiſen, ſowol wenn ſie in der Gefangenſchaft bey den unbeſchreiblichen Martern, die ihre Feinde ihnen anthun, nicht dieſen das Vergnügen, ſich recht nach Luſt gerächt zu haben, gönnen, nicht ihr Volk durch einen Beweis ihrer Weichlichkeit beſchimpfen wollen; als auch, wenn ſie Proben dieſer ihrer Unempfindlichkeit ablegen, um zu einer Ehrenſtelle zu gelangen, wobey dieſes eine nothwendige Bedingung iſt *). Von eben der Art war auch die bekannte Standhaftigkeit der jungen Spartaner **). Und was vermag endlich nicht die Schwärmerey, wenn ſich erſt gewiſſe Abſichten bey ihr feſtgeſetzt haben; beſonders die Schwärmerey des Aberglaubens ***)? Alle

*) Die Proben, welchen diejenigen ſich unterwerfen müſſen, die unter einigen wilden Völkern in dem ſüdlichen Amerika Anführer werden wollen, ſind äußerſt ſchmerzhaft. Geißelungen, von denen der Körper ſogleich aufſchwillt, Biſſe giftiger Inſekten, Hitze und erſtickender Rauch eines die übelſten Gerüche verbreitenden Feuers. Manche ſterben darüber. Wer aber die Ehre eines Mannes von bewährter Standhaftigkeit erlangen will, darf unter allen dieſen Martern ſich nicht bewegen, geſchweige denn einen Ton des Schmerzens von ſich hören laſſen. *Robertſon* Hiſt. of America I. 363. vergl. Oldendorps Geſchichte der Miſſion, S. 30.

**) *Cicero* Tuſc. II. 14.

***) Um zu büßen, oder auch um in den Ruf einer beſondern Heiligkeit zu kommen, laſſen ſich ſolche Leute in Indien bisweilen langſam über einem Feuer, das ſie ſelbſt

Alle dieſe Erſcheinungen aus körperlicher Unempfindlichkeit erklären zu wollen, ſtreitet zu ſehr gegen die Umſtände. Der äußerſte Schmerz zwar kann betäuben *). Aber bis es allmälig dazu kömmt, muß vieles erſt ausgehalten ſeyn. Stärke der Muſkeln und Empfindlichkeit im umgekehrten Verhältniſſe können wohl Miturſache ſeyn. Uebung aber, und allmälige Angewöhnung des Gemüthes zur Ueberwindung des ſinnlichen Antriebes, thun gewiß auch vieles dabey **).

Aber nicht Vernunftbegriffe, abgeſondert von allen ſinnlichen Reizen, bringen dieſe Wirkungen hervor. Gleichwie aus Empfindungen, innern oder äußerlichen, alle

ſelbſt unterhalten, halb braten; an Stricken hin und her ſich ſchwingend, die in ihre Haut eingenagelt ſind. Andere thun ein Gelübde, ſich nie zu ſetzen oder zu legen, ſtehen wohl Jahre lang auf einem Fuß, an einem Balken gebunden, oder mit zurückgelegtem Kopfe, immer gen Himmel blickend, mit empor gehaltenen Händen, u. ſ. w. daß ihnen die Glieder ganz ſteif darüber werden. Voyage d'*Ovington* tom. II. 69. ſq. Niebuhrs Reiſebeſchreibung, II. 72. f. Ives Reiſe nach Indien, I. 56. f. 130. vergl. Leß Wahrheit der chriſtl. Religion, Einleitung §. 7.

*) Auch die Standhaftigkeit eines Brutus, bey der Hinrichtung ſeiner beyden Söhne, könnte nach dem Plutarch dieſe Auslegung erhalten. Doch ſetzt der wackere Philoſoph hinzu: Es muß vielmehr das Urtheil dem Ruhme des Mannes gemäß eingerichtet, als die Tugend wegen der Schwäche, die bey ſich der Richter fühlt, bezweifelt werden. Poplicola cap. 6.

**) Man ſieht öfters unter den Wilden, daß ein Knabe und ein Mädchen ſich ihre Arme zuſammen binden, und eine glühende Kohle dazwiſchen legen, um zu ſehen, welches das erſte Zeichen des überwältigenden Schmerzens von ſich geben wird. *Robertſon* p. 363.

alle unſere Begriffe abſtammen; alſo wirken ſie auch durch die Kraft der Empfindung auf den Willen. Aber es iſt nicht die Kraft einer einzelnen Empfindung; ſondern gleichſam der Extract aus vielen auf das genaueſte mit einander vereinigten, aufs ſchnellſte durch einander erweckbaren Empfindungen. Manchmal ſticht noch eine und die andere ſo ſtark hervor, daß der Beweggrund, ungeachtet ſeiner hohen Einkleidung in die Sprache der Vernunft, ſeinen ſinnlichen Urſprung dadurch verräth. Bisweilen aber haben ſie ſich ſo ſehr verfeinert, daß ſie vor denen, die mit der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes nicht genau bekannt ſind, ihren Urſprung völlig verleugnen können; Kinder des Himmels, nicht der Erde Abkömmlinge, zu ſeyn ſcheinen.

§. 6.

Willkühr und Freyheit.

Geht die Abhängigkeit des Willens vom Verſtande ſo weit, daß nach den Vorſtellungen und Urtheilen des letztern, der erſte ſich nothwendig richtet, richten muß? Und wenn dieſes iſt: kann der Wille dennoch frey heißen?

Hierauf antworten einige, daß der Wille den Beweggründen, welche die Vorſtellungen ihm vorhalten, freylich nachgeben müſſe; dies bringe ſeine Natur, und das allgemeine Naturgeſetz, daß nichts ohne Grund geſchehen könne, ſo mit ſich. Freyheit ſey kein Begriff, der auf den Willen angewendet werden könne, aber der

Menſch ſey doch frey, in ſo fern er thun kann, was er aus Ueberlegung will *).

Andere wollen behaupten, daß die Abhängigkeit des Willens ſo weit nicht gehe; daß die Beweggründe ihn zwar erwecken, reizen, geneigt machen, aber noch das Vermögen, ihnen zu widerſtehen oder nachzugeben, übrig laſſen; daß gegen dieſe Beweggründe, und auch beym völligen Gleichgewichte ſtreitender Beweggründe, der Menſch es in ſeiner Gewalt habe, einen Entſchluß zu faſſen **).

Wiederum meynen einige, daß allernächſt zwar der Wille allemal durch Beweggründe beſtimmt werde; daß er aber die Beweggründe ſelbſt mache, oder doch verändere, und gleichſam ihr Gewicht beſtimme †).

Die Beobachtung allein muß hierüber entſcheiden; denn die Frage betrifft das, was geſchieht, täglich, ja augenblicklich in uns vorgeht. Was lehrt dieſe nun?

1) Daß der Wille ſehr wohl im Stande iſt, Beweggründen ſich zu widerſetzen; aber daß immer ein anderer Beweggrund alsdenn da iſt, der dieſen Widerſtand bewirkt. Nicht immer iſt es eine vernünftige oder deutliche Vorſtellung, ſondern eine unentwickelte Empfindung oder dunkle Erinnerung, ein vermengtes Gefühl, eine Phantaſie; ein Schwarm kleiner Phantaſien kann es auch ſeyn.

2) Daß

---

*) S. *Helvetius* Diſc. I. chap. IV. *Locke* B II. chap. XXV.

**) Cruſius Metaphyſik, §. 449. ff. Thelematologie, K. III.

†) Search prüft, und widerlegt dieſen Gedanken, Licht der Natur, Th. V. K. V.

2) Daß von einem ſchon gefaßten Entſchluß abzulaſſen möglich iſt, ſo oft man Luſt dazu hat. Aber dieſe Luſt hat allemal ihren Grund in einer neuen Vorſtellung; wäre es auch nur, die Probe zu machen, daß man es könne.

3) Daß der Wille auch allerdings auf die Hervorbringung und Ausbildung drr Bewеggründe Einfluß hat, vermöge der ſchon bemerkten Abhängigkeit des Denkens vom Wollen (§. 1.). Aber der Wille hat ſeinen Grund, ſeine Abſichten, ſeine antreibenden und abhaltenden Vorſtellungen auch bey dieſer Verwendung der Erkenntnißkräfte, wodurch ihm neue Beweggründe und Antriebe erzeugt werden. Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes fängt auch nach dem, was wir wiſſen oder uns irgend vorſtellen können, nicht mit dem Wollen, ſondern mit dem Empfinden und Erkennen an.

4) Daß der Menſch den ganzen Grund ſeiner Entſchließungen und Willensäußerungen aufs vollſtändigſte und genaueſte wiſſe, läßt ſich vielleicht in keinem einzigen Falle behaupten. Denn es kömmt dabey nicht allein auf die itzt wirkenden Vorſtellungen an; deren auch wohl weit mehrere ſeyn können, als unterſchieden und deutlich wahrgenommen werden. Es kömmt auch auf dasjenige an, was den gegenwärtigen Zuſtand des Willens, die Neigungen in ihren Verhältniſſen unter einander, die Stärke der Triebe und deren Reizbarkeit ſo beſtimmt. Aber dieß kann doch im geringſten nicht die Meynung rechtfertigen, daß eine Willensäußerung gegen alle Vorſtellung und ohne alle beſtimmende Empfindung oder Vorſtellung erfolgen könne. Sehr viele aufmerkſame Beobachter, denen ich mich hierinn zugeſellen

ſellen darf, verſichern, daß ſie einer ſolchen Unabhängigkeit, einer ſolchen Selbſtherrſchaft des Willens ſich bey ſich ſelbſt nie haben bewußt werden können. Und es läßt ſich ſehr leicht begreifen, wie diejenigen, die das Gegentheil, vermöge ihrer Erfahrung, behaupten wollen, in ihrem Urtheile ſich dabey übereilet haben können; indem ſie nämlich nur auf einiges, was in ihnen vorgieng, nicht, wie ſie geſollt hätten, auf alles, was rege ward, Acht gaben.

Wenn man ſich alſo nicht begnügen will, für den Menſchen überhaupt Freyheit zu behaupten, die darinn beſteht, daß er mit innerer Kraft Vorſtellungen, Beurtheilungen, Entſchließungen und Handlungen nach Wohlgefallen bewirken kann *); wenn der Wille frey heißen ſoll: ſo kann die Freyheit deſſelben darinn geſetzt werden, daß er nicht an einige wenige Antriebe gefeſſelt iſt, ſondern durch unzählich viele beſtimmt werden kann. Dieß drückt auch der Name der Willkühr oder des Vermögens zu wählen aus. Dieß Vermögen zu wählen, obgleich immer nach Gründen, kömmt dem Willen unleugbar zu. Und eben darauf beruht auch das Vermögen den Entſchluß aufzuſchieben, ſo lange noch keine völlig entſcheidende Gründe vorhanden ſind; worinn andere das Weſen der Freyheit ſuchen. Die Moraliſten geben dieſem Vermögen zu wählen, und nach der Vergleichung mehrerer Vorſtellungen ſich zu entſchließen,

---

*) Dieſen Begriff von der Freyheit weiter ausgeführt; ſo wie alle Hauptſätze dieſer Lehre gründlich erörtert in Ehlers Abhandl. über die Freyheit. Deſſau und Leipzig 1782.

entſchließen, den Namen der Freyheit hauptſächlich alsdenn, wenn es nach den Vorſtellungen der Vernunft oder der beſtmöglichſten Erkenntniß ſich richtet; nicht den Trieben des Temperaments, oder der Gewohnheit oder überhaupt unvollſtändigen ſinnlichen Vorſtellungen folget.

§. 7.

Erſter Schritt zur Beantwortung der Frage vom letzten objectiven Grunde des Wollens und Nichtwollens.

Keine Willensäußerung erfolgt ohne den Antrieb einer Vorſtellung. Aber warum erfolgt ſie bey derſelben? Warum Wohlgefallen und Begierde in dem einen, Mißfallen und Verabſcheuung in dem andern Falle? Dieſe Frage ſcheint den Moraliſten insgemein ſehr leicht zu beantworten. Das Gute, ſagen ſie, iſts allein, was wir wollen. Nie will ein Menſch etwas, als weil es ihm gut ſcheint, und in ſo fern nur, als er es für gut hält, will er es. Und verabſcheut wird das Böſe, ſo fern es als bös erſcheint.

Aber was nennt man Gut? Dasjenige, was einem gefällt, Vergnügen giebt, angenehm iſt, das Vergnügen ſelbſt? So wäre dieſe Antwort ſehr wahr, aber auch ſehr leer an Unterricht. Denn die beiden Sätze, daß gut ſey, was uns Wohlgefallen verurſacht, und daß das Wohlgefallen und Begehren aus der Vorſtellung des Guten entſpringe, ſagen zuſammen eben ſo viel, als daß das Wohlgefallen und Begehren, oder kurz das Wollen aus der Vorſtellung deſſen, was Wohlgefallen und Begierde, was Wollen erweckt, entſtehe.

Aber das Gute, kann man wiederum antworten, iſt das, was Nutzen bringt, das Nützliche. Das heißt? Was zu demjenigen verhilft, woran man Vergnügen findet, und von demjenigen befreyt, was Unluſt und Schmerz verurſachet. — Richtig; das Nützliche iſt etwas Gutes, die eine Gattung des Guten; und das Angenehme, ſo fern es dieſes iſt, die andere. Aber nun fragt es ſich, welche von dieſen beiden Gattungen zuerſt den Namen des Guten geführet, und der andern nur durch Beygeſellung dazu verholfen hat? Oder die Namen, die in der Sache ſelbſt nichts ausmachen, bey Seite geſetzt; fragt es ſich, ob das Nützliche um ſein ſelbſt willen begehrt werde, oder nur um des Angenehmen willen, zu deſſen Beſitze oder wiederhergeſtelltem Genuſſe es verhilft?

Dieſe Frage hat keine Schwierigkeit. Durch die Begriffe ſelbſt, und durch die Empfindung in jedwedem Falle, entſteht die Antwort, daß, was nur um des Nutzens willen begehrt wird, nicht um ſein ſelbſt willen begehrt werde. Die bittere Arzney wird um der Geſundheit willen genommen, nicht um des Vergnügens, das heißt alſo, nicht um ihrer ſelbſt willen, ohne Abſicht auf etwas anderes. Bey allem andern, nur bey dem an ſich angenehmen braucht man nicht zu fragen, warum es begehrt werde.

Tiefſinniger beantworten aber einige die aufgeworfene Frage alſo. Was begehrt wird, iſt entweder ſelbſt Vollkommenheit, oder befördert dieſelbe. Jene, die Vollkommenheit, wird um ihrer ſelbſt willen begehrt; und was dazu verhilft oder nützlich iſt, um derſelben willen.

Aber

Aber was ſoll unter der Vollkommenheit verſtanden werden? Soll Vollkommenheit nicht mehr heiſſen, als Realität, Kraft, jedwede poſitive Eigenſchaft, im Gegenſatze auf Mangel und Einſchränkung *)? So fehlt es dem Satze ſehr an einleuchtender Gewißheit und Begreiflichkeit. Denn, kann man erſtlich einwenden, wenn das Wohlgefallen aus dem Anſchauen oder Gefühl der Vollkommenheit, durch die Realität und Kraft, entſpringt; woher entſtehn denn Schmerz und Mißfallen? Aus der Einſchränkung, antwortet man. Aber Einſchränkung iſt nur ein Begriff, kein Ding, das etwas wirken kann. Alle Wirkungen entſtehn durch Kräfte. — Und was ſagt die Antwort in der Anwendung? Erklärt ſie, warum man Luſt zum mäßig Süßen, und Abneigung vor dem Herben und Bittern hat, warum einige Dinge angenehm, andere unangenehm riechen, u. ſ. w.? Und überhaupt ſind kleine Gewächſe im Pflanzenreich, kleinere Thiere nothwendig weniger gut, weniger vollkommen, als größere?

Soll Vollkommenheit ſo viel heißen, als Vollſtändigkeit? Aber erſtlich iſt der Begriff der Vollſtändigkeit ein zu relativer Begriff, um in ihm ſelbſt einen letzten Grund der dabey entſtehenden Gemüthsbewe-

 gungen

*) Man giebt hier nur eine unvollſtändige Entwickelung der Begriffe und Grundſätze; weil die Abſicht nur iſt, die Schwierigkeiten der Unterſuchung aufzudecken, um welcher willen man ſich nicht getrauet, nach dem Beyſpiele anderer, die Willenslehre auf Grundſätze zu bauen, welche ſo wenig einleuchtend oder genugthuend ſind. Die weitere Aufklärung derſelben wird in folgenden Abſchnitten allmälig entſtehen.

gungen vermuthen zu dürfen. Sodann iſt es zwar in einigen Fällen gewiß, daß das Ganze mehr Vergnügen erweckt, als ein Theil, ein unvollſtändiges Fragment. Aber in vielen andern Fällen iſt das Gegentheil; man hat Luſt zu einem Theile, nicht zum Ganzen; oder wie einer der alten ſieben Weiſen Griechenlandes geſagt haben ſoll, die Hälfte iſt oft mehr werth, als das Ganze.

Wenn man nach dem Begriffe, der bey den gemeinſten Anwendungen des Worts ſich am leichteſten entdecket, unter der Vollkommenheit einen ſolchen Zuſtand, ſolche Eigenſchaften eines Dinges verſteht, wodurch es ſich ſelbſt oder andern am meiſten Nutzen ſchaft: ſo iſt freylich die Richtigkeit des Satzes, daß **erkannte Vollkommenheit begehrt, und Unvollkommenheit verabſcheuet werde**, nicht ſchwer zu erweiſen. Aber, wenn dies nun auch erwieſen iſt: ſo iſt man damit eben ſo wenig am Ziel der Unterſuchung, als bey dem gleich zu Anfang gefundenen Satze, daß das Nützliche begehrt werde. Denn Vollkommenheit würde alſo nur um des Nutzens willen begehrt, und nicht um ihr ſelbſt willen. Die Frage aber geht augenſcheinlich auf das, was um ſein ſelbſt willen begehrt wird, alſo den letzten objectiven Grund des Begehrens in ſich enthält. So ſteht es eben auch noch, wenn der Begriff der Vollkommenheit in der Uebereinſtimmung des Manchfaltigen geſetzet wird. Denn um den Begriff vollſtändig zu machen, wie ihn die Erfahrung beſtätiget: muß man hinzuſetzen, daß durch dieſe Uebereinſtimmung Gutes, mehr Gutes, als durchs Gegentheil, bewirkt werde. Außer dem möchte ſie wohl Schönheit heißen können, aber nicht Vollkommenheit.

Aber

Aber dieſe letztern Begriffe von der Vollkommenheit klären nicht nur in der Hauptſache nicht viel auf; ſondern es ſtehn auch der Allgemeinheit des Satzes, daß das Anſchauen oder Gefühl der Vollkommenheit überall der objective Grund des Wollens ſey, noch manche Zweifel im Wege. Es ſcheint wenigſtens, daß der Menſch auch an den Fehlern, am Leiden, an der Zerrüttung anderer ſich ergötzen könne. Und auch bey demjenigen, was er in ſeinen eigenen Veränderungen und Zuſtänden liebt und begehrt, ſind die angezeigten Merkmaale der Vollkommenheit nicht immer zu entdecken.

Aus allen dieſen Bemerkungen zuſammen genommen, wird wenigſtens ſo viel erhellen, daß die Frage vom letzten objectiven Grunde des Wollens und Nichtwollens mehr auf ſich habe, als daß ſie gleich bey den erſten und allgemeinſten Grundſätzen der Willenslehre ſich beantworten ließe; daß Antworten, die man hier geben zu können geglaubt hat, entweder der Abſicht der Frage nicht angemeſſen ſeyn, oder einen Beweis erfordern, der hier wenigſtens nicht geführt werden kann; daß weniger nicht, als die Unterſuchung des Urſprungs, und der Verkettung aller merkwürdigen Neigungen des menſchlichen Willens erforderlich ſey, um dieſe Antwort ſicher und lehrreich geben zu können.

§. 8.

Von den letzten ſubjectiven Gründen des Wollens und Nichtwollens. Ob die Neigungen angebohren werden?

Wie viele Macht über den Willen den Vorſtellungen, und mittelſt derſelben den Dingen auch eingeräumt

werden muß: ſo iſt doch in ihnen allein der ganze Grund noch nicht enthalten, weswegen juſt ſolche Willensäußerungen in einem Menſchen ſich hervorthun. Jedwede Veränderung, die in einem Dinge durch die Kraft eines andern bewirkt wird, hat immer einigermaßen ihren Grund auch in der Natur und dem vorhergehenden Zuſtande desjenigen Dinges, in welchem ſie bewirkt wurde; darinn, daß dies Ding ſolchen Widerſtand that, ſo mitwirkte, oder leidend ſich verhielt, u. ſ. w. Eben alſo iſt leicht zu begreifen, daß die Beweggründe, die einen Willen wozu beſtimmten, ihn nicht juſt ſo würden haben beſtimmen können, wenn es nicht ein ſolcher Wille geweſen wäre. Ehe noch irgend eine Veränderung mit dem menſchlichen Geiſte ſich ereugnet; müſſen die Gründe zu ſeinen Veränderungen, insbeſondere auch zu den Willensäußerungen, einigermaßen ſchon in ihm liegen. Denn nichts iſt vorhanden, ohne daß es gewiſſe Eigenſchaften hat; und nach dieſen müſſen ſich allemal auch die Veränderungen richten, die in demſelben entſtehen, von was für einer Art ſie auch ſeyn, und von was für Urſachen ſie auch immer entſtehen mögen.

Wenn man alſo die Beſtimmungen oder Eigenſchaften einer menſchlichenSeele, in denen der Grund liegt, weswegen Empfindungen und Vorſtellungen, wenn ſie entſtehn, Wollen oder Nichtwollen erwecken, Neigungen; und die Beſchaffenheiten ihrer Kraft, um welcher willen ſie, bey entſtehenden Anläſſen und Reizen, juſt auf eine gewiſſe Art wirkſam wird, Triebe nennen will: ſo muß man eingeſtehn, daß Neigungen und Triebe angebohren werden; daß nicht ohne alle Neigungen und Triebe ein Begehrungsvermögen und thätige

Kraft

Kraft in ſich enthaltendes Weſen je ſeyn kann. In dieſer Bedeutung der Worte wird auch nicht leicht jemand dagegen ſtreiten, daß z. B. Selbſtliebe und Trieb ſich zu erhalten angebohren, ja urſprünglich der Seele anerſchaffen ſeyn.

Aber daß **Begierden**, oder durch wirklich vorhandene Vorſtellungen erregte Willensäußerungen, und **Neigungen**, in der Bedeutung durch Vorſtellungen gegründeter, entfernter Diſpoſitionen des Willens zu gewiſſen Begierden, urſprünglich der Seele angebohren und anerſchaffen ſeyn; dies iſt etwas anders. Dies folgt nicht aus den vorhergehenden Gründen; und dies hat alle diejenigen Beobachtungen und Gründe gegen ſich, durch welche ſich die mehreſten Seelenforſcher längſt überzeugt haben, daß uns keine Begriffe angebohren werden; oder daß alle Vorſtellungen aus Empfindungen entſtehen, und alſo vor denſelben noch nicht da ſeyn können.

Unterdeſſen giebt es doch Philoſophen, die, nach dieſer Erklärung, Neigungen und Begierden für angebohren halten, und eben darum der Behauptung, daß es keine angebohrne Ideen gebe, widerſprechen; umgekehrt ſchließen, daß es angebohrne Ideen geben müſſe, weil es angebohrne Neigungen giebt *).

Außer den moraliſchen Neigungen und Trieben, in Anſehung derer die Unterſuchung im folgenden ausführlich vorgenommen werden ſoll, gründet man ſich bey dieſer Behauptung auf allerhand Fertigkeiten, Neigungen und Abneigungen, die man an den neugebohrnen

*) S. Cruſius Thelematol. §. 92. Vernunftlehre §. 82. ff.

Kindern bald gewahr wird. Sie begehren ſich zu nähren, und wenden ihre Kräfte dazu an, richten die Gliedmaaßen ihres Körpers dazu ein, daß ſie ihrer Nahrung theilhaftig werden. Bey ſolchen offenbar angebohrnen Kunſtfertigkeiten, meynt man, laſſe ſich an dem Daſeyn angebohrner Neigungen und Triebe, die Ideen zum Grunde haben müſſen, nicht zweifeln. So ſcheine es auch ferner, daß Kinder, ehe noch Erfahrungen den Grund in ihnen dazu gelegt haben können, Kenntniß vieler ihnen ſchädlichen Dinge, und darauf gegründete Abneigungen haben. Warum führe ſonſt das Kind in der Wiege, ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Geburt, ſo ſchreckhaft zuſammen, wenn etwas fällt, oder die Thür hart zugeſchmiſſen, oder ſchnell mit einigem Geräuſche geöfnet wird? Warum ſcheut es ſich, und verbirget ſein Angeſicht vor gewiſſen Geſichtern, da es andern gern ſich naht? Ideenaſſociation, vermöge gehabter Erfahrungen, kann hier nichts thun. Und was ſind es anders, als angebohrne Ideen und Neigungen, wodurch die wildeſten und unwiſſendſten Menſchen, wie eben auch Thiere, die ihnen unſchädlichen Nahrungsmittel auszufinden im Stande ſind?

Aber man ſchließt hier aus den Beobachtungen mehr, als darinnen enthalten iſt, und ſchließt gegen andere geſichertere Grundſätze. Das Kind zeigt gleich nach der Geburt Triebe, und einige Fertigkeit, ſich ſeine Nahrung zu verſchaffen. Aber woher weiß man, daß dieſer Trieb auf Ideen und Vorerkenntniſſe ſich gründe, und nicht bloß durch Mechanismus und gegenwärtige Empfindung beſtimmt werde? Und wenn Ideen zum Grunde liegen müſſen; könnten die nicht durch die Empfindungen

gen im Mutterleibe erzeugt worden ſeyn; wo doch das Kind ſchon lebte, und nach einiger Phyſiologen Vermuthung, ſchon Gelegenheit und Reize hatte, Säfte durch den Mund einzuſaugen *). Eben alſo können die Bewegungen, die Furcht und Abſcheu vor Dingen zu beweiſen ſcheinen, deren Schädlichkeit das Kind noch nicht aus Erfahrung weiß, ohne alle Schwierigkeit für bloße Wirkungen der Organiſation gehalten werden, die der Schöpfer ſo veranſtaltet hat, um durch mechaniſche Geſetze den Anſtalten der Vernunft vorzuarbeiten. Es ſind ja mehrere Arten offenbar unwillkührlicher, vom Schöpfer zu unſerm Beſten uns natürlich gemachter, Bewegungen bekannt; der Augen z. B. und anderer Gliedmaaßen des Körpers, unter gewiſſen Umſtänden. Will man die erſten Erſcheinungen aber auch für Wirkungen der Seele halten; ſo iſt es doch nicht nöthig, den Grund derſelben in angebohrnen auf Ideen gegründeten Neigungen zu ſetzen; da ſie Wirkungen einer gerade itzt entſtehenden Empfindung ſeyn können. Warum aber dieſe itzt entſtehende Empfindung juſt ſo auf die Seele, und dieſe dann ſo auf den Körper wirkt; das iſt eine Frage, dergleichen noch viele andere in den Unterſuchungen über die Willensneigungen vorkommen; welche, man mag ſie beantworten oder nicht, die Frage von den angebohrnen Ideen und Begierden unentſchieden laſſen.

Am allerwenigſten hat man Urſache, um derjenigen Neigungen und Abneigungen willen, durch welche die Menſchen natürlicher Weiſe beſtimmt werden, ihre

*) S. *Verdier* ſur la perfectibilité de l'homme, Recueil II. p. 122. ſeqq.

Nahrung ſich auszuſuchen, angebohrne Begriffe anzunehmen. Denn es iſt aus der Beobachtung ſelbſt klar, daß, was hiebey wirklich Naturtrieb iſt, auf den Geruch, den Geſchmack, und andere Empfindungen der äußern Sinne ſich gründe; indem größtentheils diejenigen Dinge eine geſunde Nahrung geben, die auf dieſe äußern Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und diejenigen nicht, die das Gegentheil thun.

Man hat aber auch bey der Unterſuchung aller dieſer Erfahrungen ſich zu hüten, daß man nicht zu vieles für urſprünglich gegründet halte, da die Erfahrungen und Uebungen einer menſchlichen Seele gewiſſermaßen ſchon im Mutterleibe, und überhaupt früher anfangen, als die Beobachtung, und das deutliche Bewußtſeyn.

Kapitel II.

Von den nächſten Urſachen der verſchiedenen Wirkungen der Dinge auf den Willen.

§. 9.

Allgemeine Bemerkungen.

Aus der Abhängigkeit des Willens von den Vorſtellungen iſt die Folge einleuchtend, daß der Wille verſchiedener Menſchen, oder eines Menſchen zu verſchiedenen Zeiten, ſich ſehr verſchieden beweiſen könne, gegen einerley Sache; bloß weil die Empfindung oder Vorſtellung davon nicht dieſelbe iſt. Denn die Dinge können nicht unmittelbar auf den Willen wirken, ſondern nur mittelſt der Vorſtellung. Demnach

1) muß

1) muß die Verſchiedenheit der Organiſation, die bey den verſchiedenen Geſchlechtern, Altern und andern Claſſen der Menſchen oft ſo merklich iſt, Verſchiedenheit der Willensneigungen nach ſich ziehen. Und zwar auf eine gedoppelte Weiſe. Einmal darum, weil die äußerlichen Dinge nicht ſo den einen Körper, wie den andern, afficiren. Sodann, weil nicht der eine dieſelben Bedürfniſſe in ſich fühlt, wie der andere; und alſo auch nicht Dinge, die dieſen Bedürfniſſen abhelfen, ſo anſieht und achtet.

2) Eine jede Sache hat ſo viele Seiten, ſo viele Eigenſchaften und Verhältniſſe, nach denen ſie nützlich und angenehm, oder auch ſchädlich und unangenehm werden kann. Die Vorſtellungen, die die Menſchen von den Dingen haben, wenn ſie auch von irrigen Zuſätzen frey bleiben, ſind doch gewöhnlich unvollſtändig, einſeitig, und weichen daher ſehr leicht von einander ab; ändern ſich leicht, wenn auch die Dinge dieſelben bleiben.

3) Es kömmt nicht bloß darauf an, **was** ſich ein Menſch bey einem Dinge vorſtellt; ſondern auch **wie** er ſichs vorſtellt; wie klar, lebhaft, deutlich, wie gewiß, und zuverſichtlich (§. 3.). Wiſſen ohne Glauben, ohne lebhafte Anwendung auf ſich, ohne innere Zueignung hilft wenig. — Wenn Gutes und Böſes beyſammen iſt; ſo kömmt es darauf an, nicht nur an welchem einem, **um der ſchon vorhandenen Triebe willen**, am meiſten gelegen iſt; ſondern hauptſächlich, welches man ſich am lebhafteſten denket, am gewiſſeſten erwartet. Bey ſehr vielen Menſchen iſt das Nächſte immer das Wichtigſte, der kürzeſte Weg immer der beſte.

§. 10.

Von den Wirkungen der adſociirten Ideen und Gefühle.

Was in den Vorſtellungen, und daher auch in dem Verhalten des Willens gegen die Dinge, die größten Verſchiedenheiten und Veränderungen verurſacht, das iſt die Verknüpfung und Zugeſellung fremder Ideen, die Ideenadſociation.

Denn dadurch entſtehen nicht nur die ſogenannten Nebenideen, die die Wirkung der Hauptidee oft ſehr verändern, eine an ſich angenehme Sache unangenehm, eine unangenehme angenehm, eine ernſthafte lächerlich, eine lächerliche ernſthaft machen; ſondern die Reize eines Dinges können, Kraft der Ideenadſociation, dergeſtalt über andere Dinge ſich verbreiten, und ihnen ſich mittheilen, daß ſie eben ſo wirken, als ob ſie ihnen eigenthümlich wären; ohne daß man ſich der Ideen, aus denen ſie eigentlich herrühren, im mindeſten bewußt iſt.

Um hievon deutliche Begriffe ſich zu machen; muß man zuförderſt die Geſetze der Ideenverknüpfung bemerken; die Gründe und Bedingungen, bey denen Ideen, und mittelſt derſelben Gefühle und Gemüthsbewegungen, ſo ſehr oft, ohne daß man es will, durch einander erweckt werden. Wenn man dasjenige abrechnet, was nicht eigentlich die Ideen und ihre Wirkungen angeht, was bloß im Körper, in der Sympathie der Nerven u. ſ. w. ſeinen Grund hat: ſo läßt ſich alles aus zwey Grundſätzen erklären. Es werden Ideen durch einander erweckt, entweder weil ſie was ähnliches vorſtellen, oder weil ſie ſchon vorher ein oder mehrmal, neben oder auf einander in der Seele beyſammen geweſen ſind.

Vermöge dieſes zweyten Grundes, kann eine Verknüpfung zwiſchen den verſchiedenartigſten Ideen entſtehen; wenn auch nur ein Irrthum, Vorurtheil, oder irgend ein Zufall ſie nun einmal zu einander geſellt hat. Und die entfernteſten Ideen können mittelbarer Weiſe erweckt werden; wenn etwa die Mittelidee, die mit der einen durch Aehnlichkeit zuſammenhält, mit der andern kraft des ehmaligen Beyſammenſeyns in Verbindung ſteht. Von mehrern Ideen aber, die aus dem einen oder aus dem andern dieſer Gründe erweckt werden können, werden jedesmal diejenigen **am leichteſten** erweckt, für die entweder die ſtärkſte **Erweckung** da iſt, oder bey denen die meiſte **Erwecklichkeit** ſich findet. Folglich, die **entweder** mit der erweckenden Idee die größte Aehnlichkeit, oder die genaueſte Verknüpfung haben: **oder** zu welchen ohnedem die ſtärkſten Diſpoſitionen ſchon vorhanden ſind. Alſo diejenigen, mit denen ein Menſch ſich oft beſchäftiget, oder vor kurzem erſt beſchäftiget hat; oder die vermöge ihres Urſprungs einen tiefen Eindruck gemacht, Dauer und Lebhaftigkeit erlangt haben. So viel von den allgemeinen Gründen und Geſetzen der Erweckung der Ideen durch einander, kann hier genug ſeyn *).

Um nun die unzähligen, zum Theil ſo wichtigen, zum Theil ſo ſonderbaren, Veränderungen des Eindrucks der Dinge auf das menſchliche Gemüth, die durch die Ideenadſociation entſtehen, in einiger Ordnung und Vollſtän-

*) Schriftſteller, die ausführlicher davon handeln, habe ich genannt in den Inſtitut. Log. & Metaphyſ. §. 24. ſeqq. woſelbſt auch die hier vorgetragenen Grundſätze noch etwas weiter entwickelt ſind.

ſtändigkeit, obgleich nur in der allgemeinſten Ueberſicht ſich vorzuſtellen; ſo bemerke man,

1) wie Dinge, die an ſich wenig anziehendes haben, durch die adſociirte Idee von einer Perſon einem angenehm und wichtig werden können. Die Erfahrung giebt davon viele und manchfaltige Beweiſe. Sachen, die einer berühmten oder geliebten Perſon zugehört haben, von derſelben einem zum Andenken gegeben wurden, ſind um dieſes Verhältniſſes willen oft unſchätzbare Kleinode. Moden und Gewohnheiten, und nicht ſelten Fehler, werden nur darum nachgeahmt, weil die Perſonen, die ſie an ſich haben, angeſehn und beliebt ſind. Man ſagt ſprichwortsweiſe: Schönen Perſonen ſtehe alles ſchön.

2) Das Andenken einer Begebenheit kann gleiche Wirkungen hervorbringen. Ein Lied, das man beym Sterbebette, oder dem Begräbniſſe eines Vaters, einer Geliebten, oder unter andern ſehr rührenden Umſtänden leſen oder ſingen hörte, ſcheint einem vielleicht hernach beſtändig ein Lied von einer außerordentlichen Kraft und Schönheit. Ein Spiel, ein Tanz, ſcheinen oft vor andern ſchön und ergötzend; wegen der Geſellſchaft, in denen ſie einem bekannt wurden. Selbſt Speiſen können einem beſſer dünken, als ſie nicht waren, können Verlangen erwecken; nicht weil ſie wirklich vorzüglich gut waren, ſondern weil ſie in vergnügter Geſellſchaft, in den Jahren der Munterkeit, genoſſen wurden. Man entdeckt nicht bey jedem durch die Erinnerung wieder erweckten Gefühle die wahren Urſachen deſſelben. Aber auch verhaßt und ekelhaft kann eine Speiſe auf lange Zeit werden, wegen der unangenehmen Folgen, die

der unmäßige Genuß derſelben einmal verurſachet hat. Verflucht wird das Gewehr, mit welchem man das Unglück gehabt hat, einen Unſchuldigen, einen Freund zu tödten; nie ohne Empörung erblickt, nie wieder gebraucht. Und nach dem Urtheile eines tiefſſinnigen Seelenforſchers, müßte man ſogar mißtrauiſch gegen das Herz eines Menſchen werden, der das Brett, mittelſt deſſen er ſich beym Schiffbruch das Leben gerettet, am Ufer kaltblütig verbrennen könnte *).

3) Alles, was Vergleichungen, alles, was Benennungen ausrichten können, gehört hieher. Vielen Leuten kann durch ein einziges Wort, durch eine einzige Vergleichung, der Appetit benommen werden. Kinder nehmen Arzeneyen unter einem andern angenehmen Namen, wenn ſie unter dem wahren ſie nicht nehmen wollen. Und die Fälle ſind nicht ſelten, wo Erwachſene faſt eben ſo ſich täuſchen laſſen. Der Tod, die Vernichtung ſelbſt verlieren etwas von ihrem fürchterlichen Anſehn, wenn man ſie unter dem Namen eines Schlafes, einer ewigen ununterbrochenen Ruhe, einer Befreyung von den Mühſeligkeiten des Lebens, ſich denkt **).

Stolz machen bis zum Schwindel, aufbringen bis zur äußerſten Wuth, demüthigen, Ehrfurcht, Vertrauen, Haß einflößen, u. ſ. w. koſtet ja ſo oft nur ein einziges Wort; ein kraftloſes, todtes Wort, wirkte nicht die Ideenadſociation. Was thun nicht die verhaß-

*) *Smith* Theory of moral ſent.

**) S. Meiners Betrachtungen über den Tod, und Troſtgründe der Alten wider die Schrecken derſelben; in deſſen vermiſcht. Philoſ. Schriften, S. 194. ff.

haßten Secten und Partheyen-Namen? Wie ſchnell, wie ſehr verändern ſie nicht bey Menſchen, deren Imagination dazu geſtimmt iſt, den ganzen Eindruck, den eine Perſon zuvor auf ſie gemacht hatte?

4) Orte und Zeiten werden dadurch in der Seele geändert: verflucht wird die Erde, um der Miſſethat des Menſchen willen; das Haus, in dem er gewohnt, wird ein Gegenſtand der Rache. Grauſen durchſtröhmt den einſamen Wanderer bey den Gerichtsplätzen, auf Kreuzwegen, Kirchhöfen, und wo ſonſt die Imagination ihre Schreckenbilder hinzuſetzen gelernt hat. Es iſt ein Glück, wenn er nicht die Geſpenſter wirklich vor ſich ſieht; wenn die Ideen davon durch den Anblick des Ortes in ihm rege gemacht worden ſind. Sehnſucht erweckt der Geburthsort wegen der ſeinem Bilde anklebenden Erinnerungen an die heitern Jahre der Kindheit; der Baum, bey dem die Freunde ſich trennten, das Ufer, an welchem ſie ſich zum letztenmale umarmten, werden Altäre und Tempel *). — Mit der Stunde der Mitternacht dringt Schrecken in die Seele des Abergläubiſchen. Mit dem Weihnachtsfeſte kömmt das in der Kindheit gegründete Luſtgefühl oft im männlichen Alter noch zurück.

5) Was Dingen, Orten und Zeiten begegnet, das widerfährt nicht weniger auch Perſonen; ſie werden ohne ihr Verdienſt, ohne ihre Schuld, angenehm und verhaßt, durch die Aſſociation fremder Ideen. Aehnlichkeit gründet ſie bisweilen. Aehnlichkeit mit denen, die

*) S. *Cicero* de leg. II. c. 1. 2.

die wir lieben, auch wenn ſie nicht in Vollkommenheiten ſich findet, iſt Empfehlung für eine Perſon; und eine auffallende, an ſich unbedeutende Aehnlichkeit mit dem Feinde, macht, daß man, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, einem Menſchen unhold iſt. — Aber auch, wenn wir ſie in ihrer Geſellſchaft oft geſehen haben, wenn ſie ihnen auf irgend eine Weiſe angehören, als Kinder, Verwandte, Bediente: ſo ereugnet ſich daſſelbe. Nicht immer; aber ſehr oft. Die Vernunft findet denn wohl bisweilen einen Grund, dieſe Ausdehnung der Neigungen aufs Angehörige ſchlußmäßig zu rechtfertigen. Das meiſte aber thut die Imagination, mittelſt der Ideenmiſchung. Auch Begebenheiten können einen ſolchen Einfluß haben auf die Ideen von Perſonen; nicht nur ſolche, in denen vernünftige Gründe zum Wohlgefallen oder Mißfallen an einer Perſon enthalten ſind; ſondern ſolche auch, bey denen die Vernunft zum Gegentheile entreibt. Locke erzählt, daß ein Menſch einen Wundarzt, der eine ſehr ſchmerzhafte, aber heilſame Operation an ihm vorgenommen hatte, nach der Zeit nicht mehr vor ſich ſehen konnte; ſo ſehr er auch die Wohlthat ſchätzte, die er ihm erwieſen hatte *). Es iſt gefährlich, jemanden vorzukommen, beſonders zum erſtenmale, wenn er in böſer Laune iſt. Der Eindruck, den man macht, vermengt ſich gar leicht mit den andern gleichzeitigen unangenehmen Eindrücken; welches einem nicht nur izt, ſondern auch der Idee, die man von ſich einprägt,

*) Eſſai concern. human. Underſtandig B. II, chap. XXXIII. 14.

prägt, auf immer Nachtheil bringen kann. Aus eben dem Grunde iſt es auch gefährlich, eine unangenehme Nachricht zu hinterbringen; Perſonen, die allein ohne Gefahr alles ſagen dürfen, Mätreſſen und Hofnarren hat man daher insgemein dazu gebraucht, Königen von großen Niederlagen, die ſie erlitten, Nachrichten beyzubringen.

6) Je leichter und manchfaltiger der Uebergang von der einen Idee zu der andern iſt; deſto leichter und ſtärker können ſie auch ihre Reize einander mittheilen. Wenn nicht nur äußerliche Verbindung, ſondern auch Aehnlichkeit zwiſchen Perſonen, wie oftmals bey Blutsverwandten, ſich findet: ſo verbreiten ſich die Neigungen um ſo viel eher von einer auf die übrigen. Die Neigungen gegen den Vater erſtrecken ſich leichter auf den Sohn, als auf die Tochter; zumal wenn ſie verheyrathet, einem andern angehöret, einen andern Namen führet *).

7) Es

*) S. Home Grundſätze der Critik, Th. I. K. II. Abſchn. IV. Dieſer trefliche Beobachter hat mehr hieher gehörige Beyſpiele, die er aber nicht alle natürlich genug erklärt. Daß z. B. die Neigung eines Menſchen gegen ſeine Eltern nicht ſo ſtark, als gegen ſeine Kinder iſt; hat wohl einen andern Grund, als den er angiebt, in der Eigenliebe. Dieſer nämlich iſt die Vorſtellung, Vater, Urheber, Oberer zu ſeyn, angenehmer, als die andere, Sohn, Untergebener, Abkömmling zu ſeyn. Alſo kann ein Menſch ſich ſelbſt in ſeinen Kindern leichter, als in ſeinen Eltern lieben. Daß die Dankbarkeit gegen einen Wohlthäter ſich leichter über ſeine Kinder, als über ſeine Eltern ausdehne, wenn ſonſt keine beſondere Antriebe wirken, halt ich nicht für gewiß. Insgemein aber reizen Kinder unſer Mitleiden oder auch unſer Wohlgefallen mehr.

7) Es iſt keine Gemüthsbewegung zu groß, und kein Gegenſtand zu gering, daß nicht auf denſelben jene, durch die Adſociation der Ideen, abgeleitet werden könnte. Die Geſchichte des Aberglaubens enthält Beweiſe genug davon. Wenn derſelbe Holz, Steine, oder was es iſt, als einen Gegenſtand der Anbetung und der wunderthätigen Wirkungen, in dem Taumel der Begeiſterung ergriffen, oder verführt durch andere, angenommen hat: ſo verſenkt ſich bald alle Kraft der Ideen, die durch Größe ſchrecken oder aufmuntern, in das Bild dieſes Gegenſtandes; und er wirkt, was die Idee einer Gottheit in dem menſchlichen Gemüthe bewirken kann. — Ziska verhieß ſeinen Anhängern, daß ſie unüberwindlich in der Schlacht ſeyn würden, wenn ſie ſeine Haut zu einem Trommelfell brauchen würden: und Carl XII drohte dem Reichsrath ſeinen großen Stiefel zu ſchicken, um Gehorſam gegen ſeine Befehle zu erwecken; beyde in einem ſehr kühnen, aber auf Gefühl der Gewalt adſociirter Ideen gegründeten Vertrauen. Auf dieſer beruht auch die Wunderkraft der Talismane. Und welches Volk hat nicht ſeine Talismane?

Wie ſehr aber auch große und ehrwürdige Gegenſtände durch Nebenideen, Vergleichungen, nur einmal gemachte Anwendungen, und andere Wege der Ideenverbindung, vielen Menſchen, unwiderſtehlich und unwiederbringlich, lächerlich und verächtlich werden können; iſt allgemein bekannt.

8) Es ſind unzweifelhafte Erfahrungen vorhanden, daß Ideen, die im Traume erzeugt, oder an andere angehängt worden, zu ſolchen Wirkungen gleichfalls geſchickt ſind. Jemand träumte, daß eine andere ihm un-

untergebene Perſon etwas unſchickliches beginge; worüber er ſehr aufgebracht wurde. Am folgenden Tage meldete ihm dieſe Perſon etwas gethan zu haben, was jenem einigermaßen ähnlich, aber untadelhaft war. In dem Augenblicke ſtieg Unwille in ihm auf; und er hatte ſchon angefangen, in Vorwürfen ſich auszulaſſen, als er die Unbilligkeit derſelben in dem Erſtaunen der andern Perſon erkannte, und bald ſelbſt einſah. Und nun klärte es ſich in ſeiner Seele auf; und es wurde völlig offenbar, daß der Reiz zum Verdruſſe ganz allein aus den Ideen des Traumes entſtanden war. Es wird nicht ſchwer ſeyn, mehrere ſolche Erfahrungen mit Zuverläſſigkeit einzuſammlen; und ſie verdienen mehrere Aufmerkſamkeit, als bisher auf ſie ſcheint verwendet worden zu ſeyn.

Auch dies iſt nicht bloß Vermuthung, ſondern eigentliche Erfahrung, daß das Vergnügen, welches ein Gegenſtand im Traume verurſacht hat, wenn der Genuß doch nicht vollſtändig geweſen iſt, die Begierden darnach ſehr vergrößern könne. Es iſt gefährlich, Endymions Träume oft zu träumen; zumal wenn die Diana auch dem wachenden Schäfer mit einiger Gefälligkeit begegnet, aus welcher die Bilder des Traums Nahrung ziehen können.

9) Scharfſinnigen Unterſuchern dieſer Sache, Locken und Leibnitzen *), ſcheint auch dies nicht zu viel zu ſeyn, daß in den erſten Jahren der Kindheit, bis zu

*) S. *Locke* l. c. §. 7. und *Leibnitz* Nouv. Eſſais ſur l'Entend. hum. p. 229.

zu welchen Bewußtſeyn und Erinnerung nicht zurück gehen, Empfindungen und Ideen ſich ſo mit einander vermiſcht haben können, daß ungewöhnliche Wirkungen gewiſſer Dinge bey einem Menſchen aus der Vermengung jener frühen Eindrücke entſtehen. Wenigſtens glauben ſie, daß ſo manche ſonderbare Gemüthsbewegungen und Abneigungen ſich aus keinem andern Grunde begreifen laſſen. Da Ideen gar nicht brauchen deutlich zu ſeyn, um aufs Gemüth zu wirken, und da auch in der zarteſten Kindheit einige dauerhafte Eindrücke entſtehen können: ſo ſcheint es allerdings möglich, daß durch ſolche frühe Eindrücke nachherige dieſen ähnliche, und deswegen vielleicht auch eben daſſelbe innere Organ treffende Eindrücke verändert, und bisweilen ganz überwältiget werden.

§. 15.

Macht der Gewohnheit in der Beſtimmung der Neigungen.

Die Wirkungen der Ideenadſociation laufen durch die ganze Geſchichte der Seele. Auch bey den andern für ſich ſchon wirkenden Urſachen ſonderbarer Willensäußerungen, thut jene immer noch vieles. Es wird dieſes, bey der Unterſuchung der Gründe des ſo großen Einfluſſes der Gewohnheit auf Neigungen und Abneigungen, ſich bald entdecken.

Um aber auch dieſes wichtige Lehrſtück auf deutliche Begriffe und Grundſätze zu bringen: ſo

1). lehret uns die Erfahrung, daß die Gewohnheit ſehr verſchiedene, und dem erſten Anſchein nach ganz

entgegengeſetzte Wirkungen hervorbringt. Oft iſt ſie Urſache, daß Dinge und Perſonen, die anfänglich unangenehm oder gleichgültig waren, angenehm, bisweilen unentbehrlich werden. Der Toback, hitzige Getränke und andere Dinge ſind Beyſpiele hievon *). Sie macht auch, daß Dinge und Perſonen nicht aufhören angenehm zu ſeyn, obgleich die urſprünglichen Gründe des Wohlgefallens an denſelben nicht mehr da ſind. Aber oft iſt auch die Gewohnheit Urſache, daß Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen Dinge entſteht, die vorher angenehm waren.

2) **Die Art**, wie die Gewohnheit alle dieſe Wirkungen hervorbringt, iſt manchfaltig, und in vielen Fällen zuſammengeſetzt. Die Gewohnheit beſteht in öfterer Wiederholung derſelben Handlungen oder Empfindungen. Dadurch entſtehn

a) **Veränderungen der Empfindungswerkzeuge.** Es iſt ausgemacht, daß in Abſicht auf die äußerlichen Werkzeuge der Empfindung, Augen, Ohren, u. ſ. w. einige Uebung und Bildung nöthig iſt, um Eindrücke, ſonderlich ſchwache, vollſtändig, ſchnell und leicht aufzunehmen. Es iſt alſo begreiflich, wie angenehme Beſchaffenheiten einer Sache bisweilen erſt nach und nach

---

*) Auch in Anſehung der innern, ſelbſt der moraliſchen Gefühle, kann die Gewohnheit daſſelbe bewirken. Was einer anfangs nicht ohne Entſetzen oder Abſcheu hören konnte, lernt er erſt ruhig, dann gleichgültig, darauf mit einigem Vergnügen, ſehen, hören, ſich vorſtellen, endlich thun. Allmälig bringt es der Menſch gar weit, im Böſen wie im Guten.

nach merklich werden können; nachdem die Organen den Eindruck aufzunehmen gewöhnt worden ſind. So wächſt das Angenehme im Geſchmack des Waſſers und dem Genuß einfacher ungewürzter Nahrungsmittel bey denen, die ſich daran gewöhnen *).

Hingegen vermindern ſehr ſtarke Eindrücke die Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Organen. Das Gehör wird geſchwächt durch den Aufenthalt bey einem beſtändigen ſtarken Getöſe; und Geruch, und Geſchmack eben alſo durch den Gebrauch hitziger und ſcharfer Dinge. Was daher bey dem noch zarteren Gefühle zu ſtark angriff, brennte, ſtach, betäubte; das erwärmet, kitzelt, und rührt nur eben ſo recht, nachdem die Organen ſtumpfer geworden ſind. Wenn die Empfindlichkeit derſelben noch mehr abnimmt: ſo kann eben deswegen auch das bisherige aufhören angenehm zu ſeyn, gleichgültig werden. Daher verlangen die unmäßigen Liebhaber des Tabacks, und der hitzigen Getränke, allmälig immer ſtärkere Sorten.

b) Veränderungen in der Vorſtellungsart und den Richtungen der Aufmerkſamkeit. Wenn äußerliche Eindrücke Ideen, und als ſolche wirkſame Beweggründe im Willen werden ſollen: ſo iſt Richtung der Aufmerkſamkeit auf dieſelben, Aufklärung und Belebung derſelben durch andere anpaſſende Ideen, nöthig. Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten werden alſo oft nur nach und nach bemerkt, völliger, deutlicher, zuverläſ-

*) Ulrichs Anleitung zu den Philoſoph. Wiſſenſchaften, Th. II. S. 392.

läſſiger erkannt. Eingebildete Vollkommenheiten und Fehler, Vortheile und Nachtheile, fallen weg; wenn die mehrere Bekanntſchaft mit der Sache die erſten übereilten Urtheile benommen, die falſchen Vorſtellungen zerſtreuet hat. Und die Gewohnheit macht alſo, daß man nicht mehr ſo an der Sache oder Perſon ſich irrt, nicht mehr ſo einſeitig ſie beurtheilet; und daher nicht mehr ſo beym Anblick derſelben afficirt wird, nicht mehr ſo gegen ſie geſinnt iſt, als vorher; daß Luſt, Gleichgültigkeit und Unluſt mit einander abwechſeln. Ueberhaupt kann der Menſch, da jede Sache ſo viele Seiten, und er ſo vielfältig in ſeiner Gewalt es hat, ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, worauf er will, zu den verſchiedenſten Vorſtellungen von einerley Sache ſich gewöhnen und gewöhnt werden. Die Gewohnheit erzeugt

c) Diſpoſitionen der Bewegungskräfte und Werkzeuge, und überhaupt Triebe und Fertigkeiten im Körper und in der Seele. Dies iſt gemeine Erfahrung, und liegt ſchon in den Begriffen von Gewohnheit und von Fertigkeit. Dadurch entſtehn einmal ſchon viele ſonderbare, ganz oder halb unwillkührliche Handlungen; wenn ein Menſch entweder nicht Acht genug auf ſich giebt, um die gewohnten Antriebe mit Gewalt zu verhindern; oder wenn er nicht Kraft genug beſitzet, dieſe Antriebe und die damit verbundenen beſchwerlichen Reize, auch wann er es gern wollte, aufzuhalten und zu überwinden.

Sodann findet man ordentlicher Weiſe mehr Vergnügen an demjenigen, was man mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit verrichten kann, als an demjenigen, was einem Mühe macht. Ein Hauptgrund, weswegen alte

Ge.

Gelehrte nicht leicht Reformen in den Wiſſenſchaften, oder nur eine andre Ordnung und Einkleidung der Ideen ſich gefallen laſſen. Bisweilen aber kann doch auch die gar zu große Fertigkeit in einer Sache Urſache ſeyn, daß man ihrer überdrüſſig wird; weil die Seele zu wenig Beſchäftigung dabey findet. Es geſchieht vielleicht nicht ohne viele Selbſtverleugnung, und ohne die Vorſtellung, daß das gemeine Beſte es erfordere, wenn manche Gelehrte 30, 40 Jahre, ein halbes Jahr nach dem andern, dieſelbe Wiſſenſchaft, ohngefähr mit denſelben Worten und Beyſpielen vortragen. Wenigſtens giebt es andere, die es für weit angenehmer halten, jedesmal von neuem durch freyes Nachdenken und neue Lectüre zum Vortrage ſich vorzubereiten; als immer wieder dieſelben Hefte abzuleſen, oder das auswendig gelernte mechaniſch herzuſagen.

d) Eine Gewohnheit ſteht oft mit mehrern andern in Verbindung: viele Einrichtungen und ein manchfaltiges Intereſſe gründen ſich darauf. Deſto ſchwerer iſt es dann, davon abzulaſſen.

e) Endlich aber gründen ſich die Wirkungen der Gewohnheit auf die Ideenadſociation. Was oft und lebhaft Vergnügen verurſacht, oder auch nur in naher Verbindung mit dem Vergnügenden geſtanden hat, das bringt angenehme Gemüthsbewegungen, auch wenn jene Kraft und jene Verbindung nicht mehr iſt, noch oft hervor. Und ſcheint ſie aus ſich ſelbſt hervorzubringen; wenn die Vermengung der ehmaligen Eindrücke größer iſt, als der Scharfſinn, oder die Bemühung, das Gegenwärtige vom Vergangenen zu unterſcheiden, Empfindung von Einbildung abzuſondern. So befeſtiget die Zeit geſell-

ſchaftliche Verbindungen. Aber ſo ſuchen auch oft, der Veränderungen, die ſich mit ihnen zugetragen haben, uneingedenk, Greiſe und Matronen in den Cirkeln, in denen ſie ehemals es fanden, Vergnügen; und können eine Zeitlang ſich noch einbilden, es da zu finden. Was einem Ehre und Vortheil gebracht hat, ändert man nicht gern; auch wenn die Umſtände es erforderten. Je ungeneigter man iſt, dem Zufall, nicht ſeinen eigenen Verdienſten und Geſchicklichkeiten, jene Vortheile zuzuſchreiben; deſto geneigter iſt man, die Art, wie man ſie erlangt hat, hochzuſchätzen. Die Griechen wurden von den Römern, nach Monteſquieus Urtheile, überwunden; weil ſie ihre alte Kriegskunſt nicht nach der Römiſchen verbeſſerten. Aber ſie konnten ſich nicht einbilden, ſetzt dieſer ſcharfſinnige Mann hinzu, daß die Regeln, mit denen ſie ſo große Thaten verrichtet hatten, nicht die beſten ſeyn ſollten *).

Männer und Frauen machen ſich lächerlich, indem ſie glauben, durch Leichtſinn und Lebhaftigkeit noch, wie vormals, zu gefallen. — Was einer ehedem aus Bedürfniß that, thut er, wenn er es nicht mehr nöthig hätte, aus Gewohnheit; weil in ſeinen ungeläuterten Vorſtellungen die Ideen der Nothwendigkeit und Nützlichkeit mit den Ideen ſolcher Handlungen ſich einmal für allemal

*) Montmorency hatte, als ein zweyter Fabius, durch ſeine Unbeweglichkeit in ſeinem Vertheidigungsplane Carls V gefährlichen Anſchlag auf Frankreich glücklich vereitelt. Aber wenn er bey deſſen kümmerlichem Rückzug zur rechten Zeit ſich in Bewegung geſetzt hätte, würde er wahrſcheinlich deſſen ganze Armee vernichtet haben. *Robertſon* II. 403.

mal verknüpft haben. — Beſonders aber richtet die Gewohnheit vieles aus, vermöge der Verbindung mit der Idee von Uns und dem Unſrigen. Was lange um uns iſt, uns lange angehörte, unſer Gefährte war in dem Laufe unſerer Schickſale, unſer Werkzeug; erhält dadurch in unſern Augen einen größern Werth, und wird ungern vermißt, wenn es auch weiter keine Dienſte mehr thut.

3) Vermöge aller dieſer Urſachen muß die Neigung zum Gewohnten um ſo viel ſtärker ſeyn; je älter ſie iſt; je weniger Kraft man hat, in neue Vorſtellungsarten ſich hinein zu denken, neue Fertigkeiten ſich zu erwerben, neue Einrichtungen zu machen; je wichtiger die Dinge ſind, oder ſcheinen, die man ändern, in Anſehung derer man unwiſſend geweſen zu ſeyn geſtehen müßte; oder je mehr derſelben ſind; endlich je mehr gleichartige Beyſpiele man auf ſeiner Seite hat. Denn die Menge der übereinſtimmenden Denkarten giebt immer einige natürliche, wenn gleich oft trügende, Vermuthung der Wahrheit und des Rechts. Und alle dieſe Urſachen hat man auch nöthig, um es begreifen zu können, wie gewiſſe, ſo offenbar zweckwidrige, und ſchädliche, und oft genug öffentlich gerügte, Gewohnheiten in der Rechtspflege, der Wirthſchaft, den religieuſen Gebräuchen, der Erziehung, und anderen menſchlichen Einrichtungen, auch unter den geſitteten Völkern noch immer ſich behaupten können *). Wenn ein Beyſpiel hiebey nöthig ſeyn ſollte;

---

*) Bey rohen Völkern iſt bekanntlich die Antwort auf alle Fragen über ihre Sitten und Gebräuche, Es iſt immer ſo

ſollte: ſo denke man doch nur an die Begräbniſſe in den Kirchen, und die Kirchhöfe in den Städten.

§. 12.

Reiz der Neuheit.

Aus den ſo erörterten Urſachen der Macht der Gewohnheit iſt es begreiflich, wie auch die Neuheit viele Gewalt über die menſchlichen Gemüther haben, in ſehr vielen Fällen eine Urſache des mehrerern Wohlgefallens an einer Sache, oder überhaupt der ſtärkern Wirkung derſelben auf den Willen ſeyn könne. Einmal nämlich trift nicht gerade alles Neue auf ein Gegentheil, das durch die Gewohnheit geſchützet wird. Es kann eben daſſelbe, was man bisher ſchon geſchätzet hat, aber in einem vollkommenern Grade; es kann ihm ähnlich, aber doch in einigen Stücken anders ſeyn. Und alsdann ſind die Gründe, aus denen der Reiz der Neuheit erwächſet, erſtlich die Lebhaftigkeit des Eindrucks, und zweytens die Ideenadſociation. Wenn etwas uns vorkommt, was neu, aber doch dem Bekannten ſo weit ähnlich iſt, daß wir es gewahr zu werden, und etwas dabey uns zu denken, vorbereitet genug ſind: ſo wird leicht durch die Wißbegierde, vielleicht auch durch die Furcht und Hoffnung, die Aufmerkſamkeit geſchärft, ganz auf die Sache gerichtet; und dies macht den Eindruck lebhafter. Sodann kann man ſich vom Neuen, weil man es noch nicht ge-

---

ſo bey uns gehalten worden. S. z. B. Rytſchkows Tagebuch S. 96. Kranz Hiſtorie von Grönland, I. 236. Kolbe von den Hottentotten S. 432. u. m. O.

genau kennt, auch leicht mehr einbilden, als wirklich daran iſt, für nützlicher oder ſchädlicher es halten, als es nicht iſt. (§. 3. 4. 11.) *).

Aber auch das Gegentheil von dem, was Gewohnheit war, kann durch die Neuheit ſich empfehlen. Denn die Urſachen, die der Gewohnheit ihre Herrſchaft über die menſchlichen Gemüther verſchaffen, wirken nicht immer alle, und auf alle Menſchen ſo ſtark, daß nicht die bereits angezeigten Gründe des Reizes der Neuheit, nebſt den weiter unten zu betrachtenden Trieben zur Veränderung und zur Wirkſamkeit, das Uebergewicht erlangen könnten.

Viele Gewohnheiten ſind ihrer Natur nach veränderlich; beruhen nur auf einer gewiſſen Nothwendigkeit, oder Geneigtheit, ſich nach andern zu richten. Wenn dieſe andern etwas Neues anfangen; ſo iſt eben dieſe Neuheit ein Grund der Nachahmung für diejenigen, die nicht gern altmodiſch, ſondern vielmehr die nächſten an denen ſeyn mögen, die der Menge den Ton angeben.

Neuerungen anzufangen, kann auch die Begierde ſich auszuzeichnen, als Erfinder Bewunderung oder doch Aufmerkſamkeit zu erregen, oder das Vergnügen, über die Gemüther anderer eine Art von Herrſchaft auszuüben, manchen ein Antrieb ſeyn.

Gleichgültigkeit gegen das Neue aber kann außer dem, was die Gewohnheit des Gegentheils thut, von all-

---

*) Man leſe Duvals Beſchreibung der Eindrücke und Gemüthsbewegungen, welche die erſte von ihm geſehene Oper in ihm hervorbrachte. S. deſſen Leben, Regensb. 1784. S. 191. f.

allzugroßer Unwiſſenheit und Unempfindlichkeit herrühren, bey welcher die Eindrücke wegen Mangel der Aufmerkſamkeit nicht in die Seele dringen können; oder auch von vieler Erfahrung und Wiſſenſchaft, vermöge deren man den Unwerth, die Fehler der Neuerungen, vielleicht auch die tadelhaften Abſichten ihrer Urheber einſieht, oder doch befürchtet; endlich auch vom Eifer für die obliegenden Geſchäfte, die alle Aufmerkſamkeit, und alle Zeit, die man in ſeiner Gewalt hat, erfordern *).

§. 13.

Einfluß der bereits regen Begierden und Vorſtellungen auf die Wirkung entſtehender Eindrücke.

Auf die Gewahrnehmung der Dinge und ihrer Eigenſchaften, und die Ausbildung der dabey entſtehenden Ideen und Urtheile, hat der Gemüthszuſtand, in welchem man ſich eben befindet, einen manchfaltigen, oft ſehr großen Einfluß. Denn nach der Verſchiedenheit deſſelben iſt die Seele mit dieſen oder jenen Vorſtellungen er-

---

*) Die Weltumſchiffenden Europäer haben ſich bisweilen gewundert, wenn ſie bemerkten, daß ſie bey wilden Völkern, mit ihren großen Schiffen, die ihnen doch wahrſcheinlich zum erſtenmale zu Geſichte kamen, ſo gar keine Aufmerkſamkeit erregten. Sie lernten aber bald einſehen, daß Mangel an Begriffen, die das Nachdenken erwecken könnten, und Anfeſſelung an die niedrigſten thieriſchen Bedürfniſſe die Urſachen davon waren. S. von den Engländern an der Magellaniſchen Meerküſte, und bey Neuholland *Hackesworth* I. 392. II. 45. S. über dieſen ganzen Artikel *Boeckéi* Diſſertatt. 3. de eo, quod rei novitas in animis hominum efficit. Tub. 1783.

erfüllt. Man nimmt aber, wie die Erfahrung lehrt, dasjenige leichter gewahr, wovon entſprechende Vorſtellungen der Seele bereits gegenwärtig ſind. Oft auch lieber; in ſo fern nemlich die Seele den Zuſtand einigermaßen liebt, in dem ſie ſich befindet; und alſo demjenigen, was damit übereinſtimmet, gern, ungern aber dem Gegentheile ſich überläſſet, und ihre Aufmerkſamkeit darauf richtet. Ferner aber miſchen ſich in unſere Begriffe und Urtheile von dem, was uns vorkömmt, gar leicht Schlüſſe ein, die ſich auf dasjenige gründen, was, vermöge unſerer vorgefaßten Meynungen, wir glauben, daß vorkommen müſſe. Was wir uns einmal feſt eingebildet haben, als gewiß vorausſetzen, oder erwarten; das können wir glauben zu ſehen, zu hören, zu leſen, wo es doch nicht vorkömmt. Demnach muß der Zuſtand des Gemüths, und der damit verknüpften, bereits erweckten oder leicht erweckbaren Vorſtellungen Urſache ſeyn, daß die Dinge zu einer Zeit anders afficiren, als zu einer andern; den einen Menſchen anders, als den andern.

Und ſo lehrt es die Erfahrung. Wer bereits fröhlichen Muthes und munterer Laune iſt, dem kann leicht alles Anlaß zum Scherz und Lachen geben. Aber alle Verſuche ſind vergebens, denjenigen auf lächerliche Verhältniſſe aufmerkſam zu machen und aufzumuntern, der mit ernſthaften Dingen beſchäftiget, oder von finſtern Bekümmerniſſen durchdrungen iſt. In der Nacht ſcheint oft einem Menſchen die Gefahr vor Dieben, in der er und ſein Haus ſich befinden, viel größer zu ſeyn, als noch nie bey Tage. Er beſchließt, andere Einrichtungen zu einer mehrern Sicherheit zu machen; und denkt nicht

mehr daran, ſie ins Werk zu ſetzen, ſo bald das Tageslicht die bey der Dunkelheit und Stille der Nacht aufgeſtiegenen Phantaſien wiederum zerſtreuet hat. Nekromantiſten und Zauberer ermangeln nicht, durch fürchterliche Erzählungen und Erſcheinungen von ihren Anſtalten und deren Wirkungen, die Imagination mit ſolchen Bildern zu erfüllen, als die nachfolgenden Erſcheinungen erfordern. Und der auf dieſe Weiſe eingenommene Zuſchauer glaubet dann vieles zu ſehen, was er nicht ſieht. Eben ſo verfährt man mit denjenigen, die zu betrügeriſchen Geheimniſſen eingeweiht werden ſollen; deren Diät auch außerdem noch ſo eingerichtet wird, daß die Kräfte der äußern Sinne geſchwächt, und beym Schlummer derſelben die Traumbilder um ſo viel lebhafter werden können. Kömmt noch zu den aufgefangenen Einbildungen der Wunſch, wirklich zu erfahren, was man nur bisher von andern gehört, oder geleſen hat: ſo kann die Täuſchung um ſo viel ungehinderter von Statten gehn, da ſie keiner Unterſuchung ausgeſetzt iſt. Jede gemeine Dirne kann alsdann zur Nymphe oder Prinzeſſinn; und Wirthshäuſer können zu Schlöſſern werden. Es iſt in der Geſchichte der Don Quixotte und Don Silvio nichts, als die Dauer der Täuſchung, oder nicht viel mehr, völlig außerhalb der Wirklichkeit.

Auf den Zuſtand, in dem ſich ein Menſch befindet, kömmt es aber auch an, in Rückſicht auf die Bedürfniſſe deſſelben. Denn wenn wir den Werth der Dinge nach dem Vergnügen ſchätzen, das ſie uns verurſachen, und dem Ungemache, von dem ſie uns befreyen; ſo müſſen ſie uns um ſo viel vortrefflicher ſcheinen, je größer das Bedürfniß iſt, dem ſie abhelfen.

So

So wird oft auf einem einſamen Dorfe, oder auf dem Poſtwagen, derjenige ein angenehmer Geſellſchafter, deſſen Umgang in einer Stadt unausſtehlich ſeyn würde. Was würde erſt auf einer verlaſſenen Inſel geſchehen, auf welcher man Jahre lang keine Menſchen geſehen hätte! Seefahrern, die viele Monate kein Land erblickten, ſcheinet ein mittelmäßiges Land, das ſie zuerſt wieder betreten, ein Paradies zu ſeyn. So dem damaligen Commodore Byron die, nach anderer Beſchreibungen keinesweges ſo reizenden, Inſeln Titian und Juan Fernandez. Und Cook's Reiſegefährten ſchien Neuſeeland, nachdem ſie vier Monate in der Südſee herum gekreuzt hatten, beym erſten Anblick eine der ſchönſten Gegenden zu ſeyn, welche die Natur ohne Kunſt aufweiſen könnte*). Einem Gelehrten ſcheint das Buch, welches ihm zuerſt gewiſſe Aufſchlüſſe giebt, und bey ſeinen Unterſuchungen behülflich iſt, deswegen oft lange nachher noch das beſte in ſeiner Art zu ſeyn, ob er gleich andere hat kennen gelernt, die beſſer ſind; aber er empfindet nicht gleich viel Gutes dabey.

§. 14.

Vom Einfluß der Schwierigkeiten, Hinderniſſe und Verbote.

Unter die den Eindruck der Dinge auf den Willen verändernden Umſtände gehören endlich auch die Schwierigkeiten und Hinderniſſe. Oft nämlich benehmen ſie die

*) S. *Forſters* Voyage I. 124.

die Begierde nach einer Sache; oft aber vermehren ſie dieſelbe. Wie erſteres geſchehen könne, iſt leicht zu begreifen. Wenn an einer Sache einem gar nicht viel gelegen iſt, ſo giebt man ſich um ihrentwillen nicht gern viele Mühe; zumal wenn man glaubt, daß alle Mühe vergeblich, daß die Hinderniſſe unüberwindlich ſeyn würden. Wenn aber durch Hinderniſſe und Schwierigkeiten, desgleichen durch Verbote und Widerſetzung anderer, die Begierden vermehrt werden: ſo lehret die Unterſuchung, daß folgende Urſachen, einzeln oder zuſammen, dabey wirken.

1) Die nicht befriedigte Seele hängt immer an dem Gegenſtande; ſie will das geliebte Bild ſich näher bringen, will die Vorſtellung in Empfindung verwandeln. Dadurch belebt ſie den Eindruck immer mehr, arbeitet die Theile hervor, arbeitet ſie aus, durch Reize, die ſie aus den Schätzen der Einbildungskraft hinzuſetzt; und verſchafft alſo der Leidenſchaft neue Nahrung. Ohne dieſen Aufſchub, ohne das Hinderniß, würde ſie nicht ſo heftig geworden ſeyn. Einige beträchtliche Stärke muß ſie doch ſchon gehabt haben, um auf dieſe Weiſe zu wachſen.

2) Das Bewußtſeyn der Ohnmacht iſt unangenehm. Siegen zu können über Schwierigkeiten und Hinderniſſe, über Verbot und Widerſetzung, iſt eine reizende Vorſtellung. Frey und unabhängig zu ſeyn, muß der Menſch wünſchen, in ſo fern er ſeine Glückſeligkeit in der ungehinderten Befriedigung ſeiner Begierden ſetzet. Siehe da einen neuen Antrieb zur Vermehrung der Begierde, der ſich etwas widerſetzt!

3) In

3) In manchen Fällen vermehrt das Verbot die Vorſtellung von dem Werth der Sache; weil aus vielen ähnlichen Fällen die richtige oder falſche Meynung entſtanden iſt, daß aus Eigenſinn, Unwiſſenheit, Eigennuz, viel Gutes verhindert und verboten werde. In manches Kindes Seele könnte dieſe Meynung wohl wirkſam seyn; nicht nur weil es die Kinder in ihrer Leidenſchaft und Unwiſſenheit ſehr oft nicht begreifen können, daß die Befehle, durch die man ſie einſchrenken will, gerecht und nothwendig ſind; ſondern — weil ſie es ſehr oft wirklich nicht ſind. Offenbar aber iſt dies der Fall, in Anſehung verbotener Bücher in den Ländern, wo unwiſſenden, herrſchſüchtigen oder eigennüzigen Leuten die Cenſur überlaſſen iſt.

4) Noch kann die Beharrlichkeit bey entſtehenden Hinderniſſen und die Verdoppelung des Eifers daher auch entſtehen, daß man das viele, was man bereits gethan hat, nicht will umſonſt gethan haben; daß man einſieht, das einzige Mittel, zu machen, daß man nicht für alle aufgewandte Zeit und Koſten, für alle ſeine Beſchwerden und Hoffnungen, Spott und Verachtung einerndte, ſey, nicht nachzulaſſen; und für beſſer hält, das lezte zu wagen, als einem gewiſſen Elende ſich ſo fort preiß zu geben. Solche Betrachtungen unterſtüzten und trieben die Columbos, Pizarros und Almagros bey ihren aus dem gemeinen Maaße der menſchlichen Kräfte und Entſchließungen freylich unbegreiflichen Unternehmungen.

Kapitel III.

Von einigen Neigungen und Trieben, die am tiefſten in der menſchlichen Natur gegründet zu ſeyn ſcheinen.

§. 15.

Grundbegriffe vom Triebe zum Vergnügen, der Selbſtliebe, Eigennützigkeit, Eigenliebe und Selbſtſucht.

Die oben (§. 7.) angemerkten Grundgeſetze des Wollens zeigen, und jedwede Beobachtung beſtätiget es, daß der Menſch nie, in keinem einzigen Falle, ſeinen Verdruß, Schmerz, Elend, Mißvergnügen, an ſich betrachtet, begehre. Vielmehr ſucht er dem, ſo viel möglich, auszuweichen. Schmerzloſigkeit und Vergnügen, Zufriedenheit und Wonnegefühl ſucht er. So oft er abſichtlich etwas, und in Rückſicht auf ſich ſelbſt begehrt: ſo iſt es, um Vergnügen davon zu haben, vom Schmerz, Unmuth, dadurch befreyet zu werden. Ja wenn er auch ohne deutliches Bewußtſeyn ſeiner Antriebe, ohne Abſichten, begehrt oder verabſcheuet: ſo läßt ſich doch nicht anders ſagen, als daß er allemal entweder ein unangenehmes Gefühl ſich zu benehmen, oder ein angenehmes zu erhalten ſich beſtrebe. Dieſemnach wäre nicht zu leugnen, daß der Trieb zum Vergnügen für den weſentlichen und allgemeinen Trieb des menſchlichen Willens angenommen werden müſſe. Und wenn die Glückſeligkeit in der Zufriedenheit und dem Genuß dauerhafter Vergnügungen beſteht: ſo iſt auch der Trieb zur Glückſeligkeit als ein ſolcher weſentlicher und allgemeiner Trieb anzuſehen.

Wenn ferner Selbſtliebe nichts anders heißt, als Beſtreben nach eigener Wohlfahrt: gleichwie Wohlgefallen an jemandes Glück und Wohlſeyn, und Geneigtheit, ſolches zu befördern, Liebe heißet: ſo iſt auch dieſe in jenem Triebe zum Vergnügen enthalten, und zu den weſentlichen Grundſtücken der menſchlichen Natur zu rechnen.

Nach den gegebenen Erklärungen kann dies nun nicht ſo verſtanden werden, als ob irgend eine Idee von ſeinem Selbſt und deſſen Wohl, von Glückſeligkeit, oder auch nur von Vergnügen, die erſten Aeußerungen der menſchlichen Willenskraft verurſache; oder als ob jede nachfolgende Gemüthsbewegung, oder wohl gar jedwede unwillkührliche Kraftäußerung, durch dieſe abgezogenen Ideen erweckt würde. Sondern nur ſo viel wird damit behauptet, daß die nächſten Gegenſtände des menſchlichen Wollens ſolche innere Zuſtände ſeyn, die einzeln den Namen des Wohlbefindens, bey einer gewiſſen Menge den Namen der Glückſeligkeit erhalten; daß der Wille des Menſchen ſo geartet ſey, daß vermöge ſeiner weſentlichen Richtungen und Beſtrebungen, Trieb zum Vergnügen, zur Glückſeligkeit, Selbſtliebe, wenigſtens als Hauptanlagen demſelben beygelegt werden müſſen.

Daß Menſchen oft thun, was ihnen ſchädlich iſt, daß bisweilen einer, wie es ſcheint, recht vorſetzlich dem Vergnügen ausweicht, und dem Schmerz ſich überläßt; beweiſet nicht das Gegentheil hiervon. Es beweiſet allemal, bey genauerer Unterſuchung, nur, daß nach der verſchiedenen Vorſtellungsart, durch einſeitige Beobachtung, Vorurtheile und ſonderbare Ideenadſociation, einem als gut, als ein geringeres Uebel vorkommen kann,

was andern, nach richtigerer Beurtheilung, ein unnöthiges Uebel zu ſeyn ſcheinet; oder daß die richtige Vorſtellung, weil ſie ſchwächer war, von der täuſchenden, weil ſie lebhafter war, überwältiget wurde. Es beweiſet, daß die Liebe zu ſich ſelbſt, wie jedwede andere Liebe des Menſchen, bisweilen blind iſt: und daß die Grundtriebe der menſchlichen Natur Leitung und Ausbildung der Vernunft nöthig haben.

Aber man muß auch nicht mit der Selbſtliebe für einerley halten Eigennützigkeit und Eigenliebe; ob dies gleich leicht zu begreifende, doch nicht nothwendige, Folgen derſelben ſind. Eigennützig wird, in der gewöhnlichen Sprache, nur derjenige genannt, der auf eine gemein ſchädliche Weiſe durch die Vorſtellung ſeiner Vortheile getrieben wird; öfter, als er ſollte, dieſelben vor Augen hat, und daher, aus Großmuth, Dankbarkeit, Mitleiden und andern edlen gemeinnützigen Trieben zu handeln, unfähig wird. Begreiflich iſt es nun wohl, wie beym Mangel der Empfindlichkeit gegen die feinern Vergnügungen des Geiſtes, bey engebrüſtiger Sorge für ſich ſelbſt, und kurzſichtiger Schätzung der Handlungen, die Liebe zu ſich ſelbſt in Eigennützigkeit ausarten könne. Aber ihre weſentliche Beſtimmung iſt es nicht; nicht bey allen Menſchen nimmt ſie dieſelbe an. Und bey gewiſſen Vorausſetzungen in den Gefühlen und Denkarten müſſen eben ſo nothwendig jene edlern Triebe aus der Selbſtliebe entſtehen, oder doch Nahrung von ihr ziehen. Am allerwenigſten aber kann man, ohne den gemeinſten Erfahrungen zu widerſprechen, ſagen, daß alle Handlungen und Gemüthsbewegungen der Menſchen aus dieſer Eigennützigkeit abſtammen; da ſo viele urſprünglich

lich natürliche Gefühle, ohne alle Ideen von nützlichen Folgen der Handlungen, Triebfedern dieſer Handlungen und Gründe von Gewohnheiten und Fertigkeiten ſind. Lange hat ja ſchon der menſchliche Geiſt ſich wirkſam bewieſen, ehe eine Idee vom Nutzen in ihm iſt, und Abſichten die Richtſchnur ſeiner Handlungen abgeben können.

Eine andere ſchädliche Frucht der Selbſtliebe iſt die Eigenliebe, oder die übertriebene Achtung und Bewunderung ſeiner eigenen Perſon und Handlungen. Sie entſteht leicht aus der Selbſtliebe, weil man geneigt iſt, das zu glauben, was einem angenehm iſt; geneigt iſt, bey denjenigen ſeiner Eigenſchaften und Handlungen mit ſeiner Aufmerkſamkeit ſich aufzuhalten, die einem, als nützlich oder als unmittelbar angenehm, Vergnügen geben. Aber ſie iſt gleichfalls nicht allgemein, und nicht nothwendig die Folge der Selbſtliebe. Vernünftige Selbſtliebe widerſetzt ſich derſelben; befiehlt, daß man, um wirklich vollkommen zu werden, ſich nicht mit vergrößerten Vorſtellungen ſeines Werthes ſchmeicheln, noch zur unbilligen Herabſetzung anderer verleiten laſſen müſſe.

Es giebt ſehr viele Arten der angenehmen Empfindungen; ſo vielerley Quellen der Empfindungen es überhaupt giebt, ſo vielerley Arten der äußerlichen Gegenſtände es giebt. Denn ſchwerlich wird von einer derſelben behauptet werden können, daß ſie nicht, in irgend einem Verhältniſſe, angenehm auf das menſchliche Gemüth zu wirken im Stande ſey. Man urtheile hiernach, wie weitläuftig der Wirkungskreiß der Selbſtliebe, des Triebes zum Vergnügen und zur Glückſeligkeit iſt. Und wenn nicht alles mit einer anziehenden Kraft auf dieſe Willenstriebe wirkt: ſo erweckt es ſie doch zum Ent-

gegenſtreben und zu Bemühungen auszuweichen, und in einen andern Zuſtand ſich zu verſetzen.

Dennoch iſt man noch nicht berechtiget, die Selbſtliebe für den alleinzigen Grundtrieb des menſchlichen Willens, oder auch nur aller freyen und überlegten Handlungen, anzugeben. Hierzu ſind noch mehrſeitige und genauere Unterſuchungen erforderlich.

Schon aber iſt offenbar, daß nicht Eigennützigkeit und Eigenliebe, oder wie ſie mit einem Namen auch genannt werden, Selbſtſucht das Grundweſen des menſchlichen Willens ausmache. Und dies ſoll gleich noch weiter erhellen.

§. 16.

Von der Sympathie. Grundbegriff. Später Anfang der vollſtändigen Bemerkung dieſes Naturtriebes.

Der Urheber der Natur hat dafür geſorgt, daß es uns wenigſtens ſo leicht nicht iſt, als es die Selbſtſucht wünſchen könnte, unempfindlich und unthätig zu bleiben, bey jedweden Zuſtänden und Angelegenheiten unſerer Nebengeſchöpfe, und ſonderlich der Menſchen. Fremde Empfindungen theilen ſich uns mit, wenn ſie ſich unſern Sinnen, oder auch nur der Einbildungskraft lebhaft vorſtellen. Dies iſt die Sympathie oder das Mitfühlen; eine der wichtigſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur, deren genauere Erkenntniß in der Wiſſenſchaft vom menſchlichen Gemüthe eben ſo viel Licht anzündet, als die Bemerkung der Geſetze der natürlichen Folge und Verknüpfung der Ideen in der Wiſſenſchaft vom menſchlichen Verſtande.

Die

Die Gemüthsbewegungen, die dieſes Triebwerk unſerer Natur veranlaſſet, entſtehen ſo häufig in einem jeden Menſchen, daß ſich wohl nicht vermuthen läſſet, daß irgend einem Beobachter der menſchlichen Seele die Sache gänzlich hätte verborgen bleiben ſollen. Und freylich hat man auch von jeher nicht nur einen wichtigen Zweig des Mitfühlens, nämlich das Mitleiden, zu den merkwürdigen Eigenſchaften menſchlicher Gemüther gezählt; ſondern noch manche der andern Wirkungen deſſelben ſind von Dichtern, Rednern, Geſchichtſchreibern und Philoſophen in jedwedem forſchenden Zeitalter häufig angemerkt worden *). Nur den Zuſammenhang und den gemeinſchaftlichen Grund der mehreren Erſcheinungen ſahe man nicht gehörig ein. Und ſo lange dieſes nicht geſchah, konnte man auch das Verhältniß der Sympathie zu den übrigen Trieben der menſchlichen Natur nicht richtig ſchätzen. Nur dann können wir ſagen, daß wir das Syſtem der Natur verſtehen; wenn wir die mannigfaltigen Veränderungen in ihrer Verknüpfung mit gemeinſchaftlichen Urſachen, in ihrer Uebereinſtimmung mit denſelben allgemeinen Wirkungsgeſetzen, und dieſe Geſetze und Urſachen in ihrer allſeitigen weitern Abhängigkeit und Unterordnung haben kennen lernen. So lange wir dieſes nicht vermögen, wiſſen wir noch immer vieles nicht zu reimen. Es ſcheint uns ſonderbar, wo nicht widerſprechend, weil wir es in andern Beziehungen betrachten, als in denen es die Natur bewirkt. Unſere

*) So hat Sulzer die Sache ſelbſt mehrentheils, ohne den Namen, in ſeinen philoſ. Schriften Th. I. S. 85. ff.

Schlüſſe und Erwartungen betrügen uns; weil wir noch nicht alle Umſtände verſtehen, auf die es ankommt. Der Schritt von der Bemerkung einzelner Eigenſchaften und Erſcheinungen zur Bemerkung des allgemeinen Wirkungsgeſetzes und der Grundkraft, ſo unerheblich er auch Unwiſſenden ſcheinen kann, iſt daher in den Wiſſenſchaften von größter Wichtigkeit.

Der Kenner moraliſcher Wiſſenſchaften wird dieſe Erinnerung in Anſehung ſelbiger für eben ſo gegründet halten, als ſie es in Anſehung der Phyſik iſt; und ſie in der Lehre von der Sympathie eben ſo oft beſtätiget finden, als in Hinſicht der von **Neuton** angegebenen Bewegungsgeſetze.

Ich kenne keinen Schriftſteller vor **Hutcheſon**, der mit dem Worte Sympathie den vollen deutlichen Begriff verknüpft, oder unter irgend einem andern Namen ihn aufgefaßt und angegeben hätte, den die Moraliſten itzt damit verknüpfen. Die nahekommenden Bedeutungen, die daſſelbe Wort unter Griechen und Römern bisweilen hatte, merkt er ſelbſt dabey an *). Nachher haben mehrere Engländer, beſonders aber **Shmith**, die Beobachtungen über dieſe Materie vervielfältiget und geordnet **).

§. 17.

*) Einiges iſt auch angemerkt in meinen Exercit. de ſenſu interno, Goett. 1768. Wie ſelten iſt nicht noch immer der Gebrauch des Wortes Mitfreude in Vergleichung mit dem des Mitleidens? Sollte ſich wohl das erſtere Wort bey den Schriftſtellern des vorigen Jahrhunderts oder zu Anfang des gegenwärtigen finden?

**) Nach der erſten Ausgabe des Obigen habe ich vielbefaſ-

ſende

§. 17.

Umfang ihrer Wirkungen.

Die genauere Auseinanderſetzung dieſer wichtigen Gemüthseigenſchaft beruht auf folgenden Puncten:

1) Wie das unangenehme Gefühl überall unſer Nachdenken am meiſten erweckt — nur beym Luſtgefühl können wir uns der Einwirkung unthätig überlaſſen — ſo zeichnet ſich freylich auch bey den durch die Sympathie uns erregten Gefühlen das Unangenehme am leichteſten aus. Alle Menſchen haben daher einen Begriff vom Mitleiden; wenn ſie auch die übrigen Arten des Mitfühlens noch nicht bemerkt haben. Unterdeſſen überzeugt man ſich bald, wenn man nur erſt aufmerkſam gemacht iſt, daß die allermeiſten Gemüthsbewegungen auf eben die Weiſe erregt werden können, wie Schmerz und Betrübniß beym Mitleiden; daß der Anblick eines Lachenden, ohne daß uns die Urſache ſeines Lachens mitgetheilt iſt, zum Mitlachen, oder wenigſtens zur lächelnden Miene reizen kann; eben ſowohl als der Anblick eines Weinenden ernſthaft, wo nicht traurig, uns macht. Das ſagt Horaz uns ſchon *). Heiterkeit und guter Muth eines einzigen ſtimmt oft eine ganze Geſellſchaft zu ähnlichen Gemüthszuſtänden um; nicht durch Vernunft und Beweggründe, ſondern durch Mittheilung ſeiner Rührung

ſende und tiefſinnige Bemerkungen über die Sympathie gefunden bey *Boerhave* in Tract. *de morbis nervorum* p. 431. ff.

*) Ut ridentibus arrident; ita flentibus adſlent humani vultus.

rung *). Eben ſo verbreitet ſich die Miene der Furcht, die Miene des Schreckens und Entſetzens; wenn auch nur auf der Scene der Schauſpieler, Garrik als Hamlet vor dem Geſpenſte, in vollen Ausdrücken deſſelben auftritt. Wenn wir einen Menſchen unter einer ſchweren Laſt niedergedrückt ſehen, oder langſam ſie fortziehen, mühſam ſie in die Höhe heben, indem er kaum noch den Widerſtand derſelben überwindet; wenn wir ihn in ein enges Kleid eingepreßt, nicht fähig des freyen Gebrauchs ſeiner eigenen Glieder; wenn wir ihn beym Vortrage ſeiner Gedanken in einer großen Verſammlung ängſtlich die Worte herauspreſſend, ſtotternd und verwirrt vor uns ſehen; wie gedrückt, wie gepreßt, wie beklemmt fühlen wir uns ſelbſt dabey! Aber wenn einer mit Leichtigkeit alles verrichtet, als ob es ihm gar keine Mühe machte, ob es wohl Kraft und Aufmerkſamkeit erfordert; ſo iſt es uns, als ob wir in einem leichtern Elemente lebten, als ob alle unſere Kräfte freyer wären.

Jedermann kennt den Ausdruck, **Mienen der Ueberredung**, oder **überredende Mienen**; und jedermann, der Beobachtungen darüber anſtellt, kann wiſſen, daß durch dieſen Ausfluß der Ueberzeugung oder Ueberredung die mehrſten Menſchen leichter überwältigt und gewonnen werden, als durch die eigene deutliche Vorſtellung der Vernunftgründe.

Der

*) Mittelſt einer ſolchen ſympathetiſchen Wirkung ſoll ein nicht beſonders witziger Einfall des Annibals vor der Schlacht bey Cannä, der den Umſtehenden Lachen erregte, Muth unter der ganzen Armee verbreitet haben. Plutarch im Leben des Fabius.

Der hohe Grad der Ueberredung, der durch die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen alle Triebfedern in eine Art von Aufruhr bringt, die Schwärmerey, theilt ſich Gemüthern, die ihrer Empfindlichkeit ſich überlaſſen, um ſo viel leichter mit, je größer die Gewalt iſt, mit der ſich dieſer Zuſtand auslåßt. Ja es ſollen auch ſolche Perſonen vom ſchwärmeriſchen Paroxismus durch den bloßen Anblick der Begeiſterten bisweilen ſeyn ergriffen worden; die nur in der Abſicht, ſich an der Thorheit zu beluſtigen, gekommen waren, und ſich durch vorgefaßte Urtheile völlig dagegen verwahrt glaubten. Wie die religieuſe und politiſche, ſo ſoll auch die verliebte Schwärmerey wegen der Sympathie anſteckend ſeyn.

2) Dieſe äußerſten Wirkungen der Sympathie auf die Gemüther befremden weniger, und es geht einiges Licht auf für die Unterſuchung der natürlichen Gründe derſelben; wenn man hierbey an die körperlichen heftigen Zufälle ſich erinnert, die nicht ſelten durch den bloßen Anblick eines andern, der ſich darinn befindet, entſtehen. Oft ereugnet ſich dieſes mit der Epilepſie, und die Geſchichte der Harlemſchen Waiſenkinder, bey denen dieſe Krankheit auf ſolche Weiſe fürchterlich um ſich griff, bis Boerhave ſich der Imagination durch andere ſtärkere Eindrücke bemächtigte *), giebt insbeſondere einen deutlichen Beweis von der Fähigkeit unſerer Natur, durch die Mittheilung äußerer Ausdrücke innerer Erſchütterungen in dieſe gleichfalls verſetzt zu werden.

Es gehören nicht weniger hieher die Beyſpiele derjenigen Perſonen, die nicht ohne die heftigſte Erſchütterung

*) S. Zückert von den Leidenſchaften S. 7.

rung jemanden können hinrichten ſehen. Einige fallen in Ohnmachten dabey; andere erblaſſen, wenn ſie auch nur das Blut eines Thieres fließen ſehen. Die gemeinern Erfahrungen von faſt unwiderſtehlichem Trieb zum Gähnen, wenn andere es mehrmalen thun, von den innern ähnlichen Bewegungen, die man verſpührt, und die man oft kaum zurück behalten kann, wenn man Seiltänzern oder andern lebhaften Bewegungen zuſieht, dürſen hier gleichfalls nicht unbemerkt bleiben. Sonderbarer iſt die Geſchichte, die Malebranche erzählt, von einem Mädchen, welches das Licht hielt, indem einer andern Perſon die Ader geöffnet wurde, und in dem Augenblick, da der Einſchnitt gemacht ward, einen heftigen Schmerz an derſelben Stelle ihres Fußes empfand, ſo daß ſie ſich einige Tage im Bette halten mußte. Bey den Aerzten findet man mehrere Beyſpiele dieſer Art *).

3) Nicht

*) la Recherche de la verité liv. II. part. I. ch. VII. *Boerhave* l. c. *Tiſſot Traité des nerfs* tom. II. part. I. p. 387. Ein ſehr beſonders Phänomen, welches vielleicht die äußerſten Wirkungen der Sympathie beweiſen würde, wenn man dieſe anſcheinende Urſache für richtig annehmen dürfte, iſt, was in dem Extracte der Nachrichten von den Berlinſchen Armenanſtalten im J. 1776. bemerkt wird; daß von den zum Gottesdienſt mit denjenigen in dem Irrenhauſe, die in lichten Zwiſchenräumen noch religieuſer Erkenntniſſe und Uebungen fähig ſind, gebrauchten Predigern zween kurz nach einander ſich bey dieſem Geſchäffte eine Schwäche des Verſtandes zugezogen. Weßwegen man die Veränderung gemacht, daß nun die Präceptores aus dem Friedrichshoſpital wechſelsweiſe den Gottesdienſt beſorgen. — Wenn man auch annehmen wollte, daß durch eingezogene Ausdünſtungen die Anſteckung geſchehen; ſo wäre das Phä-

3) Nicht nur die Empfindungen wirklich vorhandener Perſonen theilen ſich uns mit; ſondern es kann auch die Sympathie für dasjenige, was nur der Einbildungskraft gegenwärtig iſt, ſehr heftig erregt werden. Die bloße Erzählung von großen Leiden; die bloße Beſchreibung einer ſehr ſchmerzhaften Verletzung oder chirurgiſchen Operation greiſt einige Perſonen ſo empfindlich an, daß ſie es nicht aushalten können. Stellen wir uns in Gedanken das Leiden eines rechtſchaffenen Vaters vor, der ſeine unſchuldigen Kinder in Mangel ſchmachten, den langſamen Tod des Hungers ſterben ſieht, ſein beklommenes Herz, ſeine mit der Verzweifelung, mit Anſchlägen zu Verbrechen ringende Seele; dann einen Retter, einen Engel der Vorſehung, der die Armuth entdeckt, dem Mangel abhilft, das erſte Verbrechen eines Tugendhaften verhindert, Leben und Freude in eine ganze Familie bringt! Wer kann es ſich vorſtellen, ohne die Abwechſelung von Freude und Beklemmung in ſich zu fühlen! Selbſt erdichtete Vorſtellungen können uns ſympathetiſche Gefühle erwecken. Die Schickſale, Handlungen und Empfindungen fremder Perſonen, nicht unſere eigene, ſind es, wodurch der Dichter die heftigſten Gemüthsbewegungen hervorbringt; ſelbſt wenn man es weiß, daß die Scenen erdichtet ſind.

4) Am leichteſten und ſtärkſten ſympathiſiren wir mit dem, was unſerer eigenen Natur am ähnlichſten iſt, mit

---

Phänomen noch merkwürdig, und der Geſchichte der Sympathie nahe. Allein bey ſo ſeltenen Beyſpielen, und vielen vom Gegentheil läßt ſich überaupt noch nicht wohl ſchließen. S. auch Moriz Magaz. für die Erfahrungs-Seelenkunde B. I. St. I. 25."

mit Menſchen, die in Anſehung des Alters, Standes, Schickſals und Gemüthscharacters uns nahe kommen. Ueberhaupt erſtreckt ſich aber doch die Sympathie viel weiter, und macht uns nicht nur gegen Freuden und Leiden aller Menſchen, ſondern auch gegen die ähnlichen Zuſtände vernunftloſer Geſchöpfe empfindlich. Ja es iſt nicht ohne Grund, wenn Home *) dies ſogar bis auf die lebloſen Geſchöpfe ausdehnt, in der Bemerkung, daß wir mit dem Steigenden ſteigen, und mit dem Sinkenden ſinken.

§. 18.

Wiefern die Sympathie unwillkührlich iſt, und wie ſie von der Willkühr abhängt?

Daß dieſe ſympathetiſchen Gefühle **nicht ganz** von unſerer Willkühr abhängen, daß ſie **nicht bloß** daher rühren, daß wir aus Vorſatz oder Gewohnheit, die der Vorſatz erzeugt hat, uns an die Stelle des andern willkührlich ſetzen, und durch Vorſtellungen uns eben die Gefühle zu erregen ſuchen, in denen ſich der andere befindet; dies ſetzt die Beobachtung gar bald außer allen Zweifel. So unwillkührlich als der Schmerz, den ein fallender Stein oder ein Schlag uns ſelbſt verurſachet, iſt oft das Gefühl, das beym Schmerz eines andern uns ergreiſt. Tyrannen, die weit davon entfernt ſind, ſich ſelbſt zum Mitleiden zu erwecken, müſſen bisweilen Thränen vergießen über das Leiden anderer. Einer derſelben war ſichs ſo ſehr bewußt, daß es nicht mit ſeinem guten Willen ge-

*) Grundſätze der Kritik, Th. I. S. 31.

geſchah; daß er die Schauſpieler, die ihn dazu gebracht hatten, dafür ſtrafte *). Oft weinen Kinder mit, wenn ſie andere weinen ſehen; ohne eine Urſache zu wiſſen, die ſie für ſich ſelbſt beſorgt machen könnte. Noch leichter theilt ſich ihnen die Freude mit; und auch Erwachſene werden vom Mitgefühl derſelben oft plötzlich überraſcht. Oft wird ein geſetzter Mann vom Lachen der Menge hingeriſſen, wenn ihm ſchon ſein Verſtand ſagt, daß es nicht lachenswerth ſey. Es iſt ihm eben ſo wenig möglich, ſich vor dem Mitlachen zu bewahren, als vor dem Mitweinen bey den Wirkungen der Dichtkunſt auf der Bühne; ſo ſehr er auch ſucht, ſich Gewalt anzuthun.

Unterdeſſen haben wir allerdings einige Gewalt auch über dieſe Art von Empfindungen, und können ſie willkührlich ſchwächen oder auch verſtärken. Nicht nur, indem wir in dem erſten Falle unſere Aufmerkſamkeit abwenden, und uns durch andere Vorſtellungen zerſtreuen — welches doch bey einem empfindſamen und bereits tief gerührten Gemüthe nicht immer hilft; oder im andern Falle unſere Aufmerkſamkeit einzig und allein auf dasjenige richten, was uns Mitfreude oder Mitleiden erwecken ſoll. Sondern dadurch noch mehr, daß wir, dort die Wahrheit der Vorſtellungen, die unſer Gemüth bewegten, uns zweifelhaft machen, und Gründe zu entgegen geſetzten Vorſtellungen in der Sache ſelbſt aufſuchen; hier aber die Vorſtellungen gefliſſentlich vermehren, die das Mitfühlen in uns erregen.

So

---

*) S. *Plutarch* Opp. II, p. 334.

So läßt ſich das Mitleiden ſchwächen durch die Vorſtellung, daß der Leidende ſelbſt lange ſo viel nicht empfinde, als wir uns erſt einbilden wollten; oder daß dieſes Leiden ihm gut ſey, oder daß es zum gemeinen Beſten nothwendig; daß er vielmehr unſern Abſcheu und Haß verdiene, als mitleidiges Wohlwollen; oder daß das ganze Gemählde nur eine Erdichtung ſey. Hingegen vermehren wir die Theilnehmnng, wenn wir den Zuſtand des andern zergliedern, und das Uebel, das ihn betroffen hat, in allen ſeinen Verhältniſſen und entfernten Folgen beherzigen; wenn wir uns die beſondere Empfindlichkeit des andern, wenn wir uns den Kontraſt des beſſern Schickſals, das er gehabt hat, oder verdiente, dabey vorſtellen.

Und allerdings kann auch durch den Gedanken, daß uns ein gleiches begegnen könne, die Rührung vermehrt werden; indem die Aufmerkſamkeit auf etwas wächſt, wenn wir es in näherer Beziehung auf uns ſelbſt gedenken. Und es kann auch dies ſchon für einen Grund gehalten werden, warum wir leichter mitfühlen, wenn der andere uns in ſeinen Eigenſchaften und Verhältniſſen ähnlich iſt. — Es kann aber auch durch dieſe Rückſicht auf ſich ſelbſt, wenn gleich die Rührung dadurch wächſt, das Eigene der Sympathie, die Theilnehmung, geſchwächt werden, und eine ſelbſtſüchtige Gemüthsbewegung entſtehen.

Auch unwillkührlich entſtehende Empfindungen können der Sympathie hinderlich ſeyn. Wenn ſich einer bey der Freude unanſtändig beträgt; ſo hindert er dadurch die Mitfreude in einem wohlgeordneten Gemüthe. Und bey jeder Leidenſchaft thut die Ueberſchreitung der Gränzen

des Schicklichen, oder überhaupt des Maaßes, das der andere gewohnt, und in welchem er zu empfinden fähig iſt, dieſelbe Wirkung. Daher hat man ſich bey Ausdrücken und Vorſtellungen, die die Sympathie erregen ſollen, auch aus dem Grunde vor allzugroßer Uebertreibung zu hüten.

Was auch nur zufällige Ideenadſociationen hierbey ändern können, wird aus den obigen allgemeinen Bemerkungen von der Ideenadſociation (§. 10.) leicht erhellen.

Vielleicht läßt ſich hieraus ſchon erklären, warum unter allen Leidenſchaften der Zorn am wenigſten, oder eigentlich gar nicht, durch bloße Sympathie ſich mittheilt. Der Zornige ſieht aus, wie einer, der beleidigen will. Sein Anblick erregt im Zuſchauer den Trieb, ſich gegen ihn zu verwahren. Es kommt hinzu, daß die Vernunft es auch ſogar nicht erlaubt, zornig zu werden, ohne zu wiſſen, warum und gegen wen. Sobald man hingegen beym Anblick eines Erzürnten, den man kennt und liebt, einigermaßen Urſachen ſich denkt, die ſeinen Zorn rechtfertigen, Beleidigungen, die ihm widerfahren ſeyn: ſo werden auch Bewegungen zu einem ähnlichen Affect im Gemüth ſich erheben. Was aber andere Fälle anbelangt: ſo verwechſele man nicht mit der Theilnehmung an dem Affect des Zornigen, den Zorn über ihn und ſein Betragen.

§. 19.

Von dem phyſiſchen Grunde der Sympathie.

Bey einer ſo merkwürdigen Eigenſchaft, als die Sympathie iſt, muß man es wohl der Mühe werth finden,

den, nach dem Grunde derſelben, ſo viel möglich iſt, zu forſchen; um zu ſehen, wie nothwendig ſie, vermöge deſſelben, in der menſchlichen Natur iſt, und wie ſie durch denſelben geſtärkt oder geſchwächt werden könne.

Daß nun in der Imagination und der Wiedererweckung ehemals gehabter Empfindungen und Vorſtellungen, nach den bekannten Geſetzen der Ideenadſociation, der Grund der Sympathie zum Theil liege; dies iſt gar nicht ſchwer zu entdecken. Denn wie überhaupt von den vormals neben oder nach einander in uns vorhanden geweſenen Vorſtellungen und Empfindungen, die einen, wenn ſie durch irgend eine äußerliche oder innere Veranlaſſung wieder rege werden, die andern vormals mit ihnen verknüpften Vorſtellungen und Bewegungen wieder hervorbringen: alſo werden auch durch den Anblick oder die Beſchreibung eines gewiſſen Zuſtandes, in dem ſich ein Menſch befindet, die Vorſtellungen von den übrigen mit dieſem Zuſtande verknüpften innern und äußern Umſtänden, die Vorſtellungen von den Gemüthsbewegungen, die denſelben oder einen ähnlichen Zuſtand in uns ſelbſt ſchon einmal begleiteten, wieder hervorgebracht. Und dieſe wieder erweckten Vorſtellungen afficiren uns ihrer Natur gemäß; bringen angenehme oder unangenehme Gefühle hervor, je nachdem ſie von einer Art ſind; und thun dies um ſo mehr, je lebhafter ſie wieder erweckt werden. Indem ſie aber in Beziehung auf einen gegenwärtigen Eindruck, der vom Zuſtande eines andern herrührt, wieder erweckt werden, und an dieſen Haupteindruck ſich anſchließen: ſo verurſachen ſie nicht ſowohl Erinnerung an ein eigenes ehemaliges Gefühl, als vielmehr Mitgefühl oder Nachgefühl deſ-

deſſen, was ein anderer, wenigſtens unſerer Vorſtellung nach, fühlet.

Und aus dieſem Grunde der Sympathie läſſet ſich ſchon verſchiedenes, was ſich dabey zuträgt, erklären. Es wird begreiflich dadurch, warum die Sympathie überhaupt um ſo viel leichter bey einem Menſchen entſteht, je lebhafter die Imagination deſſelben, und je reizbarer ſeine inneren Empfindungswerkzeuge ſind; und warum ſie im einzelnen Falle um ſo viel ſtärker wird, je mehr einer aus eigner Erfahrung mit dem Zuſtande und den Empfindungen bekannt iſt, in denen der andere ſich befindet. Wer nie Mangel empfunden hat, kann nicht leicht weder das Leiden der gedruckten Armuth recht zu Herzen nehmen; noch die Freude recht mitfühlen, die bey der Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände ein rechtſchaffener Armer empfindet. Wenigſtens nicht ſo gut, als bey übrigens gleichen Umſtänden derjenige, der nach eben ſo harter Prüfung eben ſo erleichtert worden iſt. Aus gleichem Grunde kömmt es, daß Perſonen von verſchiedenem Alter, Geſchlechte und Stande nicht völlig ſo gut mit einander ſympathiſiren, als diejenigen, die einander weniger unähnlich und ungleich ſind. Was eine Frau bey verſchmähter Liebe empfindet, kann kein Mann ihr nachempfinden; ſo wie die Frau nicht dem Mann bey gekränkter Ehre. —

Aber daß dieſe Wirkungen der Imagination, dieſe Wiedererweckung gehabter Vorſtellungen und Empfindungen, und die daraus entſtehenden Gefühle, der einzige Grund der Sympathie, der unwillkührlichen Verſetzung in die innern Zuſtände anderer ſeyn; dies läßt ſich nicht behaupten. Entſtehen nicht auch fremde, noch nie

gehabte Regungen durch die Sympathie? Ohnmachten beym Anblick einer Enthauptung, Convulſionen beym Anblick eines von der Epilepſie oder der Schwärmerey befallenen? Entſtehn nicht Antrieb zum Gähnen durch den Anblick eines Gähnenden, und mehrere körperliche und geiſtiſche Bewegungen bloß durch die Darſtellung der äußerlichen Wirkung dieſer innern Zuſtände?

Es iſt offenbar, daß zwiſchen den mancherley Theilen unſerer, zur Erweckung der Gefühle und willkührlichen Bewegungen dienenden, Organiſation unſers Nervenſyſtems eine ſolche mannichfaltige Verknüpfung, obgleich aus uns unerklärbaren Gründen, herrſche; daß Eindrücke in dem einen Theile entſprechende Veränderungen in dem andern, die Veränderungen der äußern Empfindungswerkzeuge Vorſtellungen und Gefühle in dem Innern, und dieſe innern Gefühle und Vorſtellungen entſprechende Bewegungen und Ausdrücke in dem äußern Theile regelmäßig nach ſich ziehen. Der äußere Abdruck oder Ausdruck des Zuſtandes eines Menſchen, wenn er ſich den äußern Empfindungswerkzeugen eines andern mittheilt, bringt alſo gewiſſe innere Gefühle hervor, die denjenigen ähnlich ſind, die der andere hat, wenn auch der Mitfühlende für ſich ſelbſt ſie noch nicht erfahren hat. Mit dieſer Vorſtellung von der Erweckung der Sympathie ſtimmen die Beobachtungen der Aerzte von der Verbreitung der Krankheiten, oder der Offenbahrung eines widernatürlichen Zuſtandes in verſchiedenen nicht unmittelbar zuſammenhängenden Theilen des Körpers überein; um welcher willen ſie, ſtatt einer weitern Erklärung, die zur Zeit ihnen noch nicht möglich iſt, eine Sympathie die-

dieſer Theile, oder der in ihnen ſich findenden Nerven angenommen haben.

Ja eine noch allgemeinere, ſelbſt unter unbelebten Körpern ſtatt findende, Art von Sympathie ſcheint dies Naturgeſetz der Ausbreitung der Veränderung eines Dinges über andere ähnliche Dinge in einer noch größern Allgemeinheit zu beſtätigen. Der ſchallende Ton einer Stimme, oder Klavierſaite, oder eines andern muſicaliſchen Inſtruments, bringt in andern gleichartigen tönenden Dingen einen ähnlichen Ton hervor. Es iſt Verſchiedenheit unter dieſen mehreren Phänomenen; aber es zeigt ſich auch eine Aehnlichkeit dabey, um welcher Willen ſie mit einander verglichen zu werden verdienen.

Sollte vielleicht, wenn es ſcheint, daß bloß durch das Geſicht oder das Gehör die Empfindungen und Gemüthsbewegungen anderer ſich uns mittheilen, noch durch andere Wege, durch Ausdünſtungen, die in uns übergehen, die Anſteckung, die Erweckung ähnlicher Bewegungen geſchehen? Es iſt dies eine Vermuthung, die vielen tiefſinnigen Forſchern bey einigen Ereugniſſen aufgeſtiegen iſt; und die, wenn nicht völlig erweißlich, ſo doch auch nichts weniger als ſchlechthin verwerflich ſcheinen kann *).

Wenn aber nach jenem zuerſt angezeigten Grunde die Sympathie aus der Imagination entſpringt: ſo iſt

 be-

*) — Et hinc multa, quae dicuntur de praeſtigiis & incantamentis, forte poſſunt explicari *mirabili efficacia exhalationum* de uno in alium tranſeuntium. *Boerhave* de morbis nervorum. An den *Magnetiſme animal* werden auch ohne mein Erinnern viele meiner Leſer hiebey denken.

begreiflich, wie leicht es kommen kann, daß einer die Empfindungen des andern weit verfehlt, wenn er ihm nach zu empfinden glaubt; in ſeiner Seele ſich freuet oder betrübt, oder ſchämt, wenn dieſer nichts dergleichen, oder weniger als jener empfindet. Die Vorſtellungen von einer Sache können gar ſehr verſchieden ſeyn.

§. 20.

Von der Allgemeinheit und den verſchiedenen Graden der Sympathie.

Gleichwie die Anlagen zur Sympathie, die in den eben entwickelten Gründen derſelben bemerkt worden ſind, keinem Menſchen ganz fehlen können; alſo iſt auch keine Erfahrung vorhanden, aus der man den gänzlichen Mangel der Fähigkeit, durch Aeußerungen der Gefühle anderer zu ähnlichen Gefühlen gerührt zu werden, mit Sicherheit ſchließen könnte. Geſchwächt und in gewiſſen Fällen gänzlich erſtickt kann dieſe Rührung freylich werden, durch ſelbſtiſche Empfindungen und Triebe, oder diejenigen Urſachen, die die Empfindſamkeit überhaupt ſchwächen; gleichwie ſie durch willkührliche Uebung und zugeſellete einſtimmende Vorſtellungen erhöht wird. Auch nach der natürlichen Anlage ſind nicht alle Menſchen einander darinn gleich; weder was die abſolute Stärke, noch was die Arten der Sympathie anbetrifft, zu denen ſie ſich aufgelegt zeigen. Einige laſſen ſich leichter zur Mitfreude bewegen, andere zum Mitleiden. Wiewohl der Schein hierbey auch trügen, und einer wenig mitleidend ſcheinen kann, da er es nur zu ſehr iſt, und daher ſich Gewalt an-

anthut, die Rührung zu unterdrücken oder ihr auszuweichen *).

Die rohen, unaufgeklärten oder ſogenannten wilden Völker werden bisweilen als ganz ohne Sympathie beſchrieben **). Und freylich findet dieſer Naturtrieb bey Menſchen wenig Vorſchub, unter denen die geſelligen Triebe ſo wenig geſtärkt ſind; die, in völliger Unabhängigkeit nur ſich allein zu leben, nicht auf andere viel zu achten gewohnt ſind; die ſichs gar zur Ehre, oder ihrer Trägheit zum Glück anrechnen, ſo unabhängig für ſich

*) Einige laſſen lieber ſelbſt ein Ungemach über ſich ergehn, als daß ſie andere darunter leiden ſehen. Vergl. *Tiſſot Traité des Nerfs* tom. II. p. I. p. 387.

**) S. Hrn. Prof. Tiedemanns Unterſuchung über den Menſchen Th. II. S. 360. Damit ſtimmt auch die Beſchreibung überein, die Robertſon von einigen der wildeſten Völker in Amerika macht „Wenn einige unter ihnen eine Krankheit überfällt: ſo verlaſſen ſie alle ihre Nachbarn und fliehen vor ihnen, aus Furcht, angeſteckt zu werden. Wenn ſie aber auch dies nicht thun, ſo zeigen ſie doch die kälteſte Unempfindlichkeit; kein Blick des Mitleidens, kein ſanftes Wort, keine Dienſtbefliſſenheit, ihre Leiden ihnen zu erleichtern. Ihre nächſten Verwandten weigern ſich öfters, eine kleine Unbequemlichkeit zu übernehmen, oder eine Kleinigkeit herzugeben, ſo nöthig es jenen auch ſeyn mag. Die Spanier haben es daher nöthig gefunden, durch poſitive Geſetze den Eheleuten, Eltern und Kindern den Beyſtand in ſolchen Umſtänden zur Pflicht zu machen. — Eben ſo lieblos bezeigen ſie ſich gegen Thiere, wenn ſie ihnen auch noch ſo nützlich ſind.“ Man ſieht, daß dieſer vortreffliche Schriftſteller hier damit beſchäfftiget iſt, die ſchlimme Seite zu ſchildern. Er bemerkt ſelbſt an einem andern Orte, daß bey dieſen Völkern die Eltern ſehr zärtlich für ihre Kinder ſorgen, ſo lange dieſe ihrer Hülfe benöthigt ſind.

zu ſeyn. Unterdeſſen müßte man doch die Erfahrung ſehr unvollſtändig zu Rathe ziehen, wenn man die Wirkungen der Sympathie nicht auch unter dieſen Menſchen ſehr oft erkennen ſollte *).

§. 21.

Ob Sympathie zur Selbſtliebe zu rechnen ſey. Von Antipathie.

Die Unterſcheidung der Sympathie und der daraus entſpringenden Antriebe von den Empfindungen und Trieben der Selbſtliebe, ſcheint einigen ungründlich und überflüſſig zu ſeyn. Wir können ja nichts anders empfinden, als **Veränderungen unſers Zuſtandes.** Selbſtgefühle ſeyn alſo alle unſere Gefühle; und alle dadurch erweckte und auf Veränderungen derſelben abzielende Beſtrebungen des Willens ſeyn Bemühungen, Veränderungen in uns ſelbſt hervorzubringen, unſern eigenen Zuſtand zu verbeſſern. Allein obgleich alle unſere Gewahrnehmungen und Gefühle allernächſt **aus** Veränderungen unſerer ſelbſt entſpringen; ſo kann doch nicht geſagt werden, daß wir ſelbſt allemal der **Gegenſtand** unſerer

*) Wie oft haben nicht ſolche wilde Völker den ihnen unbekannten Europäern beym Schiffbruch, oder ſonſt in großer Noth Hülfe geleiſtet, mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte und Uebernehmung eigener Gefahr; auch wo man ſie nicht im Verdacht haben kann, aus Gewinnſucht oder aus abergläubiſcher Furcht es gethan zu haben. S. von den Eskimaux ein Beyſpiel in *Ellis* Voyage to Hudſons-Bay 1748. S. 230. S. auch *Robertſon's* Hiſt. of America I. p. 100. 432. *Forſters* Voyage I. p. 513. f.

ſerer Erkenntniſſe, unſers Wollens und unſerer wirkſamen Triebe ſind. Wann ich ein Kind am Feuer oder Waſſer ſinken ſehe: ſo denke ich nicht an mich, weiß nichts von mir, will nicht mir helfen, ſondern dem Kinde, bin außer mir mit meinem Wiſſen, Wollen und Wirken. Dies iſt gemeine, auf richtiges Gefühl ſich gründende Sprache. Das Gegentheil iſt eine im Grunde unrichtige Subtilität.

Die zum Theil unwillkührliche Theilnehmung an dem Zuſtande anderer, die ins Gefühl eindringende Vorſtellung fremder Empfindungen und Gemüthsbewegungen, iſt eine begreifliche Urſache des Mißvergnügens, der Unbehaglichkeit, in die man ſich verſetzt fühlt, unter Perſonen, deren Art zu empfinden und zu handeln von der unſrigen ſehr abweicht. Denn es entſtehen dadurch einander widerſtrebende Regungen in uns. Der Sanfte, Bedachtſame verurſacht dem Hitzigen Ungedult und lange Weile; und Schaam und Furcht beklemmen jenem das Herz, wenn er dieſen wirken, und andere durch ihn leiden ſieht. Die Geſellſchaft des Muthvollen und Verwegenen iſt dem Zaghaften eine Marter, und jenem iſt dieſer ein Greuel. Oderunt hilarem triſtes triſtemque iocoſi. Man kann dieſe Art von Sympathie, wegen der entgegenſtrebenden eigenen Natur des Mitfühlenden, gar wohl Antipathie nennen. Daß körperliche Gefühle, mittelſt der Ausdünſtungen, mit unter entſtehen; läßt ſich hierbey eben ſo wenig, als bey der angenehmen Sympathie, ganz wegſtreiten *). Daß aber bey der Antipa-

*) S. die Note zum §. 19.

pathie auch anderweitige Vorſtellungen leicht ſich zugeſellen können; iſt ganz gewiß. Wer anders fühlt und handelt, als wir, macht die Richtigkeit unſeres Verhaltens zweifelhaft; und muß wohl eben ſo an uns, wie wir an ihm, Mißfallen haben.

§. 22.

Von den natürlichen Trieben zur Thätigkeit und der Trägheit. Der Menſch hat Wohlgefallen am Gefühl ſeiner Kräfte, und Mißfallen am Gefühl ihrer Einſchränkung.

Nach der Erfahrung iſt der Menſch weder ein ſtets ſelbſtthätig wirkendes, noch ein gänzlich leidend ſich veränderndes Geſchöpf. Oft erwartet und empfängt er ſein Vergnügen und ſein Mißvergnügen von äußerlichen Urſachen, deren Einwirkung er ſich überläßt oder überlaſſen muß. Oft erzeugt er das eine ſowohl als das andere in ſich ſelbſt, durch Anwendung ſeiner eigenen Kräfte. Nach dieſen Beobachtungen kann es eben ſo wenig ſcheinen, daß der Menſch, nur allein im Wirken ſeine Luſt zu finden, oder wohl gar, ohne Abſicht auf Vergnügen zu wirken, von der Natur beſtimmt ſey; als daß er, in träger Unthätigkeit Luſt einzuathmen, und von der Welt, die ihn umgiebt, ſich amuſiren zu laſſen, gemacht ſey. Aber ſtark iſt der Trieb zu beyden, ſowohl den ſelbſtthätigen als den leidentlichen Veränderungen; merkwürdig ſind ihre Einflüſſe auf einander, und noch merkwürdiger diejenigen, die ſie auf den ganzen Character und die Glückſeligkeit des Menſchen haben. Es müſſen daher bey der Grundlage zur Kenntniß der Natur des menſchlichen Willens dieſelben erwogen, und die erheblichſten Umſtände dabey aus einander geſetzt werden.

Es

Es giebt eine Thätigkeit und Triebe zur Wirkſamkeit, die nicht eigentlich für natürlich, wenigſtens nicht für urſprünglich natürlich gehalten werden dürfen. Die mancherley politiſchen Bedürfniſſe und Geſetze erzeugen ſie; im Stande der ſich mehr überlaſſenen Natur wird man ſie nicht gewahr. Begierde nach Reichthümern, nach Ruhm und Herrſchaft, oder nach ſolchen Vergnügungen, die man nur beym Beſitze großer Reichthümer oder großer Gewalt ſich verſchaffen kann, treiben ſichtbarlich viele Menſchen in unüberſehliche Laufbahnen eines mühſamen und gefahrvollen Lebens. Merkwürdig iſt der Grad von Anſtrengung und Ausdauer, zu welchem die Vereinigung mehrerer ſolcher Triebfedern Menſchen bringen können, die Cortes, die Pizarros und Almagros und andere ſolche Helden gebracht haben. Unterdeſſen ſind alles dies keine Arten von Thätigkeit, die einen Grundtrieb zur Beſchäftigung hinlänglich beweiſen könnten.

Wie aber, wenn Menſchen dieſe unruhige Laufbahn erwählen, denen alle Mittel zum Genuß der mannichfaltigſten Vergnügungen ſchon bereitet ſind? Wenn ſie Ruhm und Anſehen, Macht und Reichthümer erworben haben, mehr als ſie genießen können; und doch noch das Ziel ihrer Arbeit immer weiter ſich hinausſetzen? Müſſen wir da nicht den unmittelbaren Trieb zur Thätigkeit erkennen? — Noch iſt es nicht ausgemacht. Die Menſchen verfehlen gar oft die richtige Vorſtellung des Verhältniſſes ihrer Mittel zu ihren Abſichten: und was aus Abſicht angefangen wird, treibt man oft nur aus Gewohnheit weiter; endlich kann auch Vorſtellung der Pflicht, für andere ſich wirkſam zu beweiſen, einen Trieb

erwecken oder unterhalten, der ohne dieſelbe nicht Grund gehabt hätte.

Aber wie vieles auch bey den Trieben der Menſchen, mit ihren Kräften ſelbſtthätig ſich zu beweiſen, fremden Urſachen angerechnet werden kann: ſo läßt ſich doch gewiß nicht läugnen, daß daſſelbe ohne alle Abſicht auf anderweitige Vortheile natürlich und urſprünglich angenehm ſey. Tauſend Erfahrungen beweiſen es von allen Menſchen, obgleich von einigen häufiger als von andern.

Wenn der Menſch nichts zu thun hat, ſo ſucht er ſich etwas; verfällt aufs Böſe, weil er nichts Gutes weiß, das ſeinen Kräften angenehme Beſchäftigung gebe. Unzählige Spiele ſind zu dieſer Abſicht erfunden; unzählige Thorheiten haben nur dadurch ihr Glück unter den Menſchen gemacht, weil ſie ihren müſſigen und zwecklos vegetirenden Kräften Beſchäftigung gaben.

Kinder, die nicht nöthig haben, im Schweiß ihres Angeſichts ihr Brod zu verdienen, finden ihr Vergnügen in unnützer, nicht ſelten mühſeliger Beſchäftigung. Ihre Aufſeher wünſchten nichts mehr, als daß ſie ſich ſtill hielten. Aber ihre Naturtriebe überwältigen dieſen Zwang.

Der Wilde kann zwar Tage lang in anſcheinender Unthätigkeit und träger Ruhe hinbringen; wenn ſeine thieriſche Bedürfniſſe befriedigt, oder ſeine Kräfte von Arbeit erſchöpft ſind. Aber nicht immer zieht er die Ruhe der Beſchäftigung in Abſicht aufs Vergnügen vor. Er hat auch ſeine Spiele und Tänze; und die Begierde darnach iſt eine der heftigſten ſeiner Leidenſchaften. Auch läßt ſich nicht daran zweifeln, daß die Begierde nach

Be-

Beſchäftigung, der Ueberdruß der Ruhe und Unthätigkeit oftmals eine der vornehmſten Urſachen der Empörungen und Kriege unter den Wilden iſt, wie auch wohl unter den geſitteten Völkern.

Die bloß mechaniſchen oder organiſchen Antriebe zur Bewegung im Körper gehören nicht eigentlich hieher. Nur kann es gut ſeyn, ihrer ſich zu erinnern, um nicht alles, was ſich von Wirkſamkeit an Menſchen, beſonders an kleinen Kindern zeiget, aus den Seelentrieben erklären zu wollen. Aber aus dem Körper kann allerdings für die Seele Bedürfniß und Begierde zur Beſchäftigung entſpringen; wenn nämlich die ſtrebenden Kräfte des Körpers, die angehäuften Lebensgeiſter, und die daraus entſtehenden Reize ein beſchwerliches Gefühl von Druck und Drang erzeugen.

Und vielleicht iſt dies die erſte, wo nicht die einzige *) reine, das heißt, ohne alle Aſſociation der Vorſtellungen von Nützlichkeit wirkende Urſache eines Verlangens der Seele, außer ſich zu wirken?

Um alles bisher über den urſprünglichen Trieb zur Beſchäftigung bemerkte noch mehr ins Licht zu ſetzen, iſt es nöthig, eine entgegengeſetzte Eigenſchaft der menſchlichen Natur, die in der Seele ſowohl als im Körper ſich zu finden ſcheinet, genauer zu beleuchten. Dies iſt die Trägheit. So wie kein Körper in Bewegung kömmt, oder überall ſeinen Zuſtand verändert, ohne eine auf ihn wir=

*) Das Beſtreben, ſeine Ideen zu vervollkommnen und anzuwenden, gehört gleichfalls zu den einigermaßen, ohne die aſſociirte Idee der Nützlichkeit ſchon wirkſamen Trieben der Thätigkeit. Mehr davon §. 51.

wirkende der zu bewirkenden Veränderung angemeſſene Kraft: alſo entſteht auch keine Beſtrebung in der Seele, keine neue Erweckung und Richtung des Willens ohne einen dazu beſtimmten Grund, ſey es Gefühl oder Vorſtellung (§. 1.). Denn nichts geſchieht ohne Grund. Dies nennen einige ſchon die Trägheit der Seele und des Willens. Noch mehr aber verdient dieſen Namen die Eigenſchaft des Menſchen, daß er bey einem ſchmerzloſen Zuſtande, in welchem er ſich an einem behaglichen Selbſtgefühl weidet, das **Nichtsthun** ſo angenehm finden kann; daß er von lieblichen Vorſtellungen, die ihm durch die äußern Sinne, oder die Imagination entſtehen, oft ſo ungern abläßt; ungern erwacht aus Träumen, an denen er ſich ſanft ruhend ergötzte. In dieſer Epikuriſchen Indolenz ſuchen tauſende von Menſchen ihre größte Glückſeligkeit. Ganz gewiß iſt die Vorſtellung einer ſolchen endlich zu genießenden Ruhe die Ausſicht und Triebfeder, die manche Menſchen zur Thätigkeit erweckt, bey der ſie das Gute und die Belohnung ihrer Bemühungen ſich denken; wenn gleich auch wahr iſt, daß viele, wie **Pyrrhus**, die Abſicht über dem Mittel vergeſſen, oder das Ziel unnöthig weit hinausſetzen.

So iſt demnach Arbeit ſo wenig als Ruhe abſolutes Gut oder abſolutes Uebel für den Menſchen; ſondern beyde können das eine und das andere ſeyn; je nachdem ſie mit angenehmen Empfindungen oder Hoffnungen ſich verknüpfen.

Wegen der Verknüpfung und des Verhältniſſes dieſer beyden Eigenſchaften, der Thätigkeit und der Trägheit, ſcheint es aber nothwendig zu ſeyn, daß, was beſchäftiget ohne zu ermüden, das Gefühl der Kräf-

te ohne das Gefühl ihrer Einſchränkung verſchafft, dem Menſchen angenehm ſeyn müſſe. Und dieſer Satz findet in der Beobachtung, bey der Entwickelung der Neigungen und Abneigungen der menſchlichen Seele, manchfaltige Beſtätigung.

§. 23.

Vom Triebe zur Veränderung.

Veränderlichkeit und Abwechſelung iſt das Loos der Menſchheit, wie der ganzen Schöpfung. Oft unzufrieden mit den Veränderungen, die ſich ereugnen, ſcheint der Menſch doch für nichts weniger, als für die Beſtändigkeit irgend eines Zuſtandes gemacht zu ſeyn. Der gewünſchteſte Zuſtand, das Schönſte, was ſich einer zu denken wußte, wird ihm zuwider, bloß weil es zu lange dauert. Etwas anderes gefällt, bloß weil es neu iſt. Alles beynahe kann in dem Umlaufe der Veränderungen einmal angenehm, und ein andermal unangenehm werden. Sey immerhin etwas der gute, der Natur gemäße Geſchmack in den Künſten und Wiſſenſchaften; die Mode, die Schmeichlerinn des Triebes der Veränderlichkeit, wird ſeine Regeln dennoch irgend einmal über den Haufen werfen. Seyn immerhin gewiſſe Anordnungen und Verbindungen der menſchlichen Geſellſchaft auf ewige Naturgeſetze gegründet; der Hang zur Veränderung wird ſie einigen zu einem unerträglichen Joche machen, wird ſie überwältigen.

Es iſt dies übrigens nur eine Art der Wirkungen dieſes Triebes, die noch nicht berechtiget, die Weißheit des Schöpfers dabey in Zweifel zu ziehen. Auch iſt ihm

ſchon einiges Gegengewicht geſetzt durch die Macht der Gewohnheit (§. 11.)

Aber es kommt uns jetzt nur darauf an zu ſehen, wie dieſer Trieb zu Veränderungen in unſerer Natur gegründet iſt; ob er in dem Weſen einer menſchlichen Seele nothwendig iſt, oder ob er vielmehr nur von nicht nothwendigen Verhältniſſen derſelben, der Abhängigkeit von dieſem ihren Körper, und andern vielleicht nicht ewig währenden Einſchränkungen herrührt? Allerdings entdeckt ſich leicht ein Grund dieſes Strebens nach Veränderung in der **Schwäche unſers Körpers**, ſeiner Empfindungs- und Bewegungswerkzeuge. Einerley Eindruck, einerley Bewegungen erſchöpfen ihre Kräfte, verurſachen Gefühl des Schmerzes oder ſonſt ein unbehagliches Gefühl. Nicht nur werden die einen zu anhaltend gebrauchten Werkzeuge des Körpers ermüdet; ſondern in den andern, gleichfalls zur Wirkſamkeit beſtimmten, mit Kräften und Reizen erfüllten Theilen entſteht daher eben auch ein unangenehmes Gefühl des Drucks und der Spannung.

Aber in der Seele ſelbſt, in den **Vorſtellungen**, die ſie bekömmt, und den Veränderungen, die ihnen wiederfahren, findet ſich ein zweyter Grund dieſes Willenstriebes. Unſere Vorſtellungen und Begriffe von den Dingen ſind nicht ſo genau richtig und vollſtändig, daß ſie nicht fähig wären, ergänzet und berichtiget zu werden. Und wären ſie richtig und vollſtändig; dennoch beruhen ſie auf zu ſchwachen Gründen, um nicht durch die immer geſchäftige Einbildungskraft, und alle die Urſachen, die auf unſer Innerſtes ſo mächtig wirken, gar leicht verändert zu werden; hier mehr Licht, dort mehr Schatten zu

be-

bekommen, ſich zu erweitern oder zu verengern. Und hätte einer Ruhe genug in ſich ſelbſt, um bey ſeinen einmal gefaßten Vorſtellungen zu beharren: ſo finden ſich leicht Stöhrer ſeiner Ruhe, Menſchen, die ihr Vergnügen darinn finden, andern ihre Meynungen zu benehmen, und ihnen die ihrigen, oder gar nichts, dafür beyzubringen. Moraliſche Marktſchreyer und Wunderthäter, die Träume größerer Glückſeligkeiten für Realität verkaufen, und baare Glückſeligkeit dafür abnehmen.

Endlich ändern ſich freylich auch die Dinge und unſere Verhältniſſe zu ihnen ſo oft, daß unſere vorigen Begriffe von ihnen ſich nicht länger behaupten können. Der Wille muß ſich verändern, muß ſtreben nach andern Zuſtänden, Dingen und Verhältniſſen, wo der Verſtand ſolchen Veränderungen ausgeſetzt iſt.

Es iſt offenbar, daß ſowohl mehrere als wenigere Erkenntniß der Veränderlichkeit des Willens würde Gränzen ſetzen können. Mehrere Erkenntniß würde die falſchen Einbildungen, wodurch neue Begierden erzeugt werden, nicht aufkommen laſſen; würde in dem, was man beſitzt, noch immer mehr Realität, Stoff zur Beſchäftigung und zum Genuſſe entdecken. Bey noch wenigeren Ideen würden der Reize zu neuen Empfindungen und Handlungen weniger ſeyn; bey gar keinen Vorſtellungen ſind gar keine Begierden. Wenn auch nur den äußern Empfindungen der Eingang in die Seele verſchloſſen wäre: ſo würde der Ruhe, der Gleichmüthigkeit und Beharrlichkeit ſchon unendlich mehr ſeyn. Durch eine gewiſſe Betäubung oder Verſchließung derſelben bringt es der Schwärmer in der Wüſte dahin, daß er unbeweglich, wie eine Bildſäule, Tage und Monate auf einer

Stelle ausdauert. Und auch die Weisheit bringt das Gemüth zu einigem Beharrungsſtande, ſowohl durch Mäßigung der ſinnlichen, als durch Befeſtigung der vernünftigen Vorſtellungen. Aber von einem Leben ohne alle Abwechſelung wiſſen wir uns hienieden wenigſtens keine Vorſtellung zu machen, und der Trieb nach Veränderungen verläßt uns nie ganz.

§. 24.

Trieb, auf die Zukunft zu ſehen, Trieb nach dem Unendlichen.

Die erſten Begierden und Verabſcheuungen des Menſchen werden erreget durch das, was nahe, was gegenwärtig iſt. Aber Weisheit, vernünftiges Leben fangen erſt alsdann an, wenn die Triebe über das Gegenwärtige hinausgehen, wenn ſie ihre Abſichten in der Zukunft haben. Aber wie erkennt der Menſch das Künftige? Natürlicher Weiſe anders nicht, als mittelſt der Kenntniß des Vergangenen, und des dabey ſich einfindenden dunkeln oder deutlichen Urtheiles, daß daſſelbe unter ähnlichen Umſtänden wiederkömmt. Nicht jedes Begegniß wird Erfahrung. Ohne vorräthige Begriffe und einige Uebung im Denken, achtet der Menſch zu wenig auf das, was um und mit ihm vorgeht, begreift zu wenig den Zuſammenhang der Wirkungen und Urſachen; um ſich Anmerkungen zu machen, und nützliche Erinnerungen zu gründen, wo es ſeyn könnte; wo der es thut, der ſchon Klugheit beſitzt. Ohne eine gewiſſe Bearbeitung oder Stellung, wird die Erfahrung nicht einmal Erwartung des ähnlichen Erfolges; noch die Vorſtellung des zu erwartenden hinlänglicher Beweggrund

zur

zur Regierung der urſprünglichen Antriebe gegen das unmittelbar Angenehme und Unangenehme.

Hieraus wird leicht begreiflich, warum es lange währet, ehe die Vorſtellungen von der Zukunft auf den jungen Menſchen wirken. Der Wilde iſt auch hierinn dem Kinde ſehr ähnlich *).

Hingegen thut beym Anwachſe der Vernunft der Menſch immer mehr um der Zukunft willen; vergißt oft nur zu ſehr über der Hinſicht aufs Künftige den Blick aufs Gegenwärtige. Endlich wird die Zukunft ihm Ewigkeit. Mächtiger Gedanke, wenn der Geiſt deine Hoffnungen und deine Schreckniſſe mit Lebhaftigkeit und Ueberzeugung denket! Wie ſchwindet alsdann alle Trägheit, die zur Erde niederdrückte; wie zerfallen alle Feſſeln; wel-

*) Wenn der Abend anrückt, und das Bedürfniß des Schlafes ſich zu regen anfängt, iſt der wilde Amerikaner durch nichts zu bewegen, ſeine Hangematte zu verkaufen: des Morgens iſt ſie ihm für eine Kleinigkeit feil. Am Ende des Winters, wenn das Andenken deſſen, was er von der Kälte ausgeſtanden hat, noch lebhaft iſt, fängt er an, Anſtalten zu einer Hütte zu machen, die ihn künftig vor der Kälte ſchützen ſoll: aber kaum iſt die warme Witterung eingetreten, ſo iſt alles vergeſſen, und wird nicht eher wieder an die Arbeit gedacht, bis die Kälte wieder da, und zur Arbeit es zu ſpät iſt. *Robertſon* Hiſt. of America I. 309. f. Zu den vielen einzelnen Beyſpielen, die dieſes beſtätigen, gehört auch dasjenige, was von den Itälmen in Kamtſchatka Steller erzählet S. 291. „Sie kaufen niemalen etwas in Vorrath, wenn ſie es auch vor den zehnten Theil des Preiſes haben könnten; wo einer aber etwas höchſt nöthig

welche neue Kraft treibt alsdann vorwärts! Mit dieſem Gedanken einmal bekannt, findet die Seele nun um ſo viel **weniger** unter den ſichtbaren und gegenwärtigen Dingen etwas, was ihr völlig Zufriedenheit geben, und allen ihren Wünſchen Ziel ſeyn könnte.

Es ſoll hieraus itzt weder ein Beweisgrund für die Unſterblichkeit der Seele geſchloſſen, die auch ohne demſelben zur vernünftigen Erwartung hinlänglich gegründet iſt; noch das Verlangen nach der Ewigkeit irgend zu einem **weſentlichen** Trieb der menſchlichen Seele gemacht werden. Es iſt zu bekannt, daß ſchon viele ſo unglücklich haben ſeyn können, das Ende ihres Seyns im Tode des Leibes zu wünſchen und zu hoffen. Auch haben Seelen von den erhabenſten Empfindungen und Entſchließungen *) gleichgültig und zweifelhaft in Anſehung dieſer Unterſuchung bleiben können.

Aber

nöthig hat, ſo bezahlt er, ohne zu dingen, was man von ihm haben will — und zwar niemals vor baare Bezahlung, ſondern auf Schulden. — Die künftige Bezahlung wirkt wieder weniger auf ihn. — Hierinn gleichen ihm viele Europäer. — Hat er keine Schulden, ſo fängt er kein Thier, wenn es ihm auch vor die Thür käme. Es geſchah 1740, daß ein Kaufmann einen Itälmen klagen hörte, daß zwey Zobel alle Nacht in ſein Vorrathshaus kämen und Fiſche ſtählen. Der Kaufmann lachte darüber und ſagte: warum fängſt du ſie nicht? Was ſoll ich mit ihnen machen, antwortete der Itälmen, ich habe keine Schulden zu bezahlen? Der Kaufmann gab ihm ein halb Pfund Toback und ſagte: Nimm es, ſo haſt du Schulden. Nach zwey Stunden brachte ihm der Itälmen beyde Zobel gefangen, und bezahlte ſeine Schuld."

*) Stoiker.

Aber ſo viel iſt doch unleugbar, daß die Wünſche und Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes hienieden kein feſtes Ziel haben; daß die Erweiterung der Erkenntnißſphäre immer auch die Zahl der Antriebe und Begierden vermehrt. Nicht alle ſind ſich gleich im Feuer und in der Schnelligkeit des Fluges; aber in dem Hauptſatz ſtimmen alle überein. Der Weiſe zwar lernt ſich mäßigen und einſchränken und begnügen an dem, was er hat; aber wodurch anders, als dadurch, daß er die Begierden tödtet, mittelſt der Vorſtellung der Unmöglichkeit, einzeln oder zugleich mit andern ſie zu befriedigen; oder daß er ſie beſänftiget und einſchläfert, eben mit der Hoffnung deſſen, was künftig iſt, und in der Ewigkeit auf ihn wartet?

In ſo fern alſo kann Trieb nach dem Unendlichen zu den Haupteigenſchaften des menſchlichen Willens gezählt werden; und derſelbe, nebſt dem Triebe zur Beſchäftigung und zur Veränderung, begreift ohne Zweifel das in ſich, was einige den Erweiterungstrieb nennen.

Abſchnitt II.

Beſchreibung der vornehmſten Zuſtände des menſchlichen Gemüths, nebſt den nächſten Urſachen und Wirkungen.

§. 25.

Eintheilung der Gemüthszuſtände in ruhige und in Affecten. Urſachen und Wirkungen der letztern, überhaupt betrachtet.

Nachdem im vorhergehenden die offenbarſten Hauptgeſetze und Triebe des menſchlichen Willens be-

 merkt

merkt worden ſind; ſo folgt nunmehr die Betrachtung der vornehmſten Zuſtände, die in den menſchlichen Gemüthern mit einander abwechſeln *).

Wenn man dieſe mancherley Zuſtände des menſchlichen Gemüths in gewiſſe Klaſſen ordnen will: ſo kann ſolches ſowohl in Rückſicht auf die Art, als in Rückſicht auf die Stärke der dabey obwaltenden Empfindungen und Willensäußerungen geſchehen. Auf dem letzten Unterſchiede beruht die Eintheilung der Gemüthszuſtände in ruhige und in Affecten (Leidenſchaften.)

Wenn gleich bey dieſem letztern Namen jedermann ſich lebhafte Vorſtellungen und daraus entſtehende ſtarke Begierden und Verabſcheuungen denkt: ſo fehlet doch viel daran, daß der gemeine Begriff genau beſtimmt, daß die Gränzen zwiſchen dem, was Affect heißen ſoll, und nicht heißen ſoll, feſtgeſetzt ſeyn. Nämlich viele von den Vorſtellungen der Seele, die durch äußere Eindrücke oder innere Regungen erweckt werden, gehn vorüber, ohne irgend ein merkliches Wohlgefallen oder Mißfallen zu verurſachen. Von dergleichen Vorſtellungen ſagt man, daß ſie das Gemüth gleichgültig und ungerührt laſſen. So gleichgültig und kraftlos für den Gemüthszuſtand werden leicht lebloſe Dinge, die man täglich

*) Dieſer Theil der Pſychologie iſt noch ſehr unzulänglich bearbeitet. Die mehreſten laſſen es bey der bloßen Nomenklatur bewenden. Andere unterſcheiden die eigentlichen Zwecke des Moraliſten von den Abſichten der Arzneygelehrſamkeit oder der ſch. Wiſſ. nicht. Home iſt vorzüglich, Grundſ. der Kritik, B. I. K. II. Auch Carteſius in dem Tract. de paſſionibus animae iſt zu gebrauchen.

lich um ſich ſieht; wenigſtens zu der Zeit, wenn man mit etwas anderm beſchäftiget iſt. — Bey andern Vorſtellungen iſt man ſich einiges Eindrucks, den ſie im Gemüthe hervorbringen, bewußt; jeoch ohne daß das Wohlgefallen oder Mißfallen, welches ſie verurſachen, das Gemüth beunruhiget, und Beſtreben oder Widerſtreben nach ſich zieht. In einem ſolchen Zuſtand findet ſich das Gemüth in Anſehung vieler wichtiger Dinge, wenn ſie nicht gerade die Aufmerkſamkeit beſonders an ſich ziehen; in Anſehung neuer Dinge, bey denen doch nichts beſonders ſtark auffällt; in Anſehung der mehreſten Menſchen in den gewöhnlichen Verhältniſſen. Vorübergehendes Wohlgefallen oder Mißfallen, aber nicht Begierde oder Verabſcheuung entſtehn dabey. — **Begierden oder Verabſcheuungen** können entſtehn, die Seele kann durch den Gegenſtand in merkliche Wirkſamkeit geſetzt werden; aber mit ſo weniger Kraft, daß faſt jede neue Vorſtellung geſchickt iſt, augenblicklich dieſelben zu vertilgen. Bey Kindern und jedweder Art ſchwacher, veränderlicher Seelen, ſind ſolche Eindrücke und Rührungen gewöhnlich. — Endlich bey den ſtärkern Gemüthsbewegungen, welche die Natur mit charakteriſtiſchen, einem jeden Menſchen verſtändlichen Veränderungen im Geſichte, oder andern äußern Theilen des Körpers verknüpft hat, behauptet entweder noch die Vernunft die Herrſchaft, und die Seele hat es in ihrer Gewalt, den Aeußerungen ihrer Empfindungen Einhalt zu thun, den reizenden Vorſtellungen ſich zu entziehen, wenigſtens aller Entſchließungen und Handlungen, nach dem Antrieb jener Empfindungen, ſich zu enthalten; oder dieſe lebhaften Empfindungen und Vorſtellungen nehmen alſo zu

in ihrer Gewalt, daß die Seele, von ihnen ganz erfüllt, nichts anders thun und denken kann; oder bey den geringſten Veranlaſſungen wieder zu ihnen hingeriſſen wird. — Bey welchem Unterſchied ſoll nun der Name des Affects und der Leidenſchaft anfangen gebraucht zu werden?

Dies iſt an ſich gleichgültig. Aber es iſt nicht gleichgültig bey der Unterſuchung des Verhältniſſes der Affecten zur Tugend, Weisheit und Glückſeligkeit; nicht gleichgültig bey der uns obliegenden Unterſuchung der nächſten Urſachen und Wirkungen des Affects.

Wenn jener zuletzt beſchriebene Zuſtand, wo die Leidenſchaft in ihrem vollen Ausbruch iſt, nur Affect heißen ſollte: ſo würde die Erfahrung wohl ohne Ausnahme beweiſen, daß der Affect mit einer Verdunkelung und Verwirrung der Ideen, nicht bloß als Urſache, ſondern auch als Wirkung verknüpft iſt. Aber der vor dieſem letztern bemerkte Grad der Stärke der Gemüthsbewegung kann mit Klarheit und Deutlichkeit der Vorſtellung noch wohl beſtehen. So ſieht der Held in der Schlacht den Tod in hundert ſchrecklichen Geſtalten vor ſich; kennt die Gefahr, in der er iſt, und den Werth ſeines Lebens; ſieht ſeine Getreuen fallen, und fühlt als Menſchenfreund; ſieht den drohenden Feind, und fühlt Ehre und Rache. Dennoch eben ſo weit von der wüthenden Verzweiflung, als von der unthätigen Zufriedenheit entfernt, faßt er alles im hellen Blick; urtheilt nach den wahren Verhältniſſen, und beſchließt, nach der Uebereinſtimmung der wichtigſten Abſichten, mit hellem Verſtand und mächtigem Antrieb. So ſieht der Patriot alle herrliche Folgen weiſer Rathſchläge und Anſtalten, das Glück ganzer Völker, in tiefſinnigen Schlüſſen vor ſich.

ſich. Innigſtes Vergnügen durchſtrömt ihn, himmliſche Heiterkeit leuchtet aus ſeinem Geſicht. Dennoch verdunkelt ſich nicht ſein überſchauender Blick. Einleuchtende Wahrheit iſt die Quelle ſeines ſtarken Gefühls, und weitere Aufſchlüſſe ſind die Folgen ſeines lebhaften Andringens. So endlich kann der Weiſe, mitten im Gefühl ſeines aus deutlicher Einſicht groß geachteten Verluſtes, ſeiner Pflichten eingedenk bleiben; und der Stoiker beym heftigen körperlichen Schmerz den Beweis führen, daß dieſer Schmerz den Menſchen nicht nothwendig unglücklich mache.

Aber wir dürfen die Wirkungen der Kunſt und Weisheit nicht mit den Wirkungen der Natur verwechſeln. Wiewohl auch ſchon die Natur Unterſchiede hiebey macht: ſo iſt doch die gewöhnliche Wirkung der Affecten, wenn ſie auch nicht aus dunkeln und verworrenen Vorſtellungen entſtanden ſind, daß ſie ſolche hervorbringen. Denn es mag entweder eine Vorſtellung ſehr lebhaft, oder es mögen viele Vorſtellungen zuſammen wirken: ſo werden dadurch vielerley andere Vorſtellungen erregt und zugeſellt. Und bey einem ſolchen Zuſammenfluß und Gedränge der Vorſtellungen, alles deutlich gewahr zu werden und zu unterſcheiden, iſt dem menſchlichen Verſtande nicht leicht gegeben. Leicht entſtehen da verfälſchte Vorſtellungen durch die Vermiſchung ähnlicher oder ſonſt verknüpfter, aber hier doch nicht vorhandener Dinge und Umſtände; und daraus dann weiter irrige Urtheile und unſchickliche Handlungen. Noch mehr wird der Irrthum beym Affect dadurch befördert, daß man, um ſo viel vollſtändiger eine Sache einzuſehen, leicht ſich überredet, je lebhafter man von einigem gerührt wird:

ob-

obgleich aus der Vernunftlehre und Erfahrung gewiß iſt, daß man um ſo viel weniger geſchickt iſt, auf alles Acht zu geben, was an einer Sache zu merken iſt, je lebhafter man von einem Eindruck gerührt iſt. Endlich kömmt noch hinzu, daß die Begierde, das, was man bereits gethan hat, zu rechtfertigen, geneigt macht, die Sache immer von der Seite anzuſehen, die den Affect erreget hat; wenn ſie auch noch ſo viel falſches Licht enthält, oder noch ſo wenig zureichend iſt, das Ganze richtig zu beurtheilen.

Aus allem dieſem erhellet auch leicht, woher es kömmt, daß die triftigſten Beweggründe und die gründlichſten Gegenvorſtellungen während des Affects ſo wenig fruchten. Sie können entweder nicht durchdringen durch die Wellen der regen Empfindungen, durch die Ströme der verworrenen Vorſtellungen; oder ſie nehmen von der Vermengung mit denſelben einen falſchen Schein, und oft eine ganz andere Geſtalt an. Oder ſie ſind ſchon darum verhaßt, daß der andre uns widerlegen und belehren will; da wir doch — ſo glaubt man im Affect — wohl wiſſen, was wir thun und was wir empfinden; weit beſſer, als der andre, der nicht alles weiß, oder nicht Antheil genug nimmt, die Sache zu beurtheilen im Stande ſind. So erbittert man und bringt das Gemüth nur immer mehr auf, indem man beſänftigen und beruhigen will. Einem Zornigen mit Gründen Einhalt thun wollen, ſagte Pythagoras, iſt ſo viel, als gegen das Feuer mit dem Schwert ſtreiten.

Uebrigens kann und ſoll hiemit nicht geleugnet werden, daß man nicht einiges im Affect ſchärfer ſieht, und manches bemerkt, was man bey ruhigem Gemüth

nicht

nicht würde bemerkt haben. Die Lebhaftigkeit des Affects bringet mehreres zum Vorſchein, und giebt vielleicht auch mittelſt des ſtärkern Zufluſſes von Lebensgeiſtern den Organen eine mehrere Empfindlichkeit. Manches ſieht man itzt auch, weil man es nun ſehen will; indem es dem ſchon gefaßten Eindruck und Entſchluſſe gemäß iſt. Sieht nun, durch Beleidigungen aufgebracht, die kleinſten Fehler einer Perſon, da man vorher die größern nicht einſah; oder ſieht alles, was ſie entſchuldigen und bedecken kann, wenn man erſt zu entſchuldigen und zu bedecken geneigt iſt. Aber alles dieſes Sehen im Affect hat insgemein den Fehler, daß es einſeitig iſt, und nicht leicht ohne falſchen Zuſatz bleibt.

Daß auch der Affect die Seele thätiger und größerer Entſchließungen fähig mache; beweiſet die Erfahrung, und iſt aus dem Bemerkten begreiflich. Die regen Vorſtellungen ſind außerordentlich lebhaft; die andern, die Zweifel und Bedenken erwecken würden, kommen gar nicht zum Vorſchein; jene wirken alle auf einmal, oder Schlag auf Schlag. Aber wenn man behaupten wollte, daß der Affect allein zur Entſchloſſenheit und Thätigkeit bringe: ſo müßte man die letztern Begriffe ungewöhnlich erhöhen, oder den erſten ungemein herabſtimmen.

Bey genauerer Beleuchtung der Wirkungen der Affecten, findet ſich hier vielmehr noch ein Grund zu einer allgemeinen Eintheilung derſelben. Einige wirken auswärts, laſſen ſich gleichſam im Sturm aus. Andere wirken im Innern, drücken, nagen und verzehren. Jene gehen insgemein eher vorüber; indem theils die äußern Kräfte in einem ſo gewaltſamen Zuſtand nicht lange aushalten, theils dieſe Offenbarung des Affects der Seele

zur

zur richtigen Beurtheilung eher behülflich iſt. Denn was den äußern Sinnen vorkömmt, läßt ſich leichter erkennen und unterſcheiden, als was im Innern vorgeht. Insbeſondere kann es zur Legung des Affects viel beytragen, wenn er ſich in Worten auslåßt. Denn dadurch werden nicht nur die Vorſtellungen deutlicher, ſondern der Seele wird auch leichter, als wenn ſie der natürlichen Beſtrebung der gereizten Werkzeuge Widerſtand thun muß. Unterdeſſen kömmt es freylich darauf an, wie viel wahren Grund der Affect hatte, oder wie tiefe Wurzel die Leidenſchaft ſchon geſchlagen, und wie ſehr der Verſtand ſchon an die irrigen Vorſtellungen ſich gewöhnt hat. Wo alles dieſes im großen Maaße beyſammen iſt: da geht wohl der Sturm vorüber, aber die Triebe und Reizungen dazu werden bey jedem neuen Anfall eher vermehrt, als vermindert. Unter entgegengeſetzten Umſtänden aber kann der Geiſt, wenn er, aus ſeinen Vergehungen zu lernen und weiſer zu werden, einigermaßen geſchickt iſt, durch den Affect gebeſſert werden. Er lernt ſich kennen, ſchämen, vorſichtig ſeyn, vorbauen, ausweichen. Er lernt auch andere billiger und richtiger beurtheilen.

Von den Wirkungen der Affecten auf den Körper belehren uns die Aerzte, daß ſolche bisweilen heilſam, öfter aber nachtheilig, ja bisweilen tödtlich ſeyn *).

§. 26.

---

*) Zückert von den Leidenſchaften. *Des Maries* de animi adfectuum in corpus potentia. *Boerhave* de morbis nervorum. *Tiſſot* Traité des Nerfs tom. II. part I. ch. IX. art. II.

§. 26.

Eintheilung der Gemüthszuſtände in Anſehung der Art der Empfindungen. Etwas über die vermiſchten Empfindungen überhaupt.

In Anſehung der Art der Empfindungen können die Gemüthsbewegungen, ſowohl die gelindern als die ſtärkern, manchfaltig eingetheilt werden; wenn man auf alle Unterſchiede achten will. Natürliche und unnatürliche, urſprüngliche und abſtammende, edle und unedle, geſellige und ungeſellige, ſelbſtſüchtige und ſympathetiſche, thieriſche und geiſtiſche, und noch mehrere können unterſchieden werden. Aber dieſe Unterſchiede haben entweder eine beſondere Ausführung gar nicht nöthig, oder ſie können ſie hier noch nicht erhalten. Nur der Unterſchied, daß die Gemüthsbewegung entweder aus angenehmen oder unangenehmen, oder vermiſchten Empfindungen entſteht, giebt hier gleich noch zu weitern Bemerkungen Anlaß.

Man hat oft geſagt, daß dem Menſchen kein reines Vergnügen zu theil werde; und man kann mit wiſſenſchaftlichen Gründen es unterſtützen, daß er, wegen der nie völlig bequemen Lage eines jedweden Theiles ſeines Körpers, immer einigen Schmerz empfinden müſſe. Aber wenn die Empfindung für nichts zu rechnen iſt, in ſo fern man ſich ihrer gar nicht bewußt wird: ſo können einige Empfindungen, und die aus ihnen entſtehenden Gemüthsbewegungen, eben ſowohl für ganz angenehme gehalten werden, als andere für unangenehm, weil in ihrem Eigenthümlichen nichts als Schmerz oder Verdruß ſich offenbaret.

Aber wahr iſt es, daß die beyden Arten ungemiſchter Empfindungen nicht ſo häufig vorkommen, als die gemiſchten, und nicht lange dauern. Wenn auch aus körperlichem Gefühl reine einartige Eindrücke entſtehen: ſo leitet der Gedanke oder die Phantaſie bald andere Einflüſſe darunter. Die Vorſtellung einer größern Luſt, als die gegenwärtige iſt, der Gedanke ihrer kurzen Dauer, das Bewußtſeyn des Unerlaubten, oder irgend eine Furcht vor unangenehmen Folgen, und andere Urſachen miſchen gar leicht bittere Tropfen in die angenehmſten Empfindungen. Nicht weniger aber ſind zur Verſüßung der Leiden unzählige Zuflüſſe durch die Anſtalten der Natur und der Kunſt bereitet. Es iſt in der Welt kein Ding ſchlechterdings bös; und nichts ſo gut, daß es nicht an ſich, oder im Verhältniß zum Menſchen, eine unangenehme, ſo wie jenes eine angenehme Seite zeigen könnte *).

Be-

*) S. Mendelsſohns Philoſ. Schriften, Th. II. S. 32. Malebranche behauptet, daß bey allen Affecten ein angenehmes Gefühl ſich einmiſche, welches aus dem Bewußtſeyn entſtehe, daß man ſich (er meynet hauptſächlich den Körper) in einem den Umſtänden angemeſſenen, ſchicklichen Zuſtande befinde, de la R. de la V. liv. V. ch. III. Aber allgemein ſcheint es die Erfahrung nicht zu beſtätigen. Zwar ſobald die Vorſtellung entſteht, daß man in einem unſchicklichen Zuſtande ſey, ſo iſt eine Urſache des Mißfallens da; und bey jedweder Art von Affecten kann der Gedanke, daß der Affect da ſchicklich ſey, entſtehen, und Urſache ſeyn, daß man ſich nicht bemüht, aus demſelben herauszukommen. Aber nicht in jedem Falle geſchieht es wirklich. Z. E. beym Schmerz, bey der Furcht, gewiſſen aus dem Körper entſtehenden heftigen Begierden. Auch nicht wegen des vermehrten Gefühls der Kräfte hat jeder Affect immer etwas angenehmes.

Beſonders ſind bey den Wirkungen der Sympathie die vermiſchten Gefühle am gewöhnlichſten. Wenige Menſchen vergeſſen ſich ſo ſehr beym Eindruck, den der Zuſtand anderer auf ſie macht, daß nicht die Vorſtellung von ihnen ſelbſt und ihrem eigenen Zuſtande dabey auf ſie mit wirkte. Beym Mitleiden, welches das Unglück anderer ihnen erregt, können ſie ihres eigenen beſſern Zuſtandes mit Wohlgefallen ſich bewußt werden; und bey der Theilnehmung an den Freuden anderer entſtehen leicht ſelbſtſüchtige Wünſche. Es kann aber auch aus einer edlern Quelle, aus dem Bewußtſeyn, daß die ſympathetiſche Empfindſamkeit gut iſt, und noch mehr, aus dem Bewußtſeyn des Verlangens und der Fähigkeit, dem andern zu helfen, dem Mitleiden angenehme Empfindung ſich zugeſellen. Wenn insbeſondere durch dichteriſche Vorſtellungen unſer Gemüth in ſympathetiſche Bewegungen geſetzt wird: ſo kann der Gedanke, daß es nur Erdichtung iſt, in dem einen Falle angenehme, in dem andern unangenehme Empfindungen dem Haupteindrucke zugeſellen.

Warum dem höhern Alter nicht mehr ſo reine Empfindungen der Luſt zu Theil werden, als der muntern Jugend; davon laſſen ſich die Urſachen leicht finden. Die Organen ſind nicht mehr ſo lebhafter Eindrücke fähig; und durch die Vergleichungen mit den ehemaligen verlieren ſie in der Vorſtellung gleich noch mehr. Die zu allerhand Beſorgniſſen gewöhnte Vernunft, die mit unangenehmen Vorſtellungen erfüllte Imagination, der allerhand beſchwerliche Gefühle erzeugende Körper, ſind ſo viele Quellen, angenehme Empfindungen zu verbittern. Aber dafür werden auch die unangenehmen Empfindun-

gen, theils wegen der mindern Reizbarkeit der Werkzeuge, theils wegen der Uebungen der Vernunft, oft ſchwächer und gemilderter.

§ 27.

Von den angenehmen Gemüthszuſtänden, der Zufriedenheit und Freude.

Angenehme Gemüthszuſtände heißen uns alſo diejenigen, wo die angenehme Empfindung entweder rein, oder doch dermaßen überwiegend iſt, daß, nach der gewöhnlichen Weiſe, der Zuſtand von ihr den Namen bekömmt.

Unſere Sprache hat verſchiedene Namen für dieſen Gemüthszuſtand; Zufriedenheit, Behaglichkeit, Heiterkeit, Frölichkeit, Freude, Entzückung. Die Unterſchiede ſcheinen, nach den mehreſten Anwendungen, ſo angegeben werden zu können, daß Zufriedenheit die Ruhe des Gemüths in der Abweſenheit aller merklich unangenehmen Eindrücke bedeutet; Behaglichkeit den Zuſtand, wo die angenehmen, beſonders körperlichen Gefühle die Seele ſchon aufmerkſam machen; Heiterkeit aber, wenn durch die Leichtigkeit der innern Bewegungen die Seele ſich zu ihren Verrichtungen geſchickter fühlt. In allen dieſen Fällen braucht keine beſondere Urſache des Vergnügens der Seele bekannt zu ſeyn. Freude aber und Frölichkeit, bey denen der Affect ſichtbarer wird, erfordern dieſelbe *). Entzückung bedeutet den höchſten Grad dieſes Affects.

Von

*) Frölichkeit unterſcheidet Wolf von der Freude dadurch, daß jene über das Ende einer Unluſt entſtehe. Metaphyſ. §. 447.

Von dem Urſprung dieſer angenehmen Gemüths-zuſtände läßt uns die Beobachtung bald und ſicher ſo viel bemerken, daß eben ſowohl aus der Befreyung von unangenehmen Eindrücken, als aus ſolchen, die an ſich uns angenehm ſind, dieſelben entſtehen können. Wenn wir von einer Krankheit, oder von einem kurzen, aber heftigen Schmerz, oder von verdrießlichen Gegenſtänden befreyet worden ſind: ſo iſt der darauf folgende ſchmerzloſe Zuſtand nicht ſo gleichgültig und unwerth, als er geweſen ſeyn würde, wenn kein unangenehmerer vorhergegangen wäre. Wenn ein Menſch aus einem finſtern, engen Gefängniſſe in die freye Luft kömmt, oder in ſeinem Zimmer ſich ſelbſt wieder überlaſſen iſt; was braucht er mehr, um erfreuet, um entzückt zu ſeyn? Das Zimmer, in welchem er ſo oft lange Weile hatte, die Luft, die ohne Schnellkraft für ihn zu ſeyn ſchien, die Gegenſtände alle, die mit ihrem gewöhnlichen Eindruck ihn nicht mehr rührten; alles lacht ihn itzt an, und überſchüttet ihn mit Wonnegefühl.

Nach einem alten und wahrſcheinlichen Grundſatze entſteht die angenehme Empfindung aus einer gelinden Bewegung, und der Schmerz aus heftiger, allzuſtarker Bewegung oder Spannung. Schon hieraus läßt ſich ein Grund jenes Ueberganges von dem unangenehmen Gefühl zum angenehmen, ohne beſondere äußerliche Veranlaſſung, entdecken. Denn wie in der Natur alles nach dem Geſetze der Stätigkeit entſteht und vergeht, ſo müſſen auch die heftigen, Schmerz verurſachenden Spannungen oder Erſchütterungen der Empfindungswerkzeuge, wenn ſie ſich endigen, allmählig in ſolche gelinde Bewegungen ſich verlieren, die mit angenehmen Gefüh-

len verbunden ſind. Noch eine andere Urſache liegt aber auch in den Wirkungen des Contraſtes (§. 4). Wenn die Vorſtellung des verhaßten Zuſtandes noch lebhaft in Erinnerung iſt; ſo leuchtet das Gute des ſchmerzloſen Zuſtandes ſtärker ein. Was bey der Vorſtellung größerer Vergnügungen, beym hochfliegenden Wunſche, für nichts geachtet wird, nicht befriediget; das zieht die aus der Tiefe emporſtrebende Seele leicht an ſich. Als noch unter den unangenehmen Eindrücken die Seele litte, und der vorige beſſere Zuſtand ſo wünſchenswerth dagegen ſich zeigte; da geſellten ſich vielleicht auch, nach dem gewöhnlichen Geſetze der Ideenverknüpfung, noch mehrere angenehme Vorſtellungen, als diejenigen, die ihm weſentlich ſind, hinzu; und auch dieſe vermehren, wenigſtens in den erſten Augenblicken, das Wohlgefallen an ihm. In manchen Fällen des körperlichen Schmerzes werden durch die Erſchütterungen ſelbſt, oder durch andere Mittel der Geneſung, die Werkzeuge gereiniget und entfaltet, und alſo zu ſo viel lebhafterer Empfindung des Angenehmen geſchickt gemacht. Und von der Seele, oder der Imagination, läßt ſich nicht weniger ſagen, daß durch ernſtliche Leiden, durch ſchwere Unglücksfälle, ſie bisweilen von ſelbſtgeſchaffenen Plagen, von träumeriſchen Vorſtellungen und unnatürlichen Begierden geſäubert, und ein natürlicherer Zuſtand in ihr wieder hergeſtellt werde *).

Aber

*) Dieſen Satz, von dem Urſprung der angenehmen Empfindung aus dem geendigten Schmerz, haben einige Philoſophen allgemein zu machen, und zu behaupten geſucht, daß alle phyſiſche und moraliſche Vergnügungen aus

Aber wie der Schmerz eine mittelbare Urſache der Luſt werden kann: alſo kann auch Freude auf vielerley Weiſe Urſache des Verdruſſes und Schmerzes werden. Alle Arten angenehmer äußerer Empfindungen ſind nur bis zu einem gewiſſen Grade der Stärke des Eindruckes angenehm; zunehmend werden ſie ſchmerzhaft.

Und auch bey den innern lebhaften Rührungen haben Menſchen oft bekannt, daß ihr Vergnügen zu groß ſey, daß ſie es nicht aushalten, nicht ertragen können. Auch in dieſer Rückſicht gehn die Begierden des Menſchen oft weiter, als ſeine Kräfte. — Die Aerzte erzählen uns, daß von plötzlicher, übermäßiger Freude, Leute auf der Stelle getödtet oder unſinnig wurden *).

aus der Endigung irgend eines klar oder dunkel empfundenen unangenehmen Eindruckes entſtehen. Am ausführlichſten thut es der Verf. der Idee ſull indole del piacere, Milano 1774. deutſch mit Anmerk. vom Hrn. Prof. Meiners 1777. Es thut es auch der gelehrte und ſcharfſinnige *Antonio Genoveſi*, Scienze Metafiſiche p. 350. ſeq. So wenig auch der Satz allgemein erwieſen werden kann: ſo viel Scharfſinniges findet ſich in dem Verſuche dieſer Philoſophen. Wie die Vermiſchung und Abwechſelung des Angenehmen mit dem Unangenehmen Urſache ſey, warum die vermiſchten Empfindungen dauerhaftere Reize haben, als die ganz angenehmen, zeigen Mendelsſohn l. c. und Campe von den Empfind. und Erkenntnißkräften S. 53. S. auch Meiners Geſchichte der Wiſſenſchaften Th. II. S. 739. ff.

*) Leo X ſoll durch die Freude über die Nachricht, von der Vertreibung der Franzoſen aus dem Mayländiſchen, das Fieber ſich zugezogen haben, an welchem er geſtorben. *Robertſon* Hiſt. Charles V. II. 144. Mehrere Beyſpiele hat auch *Des Marees* l. c. p. 23.

Ferner aber hindert die Lebhaftigkeit des Vergnügens nicht nur, wie alle Affecten, die Ueberlegung und vollſtändige Beurtheilung; und befördert den Ausbruch ſonſt unterdrückter Triebe; ſondern ihr iſt es beſonders eigen, den Eindruck unangenehmer Vorſtellungen, und die Achtſamkeit auf dieſelben zu verhindern. Denn was den herrſchenden Vorſtellungen und ſtärkern gegenwärtigen Eindrücken entgegen iſt, findet nicht leicht Eingang. Daher macht die Freude ſo leicht nachläſſig in Beobachtung des Wohlſtandes, überhaupt aber ſorglos gegen die Zukunft. Daher hat es die Klugheit zur Regel gemacht, bey ſehr erfreulichen Nachrichten die kleinſten widrigen Umſtände in Erwägung zu ziehen, und ſeine Aufmerkſamkeit zu verdoppeln. Der ſo oft angeklagte Wechſel des Glücks hat vielleicht öfter, als man gern glaubt, ſeinen Grund in uns ſelbſt.

Aber das Vergnügen iſt nicht dazu beſtimmt, uns bloß auf Augenblicke zu beglücken, und Schmerz auf die Zukunft zu bereiten. Die Freude in gehörigen Schranken, und unter der Aufſicht der Vernunft, iſt die Quelle vieler der heilſamſten Veränderungen für Leib und Seele. Sie befördert, nach dem Berichte der Aerzte, die für die Geſundheit und Heiterkeit ſo wichtige unmerkliche Ausdünſtung, ſie befördert die Verdauung, ſie erleichtert die Muſkelbewegung; ſie trägt nicht nur zur Heilung der Krankheiten allemal ſehr viel bey, ſondern ſie hat in vielen Fällen dieſelbe faſt oder ganz allein bewirket. Peirescius iſt von der Sprachloſigkeit und Lähmung durch das Vergnügen geheilet worden, ſo ihm ein Schreiben des Thuans verurſachte. In gutartigen Gemüthern erweckt die Freude Liebe zu Gott, und Liebe zu den Menſchen

ſchen aus Dankbarkeit gegen Gott. Allemal iſt ſie der Gütigkeit und Freundlichkeit dadurch beförderlich, daß ſie die Unzufriedenheit wegnimmt, die ſich ſo leicht an unſchuldigen Gegenſtänden ausläßt; und die Vorſtellung von Uebeln zerſtreut, deren Einmiſchung bey jedweder halben Veranlaſſung ſo leicht Mißtrauen, Zorn und Haß im Gemüthe erzeugt. Alles färbt ſich im Lichte des Selbſtgefühls. Bisweilen iſt der Menſch auch darum gütiger, wenn er vergnügt iſt, weil die Sympathie mit fremden Schmerze ſein Vergnügen zu unterbrechen droht. Selbſt unzufrieden, konnte er im Glücke anderer Anlaß zum Neide, in ihrem Unglücke eine beruhigende Vergleichung finden.

Die Hauptſache kommt immer auf die Ausbildung des ganzen Charakters an, und wie weit die Vernunft in demſelben die Herrſchaft ausübt. Nicht nur ſind nicht alle Ausbrüche des Wohlwollens wahre Güte. Es giebt auch Gemüther, die durch die Freude, die ihnen widerfährt, ungeſtüm und beleidigend werden; indem ſie alles auf ihre Verdienſte rechnen, und das Vertrauen auf ihre Kräfte oder ihr Glück durch günſtige Ereigniſſe zu ſehr wachſen laſſen *).

*) Auch müſſen die Wirkungen der Verſtellungskunſt von den Wirkungen der Natur unterſchieden werden; wenn man Beobachtungen hierüber anſtellen will. Carl V beſcheidenes und ſanftes Betragen bey der Nachricht von ſeines großen Nebenbuhlers Niederlage und Gefangenſchaft (*Robertſon* II. 230.) muß wohl zu den erſtern vielmehr, als zu den letztern gezählet werden.

§. 28.

Von den unangenehmen Gemüthszuſtänden überhaupt

Die mancherley unangenehmen Gemüthsbewegungen vermiſchen ſich zu häufig mit einander, als daß in den gemeinen Benennungen derſelben lauter rein abgeſonderte, und genau beſtimmte Begriffe ſich finden ſollten. Unterdeſſen laſſen ſich einige Unterſchiede deutlich genug bemerken und angeben. Die Unzufriedenheit über ſeinen Zuſtand entſteht bisweilen aus deutlichen, wenigſtens klaren Vorſtellungen der Urſachen dieſer Unzufriedenheit, bisweilen aus dunkeln Vorſtellungen und unentwickelten Gefühlen. Dieſe Urſache denkt man ſich bisweilen als ein unvermeidliches Schickſal, nicht durch jemandes Schuld hervorgebracht; dann entſteht Traurigkeit. Denkt man ſich aber die Urſache ſeines unangenehmen Zuſtandes, als durch jemandes Schuld oder Verſehen entſtanden: ſo iſt die Empfindung Verdruß. Wo man ſich ein Uebel, als an ſich vermeidlich, durch jemandes Schuld entſtanden, vorſtellt; da erwachen natürlicher Weiſe die Triebfedern der Thätigkeit. Hingegen ſinken die Kräfte zuſammen bey der Vorſtellung des unveränderlichen, eiſernen Schickſals. Traurigkeit, Betrübniß, machen daher unthätig, niedergeſchlagen; Verdruß äußert ſich durch Thätigkeit. Zorn iſt ein hoher Grad von Verdruß; insbeſondere aber heißt ſo der Verdruß über Verſehen oder Vergehungen eines andern. Bey der Unzufriedenheit über ſeine eigenen Vergehungen entſtehen Reue, mittelſt der Erkenntniß der Falſchheit und Schädlichkeit der Beweggründe, denen man gefolgt iſt; und Schaam, mittelſt der Erkenntniß der Kleinheit, der

Schwä-

Schwäche, die ein ſolches Betragen beweiſet. Beyde können bald mehr vom Zorne, bald mehr von der Traurigkeit an ſich nehmen; je nachdem der Gedanke von Vermeidlichkeit der fehlerhaften Handlungen, wenn man nur gewollt hätte, oder der Gedanke, daß das Geſchehene nun nicht mehr zum Ungeſchehenen gemacht werden kann, der Seele obſchwebet.

Aus der Vorſtellung eines künftigen Uebels entſteht die **Furcht.** Aus der plötzlich erregten Vorſtellung eines nahen äußerlichen Uebels **Schrecken**: bey großen und ungewöhnlichen Dingen **Entſetzen.** Furcht aus innern Empfindungen ohne klare Vorſtellung des Uebels iſt **Angſt.** Furcht ohne alle Hoffnung iſt **Verzweifelung;** alſo entweder Furcht der endloſen Dauer des gegenwärtigen unerträglichen Zuſtandes, oder Furcht vor gewiß bevorſtehend und unausſtehlich ſcheinenden Uebeln.

Auch die Vorſtellung eines Gutes kann Unzufriedenheit hervorbringen. Die Begierde darnach, oder das **Verlangen,** kann zwar ein gemiſchter Zuſtand ſeyn, mittelſt der Hoffnung, dazu zu gelangen, und des Vorſchmacks, den die Einbildungskraft davon verſchafft. Aber es kann auch ein ſehr unangenehmer, ſchmerzhafter Gemüthszuſtand daraus entſtehen; wenn entweder die Begierde zu ſtark iſt, als daß ſie ſich durch dieſen unvollkommenen Genuß befriedigen läſſet, oder allerhand andere unangenehme Vorſtellungen ſich dazu geſellen. Dergleichen ſind die Vorſtellungen, daß wir deſſelben vielleicht nie theilhaftig werden, daß ein anderer es uns entziehen, daß es ſonſt Schaden leiden könne. Das Verlangen nach einem ſonſt genoſſenen Gute heißt **Sehnſucht;** bey welcher das

Mißvergnügen gleichfalls ſehr verſchiedene Grade haben kann.

Das Mißvergnügen über das Gute, das ein anderer beſitzt, heißt **Mißgunſt**; und **Neid**, wenn es mit dem Wunſche verknüpft iſt, es ſelbſt zu beſitzen. Die unangenehmen Gemüthszuſtände bekommen noch bisweilen bey der längern Dauer derſelben, oder einiger Vermiſchung mit andern, beſondere Namen. So wird anhaltende Betrübniß, mit Verdruß über ſich ſelbſt vermiſcht, **Gram**; mit Verdruß über andere vermiſcht, **Kummer**; innerlich fortdaurender, zum gelegenheitlichen Ausbruch bereiter Zorn wird **Groll** genannt.

Vielleicht könnte jemand aus den mehrerern Namen für unangenehme Gemüthszuſtände, als für die angenehmen nicht angemerkt worden ſind, die Folge ziehen wollen, daß mehr Böſes als Gutes im menſchlichen Leben vorkomme. Allein die Folge würde ſehr übereilt ſeyn. Bey unſerer flüchtigen, eingeſchränkten und durch ſo vielerley Zufälle beſtimmten Erkenntniß, läßt ſich nicht von der Menge der Namen, die wir haben, auf die Menge der Dinge, die da ſind, ſchließen. Und bey wenigem Nachdenken findet man bald, daß noch viel mehr Arten angenehmer Gemüthszuſtände, Arten von Vergnügen, ſich unterſcheiden laſſen, als in dem gerade dazu vorhandenen Namenverzeichniſſe geſchehen iſt. Aber daß es hier nicht eben ſo geſchehen iſt, wie bey der andern Klaſſe; davon läßt ſich vielleicht die Urſache angeben, daß bey den angenehmen Empfindungen die Erweckung zum Nachdenken, Unterſcheiden und Anmerken, nicht ſo natürlich, und daher bey den meiſten Menſchen nicht ſo gemein iſt, als bey den unangenehmen. Jene kann

man

man leichtſinnig und gedankenlos hinnehmen; von dieſen ſucht man ſich zu befreyen; und ſo lernt man ſie genauer kennen. Auch iſt dem Menſchen insgemein mehr daran gelegen, von dieſen andere zu benachrichtigen, als von jenen. Ein neuer Grund, von den einen eher als von den andern beſtimmte Begriffe ſich zu machen.

§. 29.

Genauere Unterſuchungen über die Natur einiger dieſer Gemüthszuſtände. Von der Traurigkeit.

Der Urſachen der Traurigkeit kann es ſo viele geben, ſo viele Arten von Uebeln es giebt, zu denen die Vorſtellung unſeres Unvermögens, ihnen abzuhelfen, ſich geſellen kann. Wer will dieſe abzählen? Wir wollen nur dem Gange dieſes Gemüthszuſtandes, ſeinen Wirkungen und Abfällen, genauer nachſpühren.

Bey allen Arten unangenehmer Gemüthsbewegungen, entſteht leicht Vergrößerung des Uebels; indem ſich die Imagination bey der Erweckung und Zulaſſung der Ideen immer nach dem Haupteindruck richtet. Bey der Traurigkeit geſchiehet dies um ſo viel mehr, da die Empfindung oder Vorſtellung unſerer Schwäche, der Unmöglichkeit, dem Uebel abzuhelfen, alle Reize der Thätigkeit unterdrückt, und die Gewißheit des Uebels den Lauf der unangenehmen Vorſtellungen durch keine Hoffnung leicht unterbrechen läſſet. Freylich ſchwächt auch umgekehrt die ſtarke Empfindung des erlittenen Uebels das Bewußtſeyn unſerer noch übrigen Kräfte und Vollkommenheiten.

Wenn denn die traurigen Vorſtellungen ſo völlig die Oberhand gewinnen: ſo entſteht auch wohl der Glaube, daß es für einen gar keine Freude mehr gebe, daß man derſelben nicht mehr fähig ſey; zur Geſellſchaft der Frölichen ſich nicht mehr ſchicke. Selbſt die Freuden, die man vorher genoſſen hat, kommen einem itzt unſchmackhaft vor; weil man das Organ dazu, die enthüllte Seele, nicht hat. Oder als verderblich, ſeelengefährlich; wegen der Verwandtſchaft der Traurigkeit mit der Furcht. Oder die Vorſtellungen von Freuden und glücklichen Umſtänden werden verhaßt; weil im Contraſt mit denſelben das Gefühl des eignen gegenwärtigen Zuſtandes nur verſtärkt wird.

Der Traurige flieht daher vor den Gelegenheiten der Aufheiterung und Zerſtreuung, liebt die Einſamkeit, ſucht ſich Gegenſtände aus, die, wie er denkt, zu ſeinem Gemüthszuſtande ſich am beſten ſchicken, finſtere Gegenden und melancholiſche Lektüre.

Dadurch häuft und vertieft er nicht nur die unangenehmen Eindrücke in ſeiner Imagination; ſondern er erzeugt auch neue Nahrung durch die Diſpoſitionen des Körpers, die aus dieſem Stillſtehn der Lebensgeiſter entſtehen. Es läßt ſich daher wohl begreifen, wie durch lange Unterhaltung mit den betrübten Vorſtellungen die Traurigkeit ſo tiefe Wurzel ſchlagen könne, daß ſie ſich nicht verliert, wenn auch die erſte Urſache derſelben gehoben wird. Ja es können die düſtern Vorſtellungen ſo ſehr erhöht werden und die Seele einnehmen, daß die wichtigſten Ereigniſſe gar keinen Eindruck mehr machen, und das Licht der Vernunft ganz verlöſcht.

Außer

Außer der allmähligen Zerſtreuung der traurigen Bilder durch jedwede neue Eindrücke, giebt es insbeſondere zwey Gemüthsbewegungen, durch welche die Traurigkeit oft überwältiget wird. Dies ſind plötzlich erregte Furcht und Liebe. Jene, indem ſie Triebe der Thätigkeit erweckt, und den Geiſt aus den gewohnten Vorſtellungen herausreißt, in die er eingekerkert war, kann zu ermunternden, muthmachenden Gefühlen verhelfen; wenigſtens doch neue, die alten zerſtreuende Vorſtellungen aufbringen. Dieſe kann ſich in das Gemüth des Traurigen unter der Geſtalt des Mitleidens einſchleichen, welches er theils für ſich zu erwecken, theils auch andern zu erweiſen geneigt iſt. Es iſt ihm auch dazu der Hang zur Betrachtung und Ausſchmückung der Eindrücke, die einmal die Phantaſie empfangen hat, behülflich.

Indem die Traurigkeit für die meiſten äußerlichen Gegenſtände, beſonders die lebhaften, am meiſten zerſtreuenden Vergnügungen unempfindlich, indem ſie den Gang der Lebensgeiſter langſamer, indem ſie furchtſam und mißtrauiſch macht; iſt ſie dem tiefen Nachdenken vortheilhaft.

Eben dadurch macht ſie auch zu gewiſſen feinerern angenehmen Empfindungen fähig, welche die Lebhaftigkeit des Fröligen, oder die Stärke äußerlicher angenehmer Eindrücke nicht aufkommen läßt. Ueberhaupt ſind Vergnügen und Traurigkeit nicht ſo entfernt von einander, daß ſie ſich nicht manchfaltig zuſammengeſellen und auseinander entſtehen könnten.

Mehrere der nachfolgenden Unterſuchungen werden dies beſtätigen und aufklären. Es ſind auch Thränen

kein

kein Beweis überwiegend unangenehmer Empfindungen. Man weint bey unerwarteten oder übermäßigen Freuden; bey einem Glück, das zu groß iſt, um ſtolz ſeiner Kraft es zuſchreiben zu können, oder das ſich hebt durch die Erinnerung des dadurch geendigten Leidens. In der äußerſten Betrübniß, beym ſtarrmachenden, oder alle Triebfedern lähmenden Schmerz, weint man nicht, läßt keinen Seufzer von ſich hören *).

§. 30.

Vom Zorn und einigen verwandten Leidenſchaften.

Wenn nach allen Affecten ſich behaupten läſſet, daß ſie den Menſchen ſeiner Vernunft berauben; ſo iſt doch gewiß, daß ſolches vornehmlich vom Zorn geſagt werden könne. Ira furor brevis eſt. In keinem Affecte pflegen die Menſchen gewöhnlich ſo ſehr ſich zu vergeſſen, ſo ſehr ſich ſelbſt unähnlich zu werden, in der Seele wie in der körperlichen Geſtalt, als im Zorn; in keinem von den vernünftigen Abſichten, die den erſten Antrieb bisweilen hervorbringen, ſo weit ſich zu entfernen.

Eben dies macht die Beſchreibung dieſer Leidenſchaft und ihrer Urſachen ſchwerer. Die Geſetze der Vernunft und Ordnung ſind einfach und übereinſtimmend, und daher auch leichter zu erkennen. Aber die Geſetze der Thorheit und Unordnung, an denen der Zufall ſo viel Antheil hat, unzählig und unter einander widerſprechend.

Wir

*) S. *Robertſon* Hiſt. of Charl V. II. 14. f.

Wir wollen, um deſto leichter eine Erfahrung durch die andre aufzuklären, zuerſt diejenige Art von Zorn betrachten, die aus den Trieben der Natur am unmittelbarſten entſtehen kann; und von welcher die andern immer die Geſtalt annehmen müſſen, um vor der Vernunft, wenn nur noch einige Strahlen derſelben auf ſie fallen, ſich behaupten zu können. Dies iſt der heftige Verdruß über wahre Beleidigungen, d. h. unangenehme und unerlaubte, mit Schuld verknüpfte, d. h. aus Vorſatz oder Nachläſſigkeit entſtandene Handlungen oder Unterlaſſungen. Vorwürfe, Drohungen, Verwünſchungen, in Minen oder Worten ausgedrückt, oder auch gewaltſame Angriffe geben ihn zu erkennen.

Kräften ſich zu widerſetzen, die auf unſer Verderben abzielen, oder doch unſer Wohl ſtöhren; iſt Trieb der Natur, und unter gehörigen Beſtimmungen, Geſetz der Vernunft. Der Zorn iſt alſo in einigen Fällen natürlich und ſchicklich. Er gründet ſich aber nicht immer auf das, was gegenwärtig geſchieht, oder eben geſchehen iſt, allein; ſondern oft auf die wiedererweckten Vorſtellungen ehemaliger Beleidigungen eben deſſelben Menſchen, oder anderer, die aber auf eben die Weiſe anfiengen, eben die Geſinnungen äußerten, wie dieſer itzt. Dieſe Ideenverknüpfung, die bey einem heftigen Eindruck, oder geläufigen und mit einander genau verketteten Ideen ſchnell entſteht, thut insgemein das meiſte beym Zorn. Sie macht nicht nur, daß er bey den geringſten Veranlaſſungen entſteht, und augenblicklich zunimmt; ſondern eben dieſelbe iſt die Urſache, daß er ſo bald die Gränzen der Vernunft überſteiget. Insgemein wird zuerſt das Uebel der That oder Unterlaſſung vergrößert;

dann

dann verſchlimmert ſich das Anſehn der Abſicht; allerhand, oft ſehr wenig mit einander beſtehende Abſichten werden erſt als möglich gedacht, dann zuſammen verwirrt als wahrſcheinlich oder gewiß angenommen; alle übrigen Fehler und Vergehungen des Beleidigers werden aufgeſucht und eingemengt; alle gute Eigenſchaften und Verdienſte deſſelben verdunkeln ſich, oder werden verdächtig. Oft verſchlimmert auch in umgekehrter Ordnung die üble Meynung, die man ſchon von der Perſon hat, das Anſehn der That.

Das Bewußtſeyn, im Zorn ſchon zu weit gegangen zu ſeyn, oder ſelbſt beleidiget zu haben, trägt nicht immer zur Einſchränkung dieſer ausſchweifenden Ideenverknüpfung und zur Mäßigung des Zorns etwas bey. Wenn es zu ſchwach iſt gegen die Eigenliebe: ſo wird es vielmehr ein Antrieb, jene Veränderungen der Vorſtellungen zu befördern, um einige Rechtfertigung ſeines Verhaltens zu Stande zu bringen. Ja, es giebt Menſchen, welche, wenn ſie ſich gegen andere vergangen haben, ſtatt über ſich ſelbſt böſe zu werden, über den ergrimmen, den ſie beleidiget haben; weil er, als der Gegenſtand oder die Veranlaſſung ihres Uebelverhaltens, ihnen verhaßt iſt. Proprium humani ingenii eſt, odiſſe, quem laeſeris, ſagt Tacitus.

Und nun ſind wir ſchon bey der andern Art des Zorns, die mit eingebildeten Beleidigungen anfängt, aber doch bey Gegenſtänden, die ihrer Art nach zu beleidigen fähig ſind. Es iſt leicht zu begreifen, wie Unwiſſenheit oder ſelbſtſüchtige Forderungen machen können, daß man ein gerechtes, aber freylich einem nachtheiliges Verhalten des andern, oder auch eine nicht nur gut gemeynte,

meynte, ſondern einem wirklich vortheilhafte Handlung für eine Beleidigung anſieht.

Endlich geſchieht es nicht ſelten, daß Menſchen in Zorn gerathen über ſolche ihnen unangenehme Ereigniſſe, deren Urſachen entweder ohne alle Erkenntniß, oder doch ohne diejenige Willkühr und Freyheit handeln, die beym vernünftigen Urtheile von Schuld und Beleidigung vorausgeſetzt werden. Wie ein unvernünftiges Thier gegen den Stein in Wuth geräth, der, von einer fremden Kraft getrieben, ihm Schmerz verurſacht hat: ſo handelt auch der Menſch im vernunftloſen Affect. Das Kind ſchlägt das Brett, an welchem es ſich geſtoßen hat. Oft zwar durch das Beyſpiel thörichter Alten dazu angeführt. Aber auch wohl von ſelbſt durch den blinden Naturtrieb gereizt; welcher nicht bloß zum Ausweichen, ſondern auch zum Gegenſtreben beſtimmt, und das Willkührliche und Unwillkührliche für ſich nicht unterſcheiden kann. Der Wilde reißt den Pfeil, der ihn verwundet hat, aus der Wunde, und zerbricht oder zerbeißt ihn mit den Zeichen der grimmigſten Wuth *).

Mehr aus thörigtem Stolz eines Deſpoten, der ſich für den Herrn der ganzen Natur hält, und vom dummen Aberglauben ſeiner Sklaven dafür gehalten wird, als aus blindem Naturtriebe, ließ Xerxes dem Helleſpont Ketten anlegen, und das Meer peitſchen, weil der Sturm ſeine Schiffe zurück getrieben hatte. Dies Beyſpiel iſt nicht das einzige in ſeiner Art.

Heftig

*) *Robertſon* Hiſt. of America I. 351. f.

Heftig ſich auszulaſſen im Zorn, durch Scheltworte oder Gewaltthätigkeiten; dazu ſcheint der Naturtrieb ſchon mechaniſch gegründet zu ſeyn, in den ſtarken Bewegungen der Lebensgeiſter bey körperlichem Schmerz, oder auch in den Vorſtellungen von Gewaltthätigkeit und Verachtung. Dieſer Gewalt ſich zu widerſetzen, dieſer Verachtung oder Gleichgültigkeit ſeine Stärke zu zeigen, ſind Triebe, die nicht gut im Innern verſchloſſen bleiben können. Wenn ſie dennoch, mit Gewalt zurückgehalten, innerlich wüthen: ſo heißt der Zorn Inngrimm; und Groll, wenn ſie ſich ruhig verhalten, in der Erwartung einer bequemern Gelegenheit ſich auszulaſſen.

Es können bey Beleidigungen verſchiedene Gemüthsbewegungen entſtehn; wovon nach Beſchaffenheit der Umſtände, bald die eine, bald die andere, ſtärker wird, und die Geſtalt und Bewegungen des Zorns abändert. Bisweilen geſellt ſich Furcht vor dem, der ſo beleidigen kann, und ſolche Geſinnungen gegen uns hat, oder Furcht vor der Schande, die die erduldete Beleidigung einem zuziehet, zum Zorn; bisweilen Verachtung gegen den, der ſo niederträchtig uns beleidigen konnte; bisweilen Mitleiden wegen der Schande und dem Schaden, den er ſelbſt davon hat.

Die gewöhnlichſte Gefährtinn des Zorns iſt die Nachbegierde; das Verlangen, die unangenehmen Empfindungen, die der andere einem verurſacht hat, auf ihn zurückzutreiben; bisweilen gedoppelt und dreyfach ihm wiederzugeben. Die erſten Anwandlungen dazu kommen vom Inſtinkte zur Vertheidigung und Abtreibung des Unangenehmen. Aber es geſellen ſich insgemein mehrere

Trieb-

Triebfedern hinzu; wovon in einem andern Abſchnitte weiter ſoll gehandelt werden.

Gründe, die dem Zorn und der Rachbegierde ſich widerſetzen, können alle diejenigen Vorſtellungen ſeyn, mittelſt welcher Beleidigungen entweder einem nicht zu ſchaden, oder aus ſolchen Gründen herzukommen ſcheinen, die nicht Haß, vielmehr Mitleiden erregen; oder bey denen doch der Antrieb zur Entrüſtung und Vergeltung Hinderniſſe findet. So erzörnt ſich der Stoiſche Weiſe nicht; weil er nicht beleidiget werden kann, indem, was er allein für gut und zur Glückſeligkeit nöthig hält, die Rechtſchaffenheit, er ganz in ſeiner Gewalt und vor allen Anfällen geſichert glaubt; weil er weiß, daß die Menſchen, die Böſes unternehmen, als elende, bedaurenswürdige Sklaven ihrer Leidenſchaften handeln; weil er alle Menſchen als Mitbürger im großen Staate der Welt, als Theile des Ganzen lieben muß. Anſtalten gegen die Ungerechtigkeit machen, wenn nicht um ſein ſelbſt, ſo doch um anderer willen, mißbilligen und ſtrafen, mit Worten und Handlungen, die den Zwecken angemeſſen ſind, bey ruhigem Gemüthe; dies kann auch der, der vom Affecte des Zorns frey iſt. Mittelſt der Vorſtellung, ſich rächen, dem andern ſeine Ueberlegenheit zeigen zu können, kann der Zorn ein gemiſchter, ja überwiegend angenehmer Gemüthszuſtand werden *).

§. 31.

Furcht und Schrecken, Furchtloſigkeit und Muth.

Der Menſch fürchtet ſich vor künftigen Uebeln, weil er ſie mittelſt der Erfahrung und analogiſcher Schlüſſe vorher-

*) S. Mendelsſohns verm. Schr. II. S. 34. f.

vorherſieht, und mittelſt der Einbildungskraft einige Vorempfindung davon bekömmt. Da ſich andere Arten der Vorherſehung nicht beweiſen laſſen: ſo darf man auch keine andere Gründe der Furcht behaupten. Wo die Erfahrung Beweiſe ſolcher anderer Vorherſehungen oder **Ahndungen** zu geben ſcheint: da wird man zur Erklärung genug haben, wenn man **unmittelbar** unangenehme Eindrücke deſſen, was freylich wohl auf andere Weiſe noch mehr ſchädlich werden kann, aber als ſo etwas itzt noch nicht erkannt wird, ſich gedenket; von der Natur vielleicht zu dem Ende veranſtaltet, daß das empfindende Weſen durch dieſe unangenehme Eindrücke angetrieben wird, der ihm noch unbekannten Gefahr auszuweichen. (§. 8.) Oder die auf Ahndungen gedeuteten Beängſtigungen ſind Beſchwerden des Körpers, oder Anfälle von Schwermüthigkeit aus andern Gründen; die ja wohl bisweilen vor unangenehmen Ereigniſſen oder Nachrichten zufälliger Weiſe vorhergehen können.

Durch unzählige Beyſpiele lehret hingegen die Erfahrung zur Gnüge, wie ſich Menſchen nicht fürchten, wenn ſie **entweder** gar nicht wiſſen, was bevorſteht; **oder** nicht vermuthen, daß es ein Uebel iſt; **oder** wiſſen, daß es kein Uebel für ſie iſt; **oder** glauben, daß es ſie nicht treffen werde; **oder** ſich es als ſo entfernt und ungewiß vorſtellen, daß es zu wenig Eindruck auf ſie macht. Es können alſo auch hier die Extreme ähnliche Wirkungen hervorbringen, viele Einſicht und auch gänzliche Unwiſſenheit furchtlos machen.

Wie alles verſchiedene Seiten hat, und die Art der Vorſtellungen und Ideenverknüpfung bey den Affecten gewöhnlich das Meiſte thut: alſo kommt es auf die

Denkart

Denkart und Gewohnheit auch bey der Furcht insgemein weit mehr an, als auf die wahre Beſchaffenheit der Sache. Es läßt ſich daher von der Furcht oder Furchtloſigkeit eines Menſchen in einem Falle auf ähnliche Gemüthsbeſchaffenheiten, in andern Fällen, aus bloßen objectiven Gründen gar ſelten ſicher ſchließen.

Es giebt Krieger, die den ihnen hundertmal gefährlichen Donner der Canonen, oder den Bliz der feindlichen Schwerter nicht ſo fürchten, als ein anrückendes Gewitter. Und der Matroſe, der ohne Scheu zur See geht, und gelaſſen den heftigſten Sturm abwartet, zittert vor einem muthigen Roſſe *).

Man hat oft geſagt, daß, wer den Tod nicht fürchte, ſich vor nichts zu fürchten habe. Allein außer dem, daß dieſes nicht wahr iſt in Rückſicht auf dasjenige, was als vorhergehend oder nachfolgend mit Grund gefürchtet werden kann, wenn einer auch den Verluſt des Lebens nicht achtet: ſo ſind die Gemüthsbewegungen der Menſchen den wahren Verhältniſſen der Dinge nicht immer ſo gemäß, daß ſie nur kämen, wie ſie nach jenen kommen müßten. Es laſſen ſich noch mehrere Gründe angeben, warum ein Menſch, der, wenigſtens in gewiſſen Fällen, den Tod nicht fürchtet, zaghaft und unentſchloſſen ſeyn kann, bey Unternehmungen, die andern ſehr wenig Bedenken verurſachen. Kann nicht Sympathie für andere bisweilen ſtärker wirken, als die Liebe zu ſeinem eigenen Leben **)? kann nicht die Pflichterkenntniß

*) *Helvetius* de l'Eſprit diſc. III. ch. XXVIII.

**) Et *me, quem dudum* non ulla iniecta movebant
Tela, neque adverſo glomerati ex agmine Graii.
Nunc

niß die natürlichen Antriebe abändern? Mancher iſt bedenklich und eben daher zaghaft, wenn er Zeit zum Beſinnen hat; da ihn ein ſtarker Eindruck übereilen, hinreißen und allen Vorſtellungen der Furcht entziehen kann **).

Die Begriffe von Gefahren ſind, wie alle unſere Begriffe vom Großen und Kleinen, relativ; und der ſtärkere Eindruck kann den ſchwächern abhalten; die eine Gefahr machen, daß man die andere itzt nicht achtet **).

Die

Nunc omnes terrent aurae, ſonus excitat omnis
Suſpenſum, & *pariter comitique onerique timentem*.
Virg. Aen. III. 726. ſeqq.

*) Die Zaghaftigkeit des Herzogs von York Richard, mit dem ſich der Streit der beyden Häuſer um die Engliſche Krone anfieng, bey politiſchen Angelegenheiten, die Hume bemerkt, indem er ihm eine hervorleuchtende perſönliche Tapferkeit zuerkennt, ſcheint aus mehrern dieſer angezeigten Gründe gekommen zu ſeyn.

**) „In dieſer meiner Flucht durch die Wälder (ſchreibt Knox am Ende der Erzählung von ſeiner Flucht von den Chingulaen, unter welchen er von ſeinem 19ten bis zum 38ſten Jahr in einer Art von Gefangenſchaft geweſen) war es wenig oder gar nicht ſchreckhaft für mich, durch die verlaſſenſten Wildniſſe bey Nacht zu reiſen, wovon ehemals die bloße Vorſtellung mich erſchrecken konnte. Wenn ich mich des Nachts ſchlafen legte, von wilden Thieren umrungen, ſchlief ich ſo geſund und ſorgenlos, als je in meinem Hauſe.“ Es verdient freylich dabey angemerkt zu werden, was er dankbar hinzuſetzt, daß es eine Wohlthat Gottes geweſen ſey, die er ihm auf ſein brünſtiges Gebet wiederfahren ließ. Dies war es, wenn man auch nur die natürlichſte Wir-

kungs,

Die Furcht ſchwächt, nach dem Urtheil des Card. von Retz (Mem. II, 255.) unter allen Leidenſchaften den Verſtand am meiſten. Das ungeſchickte Betragen ſonſt verſtändiger Leute in Gegenwart vornehmer Perſonen, auch in ſolchen Dingen, die an ſich ihnen nicht ungewohnt ſind, das Unvermögen der Kinder, in einem ſolchem Falle ſich auf dasjenige zu beſinnen, was ſie noch ſo gut wußten, geben Beweiſe. Eben daher kann es auch kommen, daß einer in wirkliche Gefahr geräth, indem er denenjenigen ausweichen will, die ſeine beunruhigte Einbildungskraft ihm vorſtellt *). Unterdeſſen gilt dies alles eigentlich nur von heftiger Furcht. Mäßige Furcht, indem ſie die Aufmerkſamkeit verdoppelt, kann ſcharfſichtig, vorſichtig und wirkſam machen. Aber wie es vielerley Mittel giebt, ſein Glück und ſeine Sicherheit zu ſuchen, und auch von den Arten des Guten und Böſen die Begriffe verſchieden ſind: ſo beſtimmt auch die Furchtſamkeit an ſich den Character noch wenig; ſondern es kömmt dabey auf die Einſichten, auf die übrigen Gemüthseigenſchaften und äußerliche Situation an. Die Furcht kann den einen gefällig, den andern argliſtig und grauſam, den dritten geizig machen.

kungsart des Gebetes annimmt. S. deſſen Historical Relation of Ceilon part. IV. ch. II.

*) Es ſcheint, daß, um der Gefahr zu entfliehen, die Seele ſich allen Vorſtellungen zu entziehen ſuche; wie Kinder auch die Augen ſich zuhalten, wenn ſie ſich vor Erſcheinungen fürchten. Deſto mehr aber kann die Imagination thun, wenn die Seele nicht ihre thätige Aufmerkſamkeit anwendet.

machen. Sie kann auch in einer gewiſſen Miſchung alle dieſe Wirkungen, oder viele derſelben zuſammen hervorbringen. So wird es vom Character des Card. Mazarin bezeuget *).

Plötzlich erregte Vorſtellungen der Furcht ſetzen in Schrecken. Je plötzlicher und unvermutheter dieſe Vorſtellungen entſtehen, deſto undeutlicher iſt die Erkenntniß, deſto mehrere können ſich vermiſchen, aus einem gedoppelten Grunde, deſto heftiger kann der Schrecken und das Entſetzen werden. Wenn einer in tiefen Gedanken iſt, kann er durch die unbedeutendſte Kleinigkeit erſchrecket werden. So auch, wenn man ſchlummert. Die Diſpoſition des Körpers hat auch auf dieſe Leidenſchaft großen Einfluß. Schwache Nerven machen ſchreckhaft **). Eben ſo ſehr aber auch die Beſchaffenheit der Bilder, womit die Imagination erfüllt iſt, wegen ehemaliger Ein-

*) Mit folgenden Zügen wird er geſchildert in dem Eſprit de la Fronde p. 184. ſeq. *Richelieu* avoit été ferme jusqu' à l'inflexibilité. *Mazarin* fut d'une douceur & d'une affabilité, qui tint trop ſouvent de la molleſſe. C'étoit une ſuite de ſon caractere foible & timide, qui lui faiſoit craindre de ſe perdre en voulant perdre les autres. — Ses ennemis avoient un grand avantage ſur ſes propres amis; la peur tenoit chés lui la place de la bienfaiſance, & quiconque ſavoit s'en faire craindre, étoit ſur de tout obtenir. — Son inſatiable avidité de l'or, qui le deshonoroit comme particulier, le degradoit encore plus comme miniſtre. — Il étoit fourbe, diſſimulé, ſouple, adroit, mefiant.

**) Zückert von den Leidenſchaften, §. 25.

Eindrücke, vorhergehender Unterredung oder Lectüre, oder wegen des Zuſtandes des Gewiſſens. Der Schrecken macht bisweilen ganz unthätig und ſtarr; bisweilen auf die ſinnloſeſte und zweckwidrigſte Art wirkſam.

Bey bevorſtehenden Uebeln ohne Furcht und Schrecken ſeyn, iſt nicht ſchlechterdings einerley mit dem Muth *). Jenes kann daher kommen, daß man von der Gefahr nichts weiß. Dieſer aber entſteht aus der Vorſtellung, daß man Kräfte genug habe, das drohende Uebel zu entfernen oder doch auszuhalten.

Kein Gemüthszuſtand theilet ſich in ſo viele, nach den Gründen, Wirkungen und Gegenſtänden, verſchiedene Arten als der Muth. Der vornehmſte Unterſchied iſt ohne Zweifel dieſer, daß die Vorſtellungen, die einem Muth machen, entweder auf Einſicht und Ueberzeugung, oder auf undeutliche Erkenntniß und Ueberredung ſich gründen. Von jener Gattung iſt der Muth des Weiſen, der aus der richtigen Schätzung der gegen einander gerichteten Kräfte, aus der Vergleichung der nothwendigſten Abſichten, und der beſten Mittel, aus der durch Uebung bewirkten gehörigen Unterordnung der natürlichen Triebe entſtehet. Nach der Beſchaffenheit der Umſtände, wartet derſelbe bald ruhig ab; bald dringt er eilig entgegen; bald wagt er das äußerſte, weil es nicht zu wagen, ein noch gewiſſerer Untergang ſeyn würde; bald weicht er, beſſern Gelegenheiten ſich aufzubewahren, ſeines Werthes ſich bewußt. Kurz, er iſt ſo verſchieden, als die Umſtände, und nur darinn ſich

*) Abbt vom Verdienſte. K. II. Art. II.

ſelbſt immer gleich, daß er nach dieſen ſich richtet. Der Muth, der auf undeutliche Erkenntniß ſich gründet, kann doch auf richtige Vergleichung, auf ein undeutliches, aber richtiges Gefühl ſeiner Kräfte ſich gründen. Dann kann er dem Muthe der Einſicht in den Wirkungen gleichen, und mehr thun, als jener; wenn dort die Vernunft noch nicht die völlige Herrſchaft über die Triebe erlangt hätte. Wenn aber aus bloßer Einbildung und Irrthum, daß etwa die Gefahr zu gering, oder die Kraft dagegen zu groß vorgeſtellt wurde, der Muth entſprungen iſt: ſo wird er der Veränderung und dem Abfalle auch deſto mehr ausgeſetzt ſeyn. Es kann zwar bisweilen der Irrthum tief eindringen, und die Ueberredung hartnäckig werden; ſo wie hingegen durch Verdunkelung der Vorſtellung die gegründeteſte Ueberzeugung ſich verlieren kann. Unterdeſſen darf doch überhaupt auf die Dauer der erſtern weniger gerechnet werden; zumal wenn ſie gegen unangenehme Erfahrungen aushalten ſoll.

Eben dies gilt daher auch von dem Muthe, der auf das Gefühl ſeiner Kräfte, aber ein durch außerordentliche Reize erhöhetes und eben daher nicht dauerhaftes Gefühl ſich gründet; wie dieſes zum Theil der Fall des Betrunkenen iſt.

Es macht ferner einen großen Unterſchied, ob der Muth vom Vertrauen auf äußerliche Hülfe, oder dem Vertrauen auf innere Kräfte herkommt. Jener wird durch nachtheilige Erfolge leicht geſchwächt; dieſer kann darunter wachſen, indem ſie den Antrieb, ſeine Kräfte zu gebrauchen, nur vermehren. So wuchs der Muth Peters des Großen beym Verluſt der erſten Schlachten gegen Karln; indem er einſah, daß er an den Siegen

ſei-

ſeines Feindes ſeine Kräfte zu gebrauchen lernen würde, um ihm endlich ſieghaften Widerſtand zu thun.

Wenn der Muth aus allzugroßer Einbildung von ſich ſelbſt entſteht: ſo macht er verwegen, beleidigend, rachgierig, und bey der Rache unbeſonnen. Carl der XII iſt ein bekanntes Beyſpiel. Und ſo ſchildert auch die Geſchichte den zu lange trotzigen Günſtling der älternden Eliſabeth, den Grafen Eſſex.

Die Eigenliebe und der aus vielerley Gründen den Menſchen gewöhnliche Glaube eines unbedingten Schickſals machen, daß ſie bisweilen ihr gutes Glück als ihnen zugehörig, oder nothwendig mit ihnen verknüpft, anſehen. Die Geſchichte hat es mehrmalen bemerket, wie dieſe Denkart außerordentlichen Muth einflößete. Er kann um ſo viel größer werden; je mehr ſich vom Glück und Schickſal, nach ſolchen undeutlichen Begriffen, als hiebey zum Grunde liegen, erwarten läſſet. Wo aber nicht Gefühl der innern Kraft ſich damit verbindet; da kann dieſe Art von Muth ſchwerlich lange aushalten *).

Gleichwie die Furcht die Kräfte zu benehmen ſcheint; alſo ſcheint der Muth ſie zu verdoppeln. Eigentlich aber hindert nur jene das Gefühl und den Gebrauch

*) Wenn ein älternder Eroberer, wie Karl V, wann ihm ſeine Unternehmungen nicht mehr gelingen wollen, alles dem veränderlichen Glücke zuſchreibt, welches, wie ein flatterhaftes Weib, dem jüngern Lieblinge den Vorzug giebt: ſo iſt es ſehr merklich, daß er ſeiner Eigenliebe ein Kompliment macht. Er würde eine ſolche Betrachtung in der Periode ſeiner glücklichſten Unternehmungen, wenn ſie auch damals mehr Grund gehabt hätte, gewiß übel genommen haben.

brauch derſelben; und dieſer befördert ihn. Man unternimmt nichts, was man für unmöglich hält, oder wovon man ſich einen ſchlimmen Ausgang vorſtellt; da hingegen die lebhafte Vorſtellung des gewiſſen Vortheils macht, daß man die Hinderniſſe nicht achtet. Gewiß iſt es, daß bloß die Furcht Urſache iſt, daß die Menſchen vieles nicht zu thun geſchickt ſind, was außerdem ihre Kräfte gar nicht übertrifft, oft ganz leicht iſt. Auf einem ſchmalen Brette zu gehen, wenn es auf einem ſichern Boden liegt, fällt niemanden ſchwer. Aber wie wenige vermögen es, wenn es über einen tiefen Strohm, oder über Häuſer weggehet? Der Nachtwandler unternimmt dergleichen ohne Schaden, wahrſcheinlich darum, weil er keine Idee von der Gefahr hat, die ſeine Organen erſchüttern und wanken machte, und ſeine Aufmerkſamkeit theilte. Er iſt unglücklich, ſo bald er erwacht, und die Idee der nahen Gefahr bekömmt.

So kann alſo die Gewohnheit auch dadurch etwas leicht machen, daß ſie die Furcht benimmt; und es iſt natürlich, daß, wenn nicht alles, doch viel mehr möglich iſt dem, der da gläubet.

So iſt die Unwiſſenheit den erſten Verſuchen des Genies öfters vortheilhaft, indem ſie zuverſichtlicher macht. Mehrere Einſicht in die Größe des Unternehmens, mehrere Kenntniß deſſen, was andere ſchon geleiſtet haben, und was gefordert werden kann, würden abgeſchrecket haben.

Ein guter Theil der erfochtenen Siege der Griechen und Römer gründet ſich auf den Glauben an die Prodigia und Verheißungen der Prieſter, welche die Feld-

her-

herren zu veranſtalten wußten. Themiſtokles war auch in dieſer Kunſt Meiſter.

Furcht und Schrecken können Muth geben, oder wenigſtens in gewiſſen Fällen eine außerordentliche Anſtrengung der Kräfte bewirken, und machen, daß man glücklich verrichtet, was man bey ruhiger Vergleichung nicht wagen würde; in ſo fern ſie nämlich machen, daß man über einer Gefahr die andre vergißt, beym Eindruck des größern Uebels oder des lebhafter ſich vorſtellenden, das geringere oder ſchwächer vorgeſtellte nicht fühlt. So tragen öfters bey Feuersgefahr Leute ſchwere Laſten, die ſie ſonſt nie zu tragen vermochten; und vom Feinde verfolget, ſpringt einer über Graben, Zäune hinweg, von Höhen herab, vor welchen er ſonſt kraftlos zurück geſunken wäre.

Aus allen dieſen Bemerkungen erhellet zur Gnüge, daß Furchtſamkeit und Muth ſehr relative Eigenſchaften, und mehr Zuſtände, die aus dem Verhältniſſe äußerlicher Umſtände und innerlicher Beſchaffenheiten, als bleibende Eigenſchaften ſind *). Aber doch geht Helvetius gewiß zu weit, wenn er behaupten will, daß alle Menſchen eines gleichen Grades von Muth fähig ſeyn; ſo wie er zu kühn weiter ſchließt, daß, weil alle eines gleichen Grades von Leidenſchaft fähig ſind, ſie auch zu glei-

---

*) Die Geſchichte eines Soldaten des K. Antigonus, der einer der unerſchrockenſten in den Schlachten war, ſo lang er einen Leibesſchaden an ſich hatte, der ihm das Leben verhaßt machte; aber als ihn der König hatte heilen laſſen, ſeine Tapferkeit verlor, iſt aus dem Plutarch bekannt in Pelopidas, K. I.

gleicher Vollkommenheit des Verſtandes geſchickt ſeyn. So künſtlich er auch die gegen ihn gerichteten Beyſpiele aus der Völkergeſchichte zu beſtreiten weiß; ſo müßte man doch die gemeinſten Erfahrungsſätze ableugnen, nach welchen, ſowohl in Anſehung der Kraft als der Reizbarkeit, einige Menſchen die andern weit hinter ſich zurück laſſen; wenn man jener Behauptung beypflichten wollte; oder müßte nur die ſtarken und dabey reizbaren, folglich den kleinſten Haufen der Menſchen gut organiſirt nennen, (ch. XXVI. not. 8.) um den allgemeinen Satz durch einſchränkende Bedingungen zu retten. So viel bleibt zufolge der Erfahrung und der Gründe immer übrig, und iſt merkwürdig genug; daß Menſchen, die bey einer Art der Gefahr äußerſt zaghaft ſind, bey einer andern ganz Muth zu ſeyn ſcheinen. Auch bey deutlicher Einſicht und richtiger Schätzung kann dies Statt finden. Es kömmt nur darauf an, wozu einer hinlängliche Kräfte in ſich fühlet, und was für Arten von Uebeln er an ſich, oder in der Vergleichung am wenigſten, oder am meiſten achtet.

Man kann ſich daher nicht leicht bey allgemeinen Urtheilen ſo ſehr irren, als in Anſehung des Muthes und der Furchtſamkeit. Auch wegen der verſchiedenen Art, wie ſich beyde äußern können, muß dies gelten. Die Furcht kann machen, daß einer ungeſtüm tobt, um Muth zu zeigen, oder um die ihm groß ſcheinende Gefahr geſchwind abzuwenden; und der Muth kann machen, daß ſich einer ſtille verhält, weil keines von beyden ihm — nöthig ſcheint *).

§. 32.

*) Stille ſeyn, iſt nicht immer Blödigkeit. — Ich weiß einen treflichen General, den ſelbſt der Held hochſchätzt, dem er

§. 32.

Von der Reue und Schaam.

Reue iſt nach dem allgemeinſten Begriffe Mißbilligung deſſen, was man gethan hat. Die Urſache des geänderten Urtheils von der Sache ſind die unangenehmen Folgen, die man itzt empfindet oder befürchtet, oder als daher entſtanden einſieht. Dieſe Folgen können allernächſt wegen der Selbſtliebe unangenehm ſeyn, oder wegen der Sympathie, Achtung und Liebe für andre.

Bey einer ſolchen Beſchaffenheit der Vorſtellungen entſteht natürlich der Wunſch, daß das Geſchehene nicht mögte geſchehen ſeyn; der Wunſch, daß es möglich wäre, daſſelbe vernichten zu können.

Wer wenig Sympathie hat, und von dem natürlichen Zuſammenhang der Dinge weniger gerührt wird, kann den Wunſch der Reue dahin einſchränken, daß das Andenken der That in ihm vertilget ſeyn mögte. Wer von Sympathien und Einſichten mehr gerührt wird, findet dabey noch keine Beruhigung, und wünſchet wenigſtens eben ſo ſtark, daß die That auch in dem Andenken anderer ausgelöſcht ſeyn mögte. Bey lebhaften Eindrücken und einiger Verdunkelung der Einſicht geſchiehet es, daß die Seele gegen die verhaßten Vorſtellungen ihren Abſcheu ausläſſet, als ob die ehemals vorhandenen, nun ver-

---

er den Sieg aus den Händen riß. Wenn ſelbiger bey Hofe iſt: ſo verbirgt er ſich in allen Winkeln; beym Angriff aber und an der Spitze ſeines Heeres glühet ſein Auge, und er iſt ganz Thätigkeit. N. Leipz. Miſcell. B. I. S. 84. Velocitas iuxta formidinem, cunctatio propior conſtantiae eſt. *Tacitus.*

verabſcheuten Umſtände noch gegenwärtig wären. Bisweilen artet dieſes in eine völlige Verrückung des Verſtandes aus. Allemal bringt es die Wirkung hervor, daß die verdrüßlichen Vorſtellungen tiefer eingedrückt werden. So nähret und vergrößert der Menſch ſeinen Verdruß, indem er ihn von ſich ſchaffen will.

Alles, was einigermaßen als Urſache des Begangenen ſich darſtellet, wird ein Gegenſtand des Abſcheues und Haſſes. So oft es angeht, den Vorwurf von ſich ſelbſt abzulehnen, und auf andere Dinge ihn zu laden, ſäumt die Eigenliebe nicht, es zu thun.

Es bleibt aber die Reue ſo wenig als andere Affecten in ihren natürlichen Gränzen. Wenn die ängſtlichen und verdammenden Vorſtellungen einmal das Gemüth eingenommen haben: ſo macht man ſich auch Vorwürfe wegen ſolcher Dinge, die es nicht verdienen; und der Haß, den man gegen ſich ſelbſt empfindet, verbreitet ſich über unſchuldige Gegenſtände. Wer erſt ſich ſelbſt nicht mehr gefällt, der findet nicht leicht mehr etwas gutes und liebenswürdiges in der Welt. Was ſoll ihn intereſſiren, wenn er ſich ſelbſt verhaßt iſt? Oder wie ſoll die Sympathie Eindruck machen bey ſo ſtarken, auf das Selbſt ſich beziehenden Gemüthsbewegungen? Doch wenn die Reue nicht ſowohl in Verdruß über ſich, als in Betrübniß und Niedergeſchlagenheit ſich kehret: ſo kann ſie demüthig, billig gegen andere und mitleidig machen.

Die vernünftigſte Wirkung, die die Reue hervorbringen kann, und für welche ſie der weiſe Urheber der Natur ohne Zweifel eigentlich beſtimmt hat, iſt der Vorſatz, künftig dergleichen nicht wieder zu thun, unter ähnlichen

lichen Umſtänden klüger, rechtſchaffener, ſanfter, mäßiger ſich zu verhalten.

Wenn üble Handlungen keine Reue verurſachen ſollen, was muß geſchehen? Man muß ſie entweder nicht für übel halten, oder ſie ſich nicht zuſchreiben *); kürzer, man muß ſie nicht mehr für Fehler und Vergehungen halten.

Könnte denn alſo bey der Ueberzeugung oder dem feſten Glauben, daß alle unſere Handlungen durch äußerliche Urſachen genau beſtimmt ſeyn, noch Reue Statt finden? Oder, damit die Unterſuchung nicht in eine, die Sache ſelbſt verdunkelnde Wortſtreitigkeit ausarte, wollen wir lieber fragen, welche von den bisher entwickelten Beſtandtheilen und Wirkungen der Reue unter jener Vorausſetzung Statt finden würden; mag man ſie Reue, oder mit dem allgemeinen Namen Verdruß nennen? Mißfallen an den Wirkungen einer Sache wird immer Mißfallen an der Sache ſelbſt erzeugen, und dies wird ſich auf die Urſachen derſelben weiter ausdehnen. Und der Wunſch, daß das Geſchehene nicht geſchehen ſeyn möchte; der Wunſch, es vernichten zu können, wird entſtehen, was auch für Vorſtellungen von dem entfernteſten Urſprunge der in einander verflochtenen Urſachen und Wir-

*) Ein Neger von Amnia, der ehemals ein Kaufmann geweſen war, ſagte zu einem Miſſionar: die Negern machten ſich über nichts einen Vorwurf. Wenn ſie um eines Verbrechens willen geſtraft würden: ſo ſuchten ſie die Schuld nicht bey ſich, ſondern alles Böſe ſchrieben ſie dem Teufel zu. Oldend. Geſchichte der Miſſion S. 299.

Wirkungen eintreten; ſo lange das Reſultat noch als übel verabſcheuet wird *). Wenn uns um der Folgen willen unſre Handlungen verhaßt werden; ſo müſſen es auch die Neigungen und Denkarten, woraus jene Handlungen entſprungen ſind. Die Ueberzeugung, daß wir unſere Handlungen nach unſern Entſchließungen einrichten können, und daß dieſe ſich nach unſern Urtheilen richten, gründet ſich aufs Gefühl, und hat mit jener metaphyſiſchen Unterſuchung über die Freyheit, oder die erſten Urſachen unſers ganzen Verhaltens nichts zu thun. Alſo kann auch der Vorſatz der Beſſerung aus dem Mißfallen am Geſchehenen noch immer vernünftiger Weiſe entſtehen.

Aber ſich ſelbſt wird man doch nicht völlig aus eben dem Geſichtspunkte betrachten, als wenn man ſeine Vergehungen für Folgen einer gemißbrauchten Freyheit, einer wahren Selbſtthätigkeit hält? Die Empfindung bey dieſer Selbſtbeſchauung wird nicht ſo leicht in Haß gegen ſich ſelbſt, eher in Traurigkeit oder Mitleiden, übergehen? Kann es nicht auch kommen, daß man die Uebelthat ſelbſt, bey allen den unangenehmen Folgen, die allernächſt daraus entſtehen, nicht mehr für ſo ſchlimm anſieht; eben darum, weil ſie eine Folge aus der Anlage des Ganzen iſt? — Es iſt hier nicht die Abſicht, zu unterſuchen, wie ſich dieſe Vorſtellung zu den ſchärfſten Unterſuchungen der Vernunft verhalten würde; ſondern nur die natürlichen Folgen zu beſchreiben. Allemal heißt uns

---

*) Nam neque mortiferas quisquam minus oderit herbas,
Quod non arbitrio veniunt, ſed ſemine certo.
Manilius.

uns die Vernunft unſer Verhalten nach den uns ſichtbaren Folgen der Handlungen einrichten. Und wenn alſo auch auf die Empfindungen der Reue die angezeigte Streitfrage Einfluß hätte: ſo könnte ſie doch auf die daraus entſtehenden Entſchließungen nicht anders, als bey offenbar thörigten, oder doch höchſt verwegenen Zuſätzen Einfluß haben.

Wie dem auch iſt: ſo wiſſen wir ſo viel, daß wir das Vergangene nicht in unſerer Gewalt haben; das Zukünftige aber in vielen Stücken. Die Reue wird alſo um ſo mehr in den Vorſatz der Beſſerung ſich verwandeln, je mehr die Vernunft dabey wirket. Dem kurzſichtigen Beobachter kann aber eben daher der Schein der Unempfindlichkeit und Reuloſigkeit entſtehen.

Je weniger hingegen die Reue dieſe Wendung nimmt; je mehr aus der Verabſcheuung des Begangenen, das Beſtreben, das Andenken davon zu vernichten, entſteht: deſto mehr iſt zu befürchten, daß durch die Unterdrückung der aus der Handlung ſelbſt entſtehenden Empfindniſſe, das moraliſche Gefühl geſchwächt, und Leichtſinn befördert werde. Zur Reue geſellt ſich oft, als eine der natürlichſten Wirkungen, die Schaam. Sie beſteht in der Beunruhigung, die der Gedanke verurſachet, daß an uns oder unſern Handlungen etwas Verächtliches oder Lächerliches, Kleinheit oder Ungereimtheit iſt, oder zu ſeyn ſcheint. Wie überhaupt unſere Urtheile, beſonders die von Größe und Vollkommenheit, nicht leicht ohne Vergleichung entſtehen: alſo entſpringet auch die Schaam insgemein mittelſt ſolcher Vergleichungen. Wir können uns aber entweder mit andern Menſchen, oder mit Idealen, die wir im Kopfe

haben, mit dem vollkommenſten Weſen, ja mit uns ſelbſt vergleichen, um gedemüthiget und beſchämt zu werden. Die gemeine Sprache hat ſchon Redensarten, in denen die Beobachtung ausgedrückt iſt; daß wir uns vor Gott und Menſchen und vor uns ſelbſt ſchämen. Am leichteſten aber entſtehet die beſchämende Vorſtellung unſerer Unvollkommenheit durch die Urtheile anderer: wenn dieſe ihren Tadel oder Verachtung durch Worte, Minen oder Handlungen zu erkennen geben. Je kleiner und unvollkommener wir uns alsdann gegen den andern vorkommen; deſto größer wird unſere Schaam. Beym hohen Grad dieſes Gefühls, kann der Menſch die Gegenwart oder den Anblick des andern nicht vertragen. Der dabey entſtehende unbeſtimmte Antrieb, ſich geſchwind mehrere Vollkommenheit zu geben, und ſeine Unvollkommenheit, oder wenigſtens das eigene Gefühl derſelben zu verbergen, bringt die **Verwirrung**, die **Verlegenheit**, die ſich in dem Blick und in der Stellung offenbaren, und ohne Zweifel auch das **Errôthen** hervor.

Keinesweges aber ſetzt die Schaam, und noch weniger das angegebene gewöhnliche äußerliche Zeichen derſelben, **Ueberzeugung**, unrecht gehandelt, oder ſonſt die befürchtete Mißbilligung verdient zu haben, voraus. Die bloße Beſorgniß des Mißfallens anderer an uns, bey der gewiſſen Einſicht und feſten Ueberzeugung, es nicht verdient zu haben, bringt zwar das eigentliche Gefühl der Schaam nicht hervor; ob es gleich beunruhigen und wegen unangenehmer Folgen beſorgt machen kann. Aber beym Mangel einer ſolchen Gewißheit und Feſtigkeit, kann doch das Urtheil anderer und die Vorſtellung der Möglichkeit, daſſelbe zu verdienen, ſchaamroth und ver-

wirrt

wirrt machen. Ja, die Furcht eines bloßen Verdachtes, dem zu folge wir uns auf einen Augenblick ſo denken, wie der andere ſich uns vorſtellet, kann, vermöge der Verknüpfung unſerer Ideen und Organen unter einander, daſſelbe bewirken. Auch die Sympathie kann Schaam und Erröthen bewirken. Die Folgen, die für das gemeine Leben und für die richterliche Gerechtigkeit und Klugheit daraus entſtehen, entdecken ſich leicht.

Beym Bewußtſeyn tadelnswürdiger Handlungen oder Eigenſchaften, unter der Vorausſetzung, daß andere ſie beurtheilen, ſich nicht ſchämen; erfordert entweder überhaupt Gleichgültigkeit gegen andere und ihren Tadel; oder eine ſolche Vorſtellung von ſich, in Vergleichung mit den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten anderer, vermöge deren man ſich noch immer auf alle Fälle groß genug gegen ſie vorkömmt. Beſonders ſchämt man ſich nicht, oder weniger vor andern, in Anſehung derjenigen Unvollkommenheiten, die man mit ihnen gemein hat. Denn überhaupt nur einer mehrern Vollkommenheit ſich bewußt zu ſeyn, ſichert nicht immer vor der Schaam. Es kann um ſo viel empfindlicher ſeyn, dem andern einen Fehler entdeckt zu haben; je unangenehmer die Vorſtellung iſt, bis zur Vergleichung mit ihm herab zu ſinken. Eine von mehrern Urſachen, warum die Vorſtellung, daß der Feind unſere Fehler weiß, die Schaam vermehret. Doch alsdann miſcht ſie ſich auch leicht mit Regungen des Zorns. Am eigentlichſten entſteht ſie in Beziehung auf diejenigen, für die wir Ehrfurcht hegen.

So wie, nach den bisherigen Bemerkungen, die Urſachen des Entſtehens und der Verminderung der Schaam

von mancherley Art ſind: ſo können auch die Folgen derſelben auf den moraliſchen Character ſehr verſchieden ausfallen. Bey richtiger Beurtheilung des Werthes der Ehre und dem Gefühl eigener Kraft, wird Verdoppelung des Beſtrebens nach Vollkommenheit daher entſtehen; um den Fehler auf das eheſte zu verbeſſern, und durch vortheilhaftere Eindrücke das Andenken deſſelben zu vertilgen. Bey allzu vielem Mißtrauen gegen ſeine Beſſerungskräfte, kann ſchwermüthige Niedergeſchlagenheit, oder ſchreckhafte Aengſtlichkeit, oder verzweiflungsvolle Verbannung aller Anſprüche auf Achtung und Anſehn daraus entſtehen. Unter der Herrſchaft allzuſtarker Eigenliebe kann der Verſtand ſich verführen laſſen, um die unangenehmen Vorſtellungen und Beſorgniſſe wegzuſchaffen, den Fehler zu vertheidigen, wohl gar zum Vorzuge machen zu wollen, und dasjenige zu verachten, was ihn beſchämen ſollte.

Um von ſo vielen unangenehmen, quälenden Vorſtellungen, als Schaam und Reue mit ſich führen, befreyt zu ſeyn, übernähme der Menſch oft gern ein ſchweres Leiden, litte gern eine Strafe, wenn er nur hoffen könnte, dadurch wieder zur Ruhe zu gelangen. Wer Gemüthsruhe durch Buße ihm zu verſchaffen verſpricht, gießt Oel in ſeine brennende Wunden. — Es würde ihm eine Wohlthat ſeyn, wenn nur der Freund, deſſen Vorwürfe er in ſeinem Gewiſſen ſo unabläſſig ſieht und hört, einmal ſeinen Unwillen an ihm ausließe, recht hart mit ihm redete, und dann ihm zuſicherte, daß nun wieder alles gut, daß es vergeſſen ſeyn ſollte. — Er kann es nicht erwarten, er muß ſeinen Fehler entdecken, ſeine Schande geſtehn. Nun tobts doch nicht mehr ſo in

ihm.

ihm. — Iſt dies alles bloß ein gekünſteltes Spiel der Imagination, oder natürliches Gefühl eines Rechts der Vergeltung?

§. 33.

Von der Verdrüßlichkeit und Schwermüthigkeit.

Sowohl Traurigkeit als Verdruß gründen ſich bisweilen auf Urſachen, die ſich der Seele nicht deutlich offenbaren. Um ſo viel mehr kann allerley, was ſonſt nicht dazu geſchickt ſeyn würde, Anlaß zum Verdruß und zur Betrübniß werden. Wenn man die eigentliche Urſache ſeiner Unzufriedenheit kennt: ſo hütet man ſich eher davor, die im Gemüthe regen, unangenehmen Eindrücke mit unſchuldigen Gegenſtänden ſich verknüpfen zu laſſen, und dieſe für Urſachen jener Unzufriedenheit anzuſehen. Wo aber dieſe Einſicht fehlet: da kann die Imagination mit der Ideenverknüpfung freyes Spiel treiben. Einem Verdrüßlichen kann man kaum etwas ſagen, was nicht wenigſtens eine unangenehme Seite ihm zu haben ſcheint, und oft beleidigt man ihn, indem man aufs redlichſte bemüht iſt, ſich ihm gefällig zu machen. Der Schwermüthige weint bey den natürlichſten Quellen der Freude; es miſcht ſich wenigſtens immer etwas Aengſtliches in ſein Vergnügen.

Der Grund jener Verdrüßlichkeit lieget bisweilen im Körper; in einer Indigeſtion, hypochondriſcher Schwäche und andern von den Aerzten weiter zu erforſchenden Urſachen. In der Seele entſteht der Grund dazu am öfterſten mittelſt einer Menge kleiner unangenehmer Ereigniſſe, die entweder einzeln nicht ſtark genug Eindruck

machten, um als Urſachen einer ſolchen Wirkung gewahr genommen zu werden; oder zum Theil auch von eigener Schuld herkamen, und zu demüthigende Vorſtellungen erregten, um gern angemerkt zu werden. Auch ein einziger Eindruck dieſer Art kann die Wirkung hervorbringen. Die meiſten Menſchen verbergen ſich ihre Fehler, und ſuchen die Urſachen ihrer Unzufriedenheit lieber außer ihnen *).

Die Schwermüthigkeit hat mehrentheils ihren Grund im Körper; in der Vollblütigkeit, Verſtopfung der Abſonderungsgefäße und andern übeln Beſchaffenheiten. Und es läßt ſich begreifen, wie dieſelben körperlichen Urſachen den einen verdrüßlich, und den andern ſchwermüthig machen können; je nachdem einer von ſanfter oder heftiger Gemüthsart, mehr zur Traurigkeit oder mehr zum Zorn geneigt iſt.

Die Traurigkeit verwandelt ſich bisweilen in Schwermüthigkeit, dergeſtalten, daß die Impreſſionen, aus denen die Gefühle der Traurigkeit entſpringen, fortdauern, obſchon das Bewußtſeyn der Urſache ſich verloren hat **).

Wenn der Schwermüthige keine Urſachen ſeines Zuſtandes anzugeben weiß, in dem Gegenwärtigen und Vergangenen: ſo beredt er ſich bisweilen, daß Ahndungen des Künftigen, bevorſtehende Unglücksfälle ihn dazu brin-

---

*) Die Verdrüßlichkeit heißt auch üble Laune. S. einige ſcharfſinnige Bemerkungen darüber in Garve's Anmerkungen zum Cicero von den Pflichten IV. S. 266.

**) S. Sulzers vermiſchte Schriften, S. 214. f.

bringen. Was glaubt der Menſch nicht, um ſich Rechenſchaft geben zu können, von ſeinem Zuſtande? Und Vorherſehungen oder Vorempfindungen der Zukunft zu glauben, ſind wir ohnedem aus mehreren Gründen geneigt.

Es iſt von mehrern ſcharfſinnigen Beobachtern angemerkt worden, daß, beym Anfang der reifenden Jugend, ſonderlich das weibliche Geſchlecht zu einer gewiſſen Schwermuth aufgelegt iſt, die nichts ſchmerzhaftes, aber etwas drückendes, beklemmendes hat, und den Namen einer ſüßen Melancholie zu verdienen ſcheint. In dieſem Zuſtande erweichen die Eindrücke des neuen Frühlings mehr, als ſie ermuntern; mehr eine ſanfte Auflöſung, als neue Lebenskraft ſcheinen ſie zu prophezeihen. Die Lieder der Nachtigall rühren bis in das Innerſte; aber zu voll des Wonnegefühls ſchmachtet das Herz nach Erleichterung, und ſympathiſirt mehr mit den ziehenden Klagtönen, als den hellen Schlägen der Sängerinn. Der Körper, in welchem Alter und Jahreszeit zur gleichen Wirkung zuſammenſtimmen, iſt die vornehmſte Urſache dieſes Gemüthszuſtandes. Dadurch aber, daß Empfindungen und Erwartungen erregt werden, mit denen Ahndungen der Furcht ſowohl als des Vergnügens ſich verknüpfen können, und die durch ihre Dunkelheit und Fremdheit allein ſchon beunruhigend ſeyn müſſen, nimmt die Seele Antheil, und wird Miturſache deſſen, was ſie empfindet.

Der philoſophiſche Redner Thomas *) glaubt, daß in einem ſolchen Gemüthszuſtande jene Mileſiſche

*) Eſſai ſur les femmes.

Mädchen ſich befanden, die, wie von einer Seuche ergriffen, haufenweiſe ſich ſelbſt das Leben nahmen. Die Vermuthung iſt um ſo viel wahrſcheinlicher, da die Geſchichtſchreiber (Plutarch und Gellius *)) ſagen, daß gar keine äußerliche Veranlaſſung als Urſache ſich angeben ließ; und da das Mittel, wodurch dieſer Sucht des Selbſtmordes Einhalt geſchah, die Reinigkeit der Sitten dieſer Mädchen gnugſam beweiſet.

Dies iſt auch die Epoche, in welcher Romanen mit der ſtärkſten Empfindung geleſen werden. Die Sympathie gewährt der Imagination einige Erleichterung; aber auch nur der Imagination, und nur auf kurze Zeit. Denn die gleichſtimmigen Eindrücke häufen ſich eben dadurch. Ernſthaftere Beſchäftigungen des Verſtandes, die die Leibensgeiſter theilen, und edle Gefühle der Seele verſchaffen, können bisweilen, wenn auch nicht von Grund aus heilen, doch unſchädlichere Erleichterungen verſchaffen.

§. 34.

Von der Sehnſucht, Leerheit des Herzens und der langen Weile.

Sehnſucht wird eigentlich durch Gegenſtände veranlaſſet, deren man ſich mit Beſtimmtheit bewußt iſt; und bald mehr durch die Vorſtellungen des Uebels, welches man bey der Trennung von denſelben ſich gedenket; bald mehr durch die Vorſtellungen des Vergnügens, welches man von der Vereinigung, vom Beſitze, ſich verſpricht;

*) S. *Geſneri* Chreſt. Plin. S. 1049. f.

ſpricht; bald durch eine gleiche Miſchung dieſer beyderley Arten von Vorſtellungen. Die Vergrößerung der einen und der andern, die gewöhnliche Wirkung der Leidenſchaft, pflegt hiebey beſonders weit zu gehn. Alle ſchöne Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes, die er je gehabt hat, alles Vergnügen, das man je bey ihm empfunden hat, wird zuſammengenommen; alle Vergleichungen fallen zu ſeinem Vortheil aus, weil man nur an ſeine Vollkommenheiten denket, und lebhaft an ſie denket, und von dieſen zu ſehr eingenommen iſt, um anderer Dinge Vollkommenheiten mit gehöriger Aufmerkſamkeit zu würdigen. Daher die Bemühungen, dem Sehnſuchtsvollen Ergötzungen zu bereiten, ſo ſelten gelingen. Iſt es ein belebter Gegenſtand; ſo iſt man geneigt, ſich vorzuſtellen, daß derſelbe ſich eben ſo ſehr nach uns ſehne, als wir nach ihm; und ſo entſteht Mitleiden und neue Zärtlichkeit für ihn; Inbrunſt und Verlangen vermehren ſich.

Am leichteſten entſteht die Sehnſucht bey Leuten von lebhafter Einbildungskraft, und in ſolchen Situationen, wo die Empfindung wenig angenehme und füllende Eindrücke zuführt; bey Kranken, in müſſiger Einſamkeit, oder ſolchen Geſellſchaften, mit denen man nicht ſympathiſiren kann. Sie läßt ſich daher durch Veränderung des Aufenthaltes und der Geſellſchaft und durch ernſthafte Beſchäftigungen, ſo wie durch Veränderung der Vorſtellungen von den Eigenſchaften und Geſinnungen des Gegenſtandes, wenn dieſe möglich zu machen iſt, bisweilen heben. Aber wo ſie tiefer eingedrungen iſt; da macht man ſich gegen alle neue Eindrücke unempfindlich, und verzehrt alle Kräfte, durch die unnütze Bemühung,

mühung, die Vorſtellung des gewünſchten Gegenſtandes zu realiſiren, und durch Hemmung aller Wirkſamkeit, mittelſt der anziehenden Kraft deſſelben.

Aehnlich der Sehnſucht, aber doch ſchwächer und zugleich unbeſtimmter, iſt das Beſtreben der Seele bey einem Zuſtande, den man Leere oder Leerheit des Herzens nennt. Bey genugſamer Beſchäftigung des Verſtandes und der äußern Sinne, beym Ueberfluſſe äußerlicher Güter, fühlt alsdann die Seele, daß ſie nichts recht intereſſirt, nichts bis zur erwärmenden, füllenden Leidenſchaft rührt. Dieſes Gefühl kann durch die Erinnerung ſolcher füllenden Einflüſſe, die man ehemals empfunden hat, oder auch durch das Andringen irgend eines innern ſtarken Triebes entſtehen, dem der Gegenſtand fehlet, an dem er ſich auslaſſen kann.

So fühlt das Genie dies Leere bey den Werken des Geiſtes, wenn ſie nichts enthalten, was ſeine halb entwickelte Ideale durch Gleichartigkeit anziehen und zur Entfaltung reizen kann; der junge Held, in welchem der Plan zur Eroberung einer Welt liegt, bey dem geſchäftigen Müſſiggange des Hoflebens; und der Patriot, in welchem Kräfte und Anſchläge zu Landesverbeſſerungen ſich entwickeln wollen, wenn er unthätig das väterliche Erbtheil verzehren, oder ein Amt verwalten ſoll, das nur dem Körper, nicht dem Geiſte Nahrung verſchaffet. Der Jüngling fühlt es, wenn die Natur die geſellſchaftlichen Triebe in ihm entwickelt, und er keinen Gegenſtand findet, den er nach ſeiner edlen Denkungsart lieben, den ſeine ſchmachtende Seele ganz in ſich ſchließen kann.

Wenn auf ſolche wahre Gefühle der wirklich vorhandenen Kraft dieſer Zuſtand ſich gründet: ſo kann nichts als die Befriedigung der dunkeln Sehnſucht die Zufriedenheit des Geiſtes herſtellen. Ohne dieſelbe wird ein ermüdendes Streben, eine verderbliche Stagnation, Schwermuth und Auszehrung aus den verſchloſſenen Kräften entſtehen. Oder die andringende Stärke derſelben wird beym Reize unwürdiger Gegenſtände endlich ausbrechen, die, wenn noch edle Regungen übrig ſind, bald Ekel und Reue erzeugen.

Wenn aber nur aus der Erinnerung des ehemaligen Genuſſes dieſe dunkle Sehnſucht entſteht: da kann noch wohl die Vernunft beruhigen, durch den Gedanken, daß nicht das ganze Leben zur ſtarken Empfindung beſtimmt iſt, daß ſtätige Wirkſamkeit bey kälterer Empfindung und weiterer Umſicht auch ihre Vortheile habe.

Wo Natur oder Unterricht den feinern Empfindungen eine genugſame Stärke gegen die Antriebe der äußern Eindrücke gewähren: da befördert das Gefühl der Leerheit des Herzens den Entſchluß, auf die unſichtbaren, aber vollkommenen und ewigen Güter ſeine Wünſche und Vorſtellungen hinzurichten. Aber nicht alle Menſchen ſind vermögend, bey dieſem Entſchluſſe ſich zu behaupten. Wenn die ſinnlichen Triebe nicht überwunden, ſondern nur unterdrückt; wenn die Jdeen der höheren Güter nicht auf tiefe Einſichten und vernünftige Ueberzeugung gegründet, ſondern vielmehr das Werk der erhitzten Jmagination und ſchwärmeriſcher Ueberredungen waren: ſo folgt auf die kurze Erfüllung bald wieder Gefühl der Leerheit; und der Rückfall, wenn er plötzlich iſt, kann auch hier tiefer ſtürzen, als der erſte Anfall.

Wenn

Wenn das unbeſtimmte Verlangen der unzufriedenen Seele nicht ſowohl auf Füllung des Herzens, auf Beſchäftigung der ſtärkern Triebe, als auf Beſchäftigung der Sinne oder der Einbildungskraft geht: ſo heißt der Zuſtand lange Weile. Die Zeit währet lange, wenn man unter unangenehmen Eindrücken, oder beſtändigen Wünſchen nach lebhaftern, ſie zubringt. Wie die Leerheit des Herzens mehr der Betrübniß oder Sehnſucht gleichet: ſo gleicht die lange Weile mehr der Verdrüßlichkeit.

Beſchäftigung iſt dem Menſchen nöthig, (§. 22.) und er findet dieſelbe nicht unter allen Umſtänden dem Zuſtande ſeiner Kräfte und Antriebe angemeſſen. Es iſt alſo die lange Weile ein natürliches Uebel, das einen jeden befallen kann. Aber es zeigt ſich ein großer Unterſchied der Charactere, ſowohl in Abſicht der Umſtände, unter welchen Menſchen lange Weile haben, als auch darinn, wie oft einer davon befallen wird. Alle Menſchen, ſchreibt ein ſcharfſinniger Arzt und Weltweiſer, ſind der langen Weile unterworfen; ein gemeiner Kopf fühlet dieſelbe am meiſten im Umgange mit ſich ſelbſt; ein aufgeklärter am meiſten im Umgange mit andern *).

Der Menſch lebt zwar nicht allein vom Denken. Aber ein gefüllter und lebhafter Kopf findet doch ſo viele Beſchäftigung in ſich ſelbſt; daß ſich nicht begreifen läſſet, wie er eigentliche lange Weile, ſich ſelbſt überlaſſen, oft fühlen könne. Daß ihm aber auch ſonſt gute

*) Zimmermann Abhandl. von der Einſamkeit. S. 14. 19.

te Geſellſchaft verdrüßlich ſeyn und lange Weile machen könne, eben deswegen, weil ſie von der Verfolgung ſeiner eigenen Jdeen ihn abhält, und eine Aufmerkſamkeit von ihm fordert, zu der er ſich zwingen muß; iſt begreiflich. Unterdeſſen kann es auch Schwäche des Denkers ſeyn; Mangel der Gewalt über ſich ſelbſt und ſeine gewöhnlichen innern Antriebe, was da macht, daß Geſellſchaften und Unterredungen, die mit dieſen nicht übereinſtimmen, ihn nicht beluſtigen, ihm lange Weile verurſachen.

Ob Menſchen im Zuſtande der natürlichen Unwiſſenheit oder Wildheit, gleich den Geſitteten, eigentliche lange Weile fühlen; darüber ſcheint man noch nicht einig zu ſeyn. Wenn der Schluß von den Kindern auf jene Erwachſene auch hier gelten darf: ſo muß man ſchon vermuthen, daß ſie wenigſtens innere Diſpoſition zur langen Weile genug haben. Denn die Kinder leiden ſehr von dieſem Uebel. Und wenn auch einige Beobachtungen zur Beſtätigung jener Vermuthung *) auf zu feine Schlüſſe gebaut ſeyn ſollten; ſo kann man doch aus ihrer ſo ſtarken Neigung zu Spielen und andern geſellſchaftlichen Zeitvertreiben immer auch ſchließen, daß ſie den Druck der langen Weile fühlen. (§. 22.) Unterdeſſen ſind allerdings einige Gründe vorhanden, um welcher willen dieſes Gefühl beym Wilden nicht ſo oft entſtehen kann, als bey ausgebildeten Menſchen. Jhre Lebensart iſt mit manchen Beſchwerden verknüpft, durch welche ihre Kräfte erſchöpft

*) *Helvetius* Diſc. III. ch. V.

erſchöpft werden, und lange Ruhe ihnen angenehm wird. Da nur, wo viele Lebensgeiſter ſind, ohne beſtimmte Anwendung, entſteht das unbeſtimmte Verlangen nach Anwendung derſelben, nach Zerſtreuung. Sodann ſind ſie einer einfachen, einförmigen Lebensart gewohnt, haben weniger Ideen zur Vergleichung, und ſind alſo mit der jedesmaligen Situation leichter zufrieden.

Wie es dieſe Gründe mit ſich bringen, ſo lehret es auch die Erfahrung, daß diejenigen Menſchen der langen Weile am meiſten ausgeſetzt ſind, die Kraft und Kenntniß genug haben, um nach abwechſelnden Eindrücken zu ſtreben; aber zu wenig, um ſie ſich ſelbſt zu verſchaffen.

Von den Wirkungen der langen Weile läſſet ſich ſehr vieles ſagen, wenn man alles hieher rechnen will, was der Trieb nach Veränderung und Beſchäftigung, oder die Unzufriedenheit mit einem Zuſtande von zu ſchwachen angenehmen Eindrücken bewirken können. Aber um nicht zu wiederholen, was bey nähern Veranlaſſungen ſchon bemerkt worden iſt, oder noch vorkommen wird, mag die einzige Bemerkung hier genug ſeyn, daß die lange Weile, der Mangel an andern Ergötzungen und Beſchäftigungen, der Völlerey und Unzucht wohl mehr Menſchen zuführet, als die eigentlich darauf abzielenden thieriſchen Triebe. Die lange Weile iſt, nach einer Anmerkung des Herrn Zimmermanns, und den Zeugniſſen zuverläſſiger Reiſebeſchreibungen, Urſache, daß, der heftigen Kälte des Klima ungeachtet, die Neigung für die körperliche Liebe

in Sibirien ſo äußerſt groß iſt. Und nach eben demſelben fallen einſame Mädchen und auf dem Lande gähnende Damen nur aus langer Weile in die Sünde des Fleiſches *).

§. 35.

Von dem Neide, der Mißgunſt und der Schadenfreude.

Vermöge der Sympathie, ſollte der Menſch bey den Vollkommenheiten und dem Glück des andern Freude fühlen, und bey ſeinen Fehlern und Leiden ſich betrüben oder verdrüßlich werden; oder doch nur die entgegengeſetzten Empfindungen haben, wenn er ſich die Sache anders, als ſie iſt, vorſtellt. Aber da die ſelbſtſüchtigen Triebe und Empfindungen insgemein ſtärker ſind, als jene ſympathetiſchen Regungen; ſo kann es kommen, daß ein Menſch des andern Vollkommenheiten mit verwünſchendem Verdruſſe anſieht, ſeine Vortheile ihm mißgönnet, und Freude verſpührt bey dem, was ihm zum Nachtheil gereichet.

So geradezu entſtehen dieſe, nur bey den ſchlechteſten Menſchen gewöhnlichen, Gemüthszuſtände doch nicht; ſondern ſie ſetzen ein großes Verderbniß verſchiedener natürlicher Triebe und Empfindungsarten voraus, um herrſchende Züge im Character zu werden.

Der Trieb zur Vollkommenheit, das Begehren deſſen, was einem gut und nöthig zu ſeyn ſcheint, iſt freylich einem jeden Menſchen natürlich. Aber das Gute, was

*) S. von der Einſamkeit.

was andere haben, ſich wünſchen, iſt noch nicht Neid und Mißgunſt. Man kann es ſich wünſchen, ohne zu wollen, daß es andere nicht haben. Man kann unzufrieden darüber ſeyn, andern nachzuſtehen; aber dies nur ſich zum Antrieb werden laſſen, ſich mittelſt ſeiner Kraft hervorzuthun: ſolche Nacheiferung iſt nicht Neid. Aber Neid und Mißgunſt und Schadenfreude entſtehen, wenn man ſich mehr wünſcht, als man zu erwerben, vielleicht auch nur zu beſitzen, fähig iſt; und dabey unempfindſam genug iſt, um keinen Antheil zu nehmen an dem Vergnügen und Mißvergnügen anderer; wenn man unvernünftig, ohne die natürlichen Verknüpfungen der Dinge in der Welt zu bedenken, Wirkungen ohne Urſachen, Zwecke ohne Mittel will; wenn man zu ſchwach oder zu träge iſt, um ſich empor zu ſchwingen oder zu erweitern, und daher nur bey der Verkürzung oder Einſchränkung anderer ſein Maaß leidlich findet; oder wenn man aus einſeitiger, flüchtiger Beachtung, alles, was einem fehlt, für beſſer hält, als was man beſitzt, und dabey für billig, vor andern eher begünſtigt, als hintangeſetzt zu werden; und endlich, wenn man von dem Character anderer eine ſo ſchlimme Meynung hat, daß man ſogleich Anwendung ihrer Vortheile zu ſeinem Nachtheil befürchtet.

Daher dieſe Gemüthsbewegungen am leichteſten entſtehen, wo Haß und Feindſchaft herrſcht.

Die Wirkungen, die dieſe Leidenſchaften zum Nachtheil des Neidiſchen ſelbſt allernächſt hervorbringen, beſtehen darinn, daß er der ſympathetiſchen Freuden am Wohlergehn anderer verluſtig wird, wofür die Schadenfreude,

freude, die doch mit der Natur zu wenig übereinſtimmt, um reines Vergnügen zu ſeyn, kein hinlänglicher Erſatz iſt; und daß er ſich ermüdet und abzehrt mit der mehrentheils vergeblichen Begierde, andern ihr Gutes zu entziehen, ihre Vollkommenheiten nicht gewahr zu werden, deſſen, was andere beſitzen, ſich zu bemächtigen, ohne es zu verdienen. Weitere Folgen davon ſind Haß gegen den andern, als einen Gegenſtand des Mißfallens und der Furcht; Geneigtheit, bey den geringſten Anläſſen ihn als einen Feind zu behandeln; Bemühung, Haß, Verachtung, nachtheilige Urtheile über ihn bey andern zu erwecken, durch Vergrößerung ſeiner Fehler, Verkleinerung ſeiner Verdienſte, oder gar durch unverſchämte Verläumdung; endlich Leichtgläubigkeit bey dem, was ihm zum Nachtheil gereicht.

§. 36.

Von der Hoffnung und einigen andern mittlern Gemüthszuſtänden.

Unter den mittlern Gemüthszuſtänden, bey denen angenehme und unangenehme Empfindungen faſt in gleichem Grade ſich miſchen, oder beſtändig mit einander abwechſeln, nimmt die Hoffnung billig die vornehmſte Stelle ein; in ſo fern ſie nämlich nicht gewiſſe Zuverſicht iſt, ſondern zwiſchen dieſer und der Verzweiflung und Muthloſigkeit in der Mitte ſteht.

Auch ſo noch iſt ſie eine der mächtigſten Stützen der menſchlichen Schwachheit, eine der beſtändigſten Quellen des Troſtes und der Erquickung. Wie viele Stunden des Lebens würden nicht freudenleer hinfließen,

wenn ſie nicht mit ihren wohlthätigen Einflüſſen ſie erfüllte? Nur alsdenn iſt der Menſch ganz verlaſſen, nur alsdann iſt es ganz aus mit ihm, wenn ihn die Hoffnung verläßt.

Freylich gehört ſie zu den veränderlichſten der menſchlichen Empfindniſſe. Den ſie itzt bis zu dem lebhafteſten Vorſchmack ſeiner kühnſten Wünſche erhoben, und mit Ströhmen von Seligkeiten aus ihrem Füllhorn überſchüttet hat; den ſtürzt ſie oft einen Augenblick darnach in die finſtern Abgründe der Verzweiflung, oder die düſtern Labyrinthe der Ungewißheit herab. Oefter noch ſchwebt ſie zwiſchen den beyden Aeußerſten in einer beſtändigen Ebbe und Fluth.

Auch dies vermindert ihren Werth; daß ſie gegen vorhandene Vortheile oder bevorſtehende Gefahren leicht zu unachtſam und gleichgültig macht; macht, daß man ſich vor den letztern nicht hütet, in der Erwartung einer eingebildeten Hülfe, und jene ausſchlägt, weil man mit größern Erwartungen ſich ſchmeichelt; oder gar, indem man an den Luftſchlöſſern der idealiſchen Glückſeligkeiten baut, wie die Frau mit dem Milchtopfe, den vorhandenen Grund derſelben gewahrlos vernichtet.

Endlich wird ſie unſerer Glückſeligkeit, dem Genuß und der Benutzung eines Glückes, auch dadurch hinderlich, daß ſie unzufrieden macht, wenn ihre zu großen Erwartungen mehr vernichtet als erfüllt werden; ſo wie hingegen angenehme Ereigniſſe um ſo mehr erfreuen, je furchtſamer die Erwartung, je beſcheidener der Wunſch geweſen iſt.

Wie

Wie zweifelhaft aber auch ihr Werth für die menſchliche Glückſeligkeit ſeyn möchte; ſo viel iſt gewiß, daß ſie eine der mächtigſten Triebfedern des menſchlichen Lebens iſt. Ohne die Hoffnung eines glücklichen Ausganges würden viele Bubenſtücke nicht unternommen werden. Aber wie viele gemeinnützige Handlungen würden auch nicht unterbleiben; wenn nur das gegenwärtige Vergnügen, oder nur die nahen und gewiſſen Vortheile allein Triebwerk ſeyn ſollten: wenn nicht allen mächtigen Leidenſchaften ſie mit den ſüßeſten Erwartungen ſchmeichelte? In Hoffnung, ſie noch zu benutzen, fängt der ſelbſtſüchtige Menſch Werke für die Nachkommen an. Zu ſchwach würde ſein Antrieb ſeyn, wenn er nur auf ſeine gewiſſen Vortheile ſehen wollte.

Die Wirkungen der Hoffnung werden aus ihren Gründen begreiflich. Ungewiſſe Erkenntniß der Zukunft iſt ihr Grund. Je beſtimmter die Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge und die künftigen Erfolge iſt; deſto weniger findet die Hoffnung Platz. Bey der Ungewißheit und Unbeſtimmtheit der Vorſtellungen von der Zukunft hingegen, wirket die Imagination nach der Richtung der herrſchenden Leidenſchaften und vorräthigen Ideen. Je lebhafter und voller dieſe iſt; deſto lebhafter und glänzender werden die Gebäude der Hoffnung. Das Kind hat noch keine, oder nur ſchwache, nicht weit ſich erſtreckende Hoffnungen; und auch die Hoffnungen des Greiſes müſſen mäßig ſeyn. Am ſtärkſten ſind die Hoffnungen des Jünglings.

Das iſt, nach dem Helvetius, die Urſache, warum bey ungewiſſer Todesgefahr jener am meiſten

zagt, und dieſer, den die Hoffnung unterſtützt, am wenigſten; bey gewiſſem Verluſt des Lebens aber die Standhaftigkeit des erſtern, weil er weniger zu verlieren hat, weniger Hoffnungen vereitelt ſieht, größer iſt.

Es giebt eine vernünftige und geprüfte Wahrſcheinlichkeit, und eine thörigte, eingebildete, auf Unwiſſenheit und Irrthümer, die der menſchliche Verſtand überwinden könnte, gegründete. Eben dieſer Unterſchied findet bey der Hoffnung Statt.

Alles, was auf die Lebhaftigkeit und die Verbindungen der Ideen Einfluß hat, hat ihn auch auf die Hoffnung. Der Einfluß des Körpers giebt ſich bald genug dabey zu erkennen. Auch die Eigenliebe zeigt ſich mächtig dabey. Die große Meynung, die ein Menſch von ſich hat, macht, daß er ſich nicht nur von den Neigungen anderer zu viel verſpricht; ſelbſt von den lebloſen Kräften erwartet er oft die unwahrſcheinlichſten Begünſtigungen, Ausnahmen von den Naturgeſetzen, ungewöhnliche Hülfe und Errettung. Die Vernunſt vermag wenig, wo der Wunſch den Vorſtellungen das Leben giebt, und die Leidenſchaft ihre Verbindung beſtimmt.

Ein Gemüthszuſtand von mittlerer Natur iſt auch bey der Verwunderung und dem Erſtaunen über das Außerordentliche. Das Ungewöhnliche kann der Neugierde eine angenehme Beſchäftigung gewähren. Aber das Unbegreifliche, Unüberſehbare, Ungewiſſe, wodurch der Lauf der Ideen aufgehalten, ihre Anordnung und Beurtheilung erſchwert, der Geiſt zum Gefühl ſeiner Einſchränkung gebracht wird, auch wohl gar Beſorgniſſe,

niſſe entſtehn, läßt dieſe Beſchäftigung nicht lange ganz angenehm ſeyn.

Verſchiedene Gemüthsbewegungen können ſich dazu geſellen. Furcht und Zaghaftigkeit, wenn der Gegenſtand uns gefährlich ſcheint; wie die Canonen den Wilden, oder das Feuer den Inſulanern, zu denen es Ferdinandus Magellanicus zuerſt brachte. Bewunderung und Ehrfurcht; wenn es die Vorſtellung von vorzüglichen Geiſteskräften erweckt. Alsdann iſt das Gemüth zu allerhand abergläubiſchen Uebertreibungen vorzüglich geſchickt. Wenn außerordentliche Schwäche und Unvollkommenheit in Verwunderung ſetzen: ſo entſtehen bald Haß und Verabſcheuung, oder Mitleiden; bald Selbſterhebung, Stolz und Verachtung.

Ungewißheit iſt an ſich immer ein unangenehmer Gemüthszuſtand. Wenn er zu lange dauert, und die Furcht des Unangenehmen dabey ſehr überhand nimmt: ſo kann er die ſonderbarſten Entſchließungen bewirken. Um nur gewiß zu werden, entſagt der Menſch oft der noch übrigen, aber zu geringen Hoffnung, und bringt von den vielen ihm drohenden Uebeln ſelbſt eines, vielleicht das ſchlimmſte, zur Wirklichkeit. Der Miſſethäter giebt ſich ſelbſt an; und der Geizhals erhängt ſich, aus Furcht zu verhungern.

Wenn nur auf dieſes Leben zu ſehen wäre; ſo könnte der Entſchluß unter ſolchen Umſtänden noch wohl bisweilen vernünftig ſcheinen. Beſſer iſt es doch, den Dolch einmal fühlen, als bey jedem neuen Anfall der Furcht; und ihn dann um ſo viel lebhafter fühlen, wenn ein Augenblick der Hoffnung vorhergegangen war.

§. 37.

Von dem Uebergange aus einem Gemüthszuſtande in den andern, und den damit verknüpften Wirkungen.

In ſo fern bey heftigen Gemüthsbewegungen überhaupt viele Ideen rege ſind, oder doch leicht erreget werden können; ſo iſt Grund zu mehrern Affecten, wo einmal einer iſt. Ein neuer ſtarker Eindruck kann leicht noch ſtärker werden, mittelſt der Aſſociation der vielen ſchon regen Ideen, oder durch die Vermiſchung mit den ſchon vorhandenen Gemüthsbewegungen. Um ſo viel leichter aber kann dieſes geſchehen, wenn die zu den beyderley Gemüthszuſtänden gehörigen Empfindungen und Vorſtellungen etwas Aehnliches haben, oder in ſonſt einem der Vermiſchung ihrer Wirkungen vortheilhaften Verhältniſſe ſtehen. Eine der gemeinſten Erfahrungen iſt, daß beym körperlichen Schmerz, ſo wie beym Verdruß, ein Menſch viel leichter in Zorn geräth. Daß aus dem Mitleiden leicht Liebe entſtehen kann, iſt oben (§. 29.) ſchon bemerkt worden. Außerdem das Mitleiden die eine Art von Liebe, nämlich Wohlwollen, ſchon in ſich faßt: ſo iſt es auch der Erzeugung des Wohlgefallens und des Verlangens nach Gegenliebe dadurch beförderlich, daß wir unſer Wohlwollen lieber an würdige als unwürdige Gegenſtände verwendet glauben, und daher an denſelben Gutes aufzuſuchen und zu erkennen geneigt ſind; und daß wir eher Gegenliebe erwarten, wo wir Dankbarkeit gegründet haben.

Wenn im Gemüthe durch irgend einen Eindruck die Ideen vom Großen rege ſind: ſo können durch dieſelbe allerhand Antriebe erwecket werden, und aus einander

der entſtehen, wenn ſie auch ſonſt keine Aehnlichkeit mit einander haben. Daher ſind die Menſchen in den Zeiten des Krieges, großer Staats- oder Religionsveränderungen, zu allerhand ſtarken Leidenſchaften und kühnen Entſchließungen mehr als ſonſt aufgelegt *).

Die Erfahrung lehrt aber auch, daß Menſchen bisweilen ſehr ſchnell von einem Gemüthszuſtande zum entgegengeſetzten übergehen; nicht nur von der Furcht zur Hoffnung, und umgekehrt; ſondern auch von der Freude zur Traurigkeit, von der Liebe zum Haſſe, und umgekehrt. Die Veränderlichkeit der Dinge in der Welt, oder der Vorſtellungen von dieſen Dingen, bringt es ſo mit ſich. Das merkwürdigſte aber bey dieſer Abwechſelung iſt, daß insgemein die Gemüthsbewegung um ſo viel heftiger wird, wenn ſie auf eine entgegengeſetzte folgt. Dies wird überhaupt aus den Wirkungen des Contraſtes begreiflich (§. 4.). In manchen Fällen auch daher, daß beym erſten Zuſtande einigen Trieben Gewalt angethan

*) *Thomas* Eſſ. ſur. les femmes p. 164. bemerkt, wie zur Zeit der Fronde verſchiedene Prinzeſſinnen an den politiſchen Bewegungen, ſelbſt an den kriegeriſchen Verrichtungen, lebhaft Antheil nahmen; zu gleicher Zeit aber mit eben ſo großem Eifer Werke der Frömmigkeit verrichteten. On cabaloit le matin, & on viſitoit les couvents le ſoir. Jamais on ne vit plus de femmes de la cour ſe faire Carmelites. — Il ſemble, qu'au milieu des troubles les ames ſe portaient à tout avec plus d'impetuoſité, & les imaginations échauffées par tant de mouvements ſe precipitaient également vers la guerre, vers l'amour, vers la religion & vers les cabales. Dieſe Erklärung kann Statt finden; wenn auch gleich Gewiſſenstrieb oder politiſche Abſicht, ſich ein ehrwürdigeres Anſehn zu geben, mitwirkten.

than wird; die alſo um ſo viel heftiger ſich auslaſſen, wenn ſie frey werden, je mehr das innere Beſtreben durch den Widerſtand wuchs. Wenn der Traurige erfreut wird: ſo iſt vielleicht eine gedoppelte Urſache des Wohlbefindens vorhanden, Befreyung vom Uebel und Erlangung eines neuen poſitiven Gutes. Wenn auf Liebe Haß folgt: ſo kommen zur erlittenen Beleidigung, oder was ſonſt die nächſte Urſache davon iſt, noch die Schaam, ſich ſo in ſeinem Urtheile von andern betrogen zu haben, und die Reue, ſo viele Beweiſe der Liebe an einen Unwürdigen verſchwendet zu haben, hinzu. Wenn einer vom Zorn zur Liebe übergeht: ſo kann die Begierde, das Verſäumte einzubringen, das Unrecht gut zu machen, die Antriebe des Wohlwollens vermehren.

Die allerſonderbarſte Erſcheinung hiebey machen die, zufolge ſicherer Zeugniſſe, nicht ſeltenen Beyſpiele vom Uebergang aus der religieuſen Schwärmerey in die wollüſtige *). Die Sache würde unbegreiflicher ſeyn, wenn die religieuſen Empfindungen und Gemüthsbewe-

*) Von der berühmten Eliſab. Barton oder dem ſogenannten heiligen Mädchen von Kent ſ. *Hume* Hiſt. III. p. 191. Unter den Lehren der Wiedertäufer war auch die Vertheidigung der Vielweiberey eine. Und der König von Iſrael, Joh. von Leiden, nahm, um ein gutes Beyſpiel zu geben, deren bis auf 14. Ja, es gieng ſo weit, daß in ganz Iſrael keine Jungfer über 14 Jahre alt mehr zu finden war. S. *Robertſon* Hiſt. of Charl V. II. 355. ſeqq. Vom Jakob Redinger und mehrern ſolchen Charactern ſ. Meiſter über die Schwärmerey. I. S. 71. ff. Von dem Berlinſchen Aftermeſſias, Roſenfeld ſ. die Berlinſche Monatſchrift St. 1. Ueberhaupt aber ſ. hiebey Zimmermanns größeres Werk über die Einſamkeit, Th. II. S. 154. ff.

bewegungen der Menſchen immer aus den rechten Quellen, aus den erhabenen und gereinigten Begriffen von dem höchſten Weſen herkämen; wenn nicht die ſinnlichen und die intellectualen Begriffe in ihrem erſten Urſprunge ſo nahe mit einander verwandt wären *); wenn nicht die Menſchen ſo geneigt und geſchickt wären, den ſchönſten, wenn gleich ſchwächſten Theil ihres Characters, ſich ſelbſt und andern zum Betruge, zum hervorſtechendſten, zur Außenſeite, zur Maske zu machen.

*) Man leſe Düvol's Erzählung von ſeiner mechaniſchen Religiöſität in der Einſiedeley. S. deſſen Leben, nebſt Beylagen. Regenſp. 1784. S. 116. ſeqq.

Zwey=

Zweytes Buch.

Von den Gründen und dem Zuſammenhange der vornehmſten Triebe des menſchlichen Willens.

Abſchnitt I.

Von den Trieben, die bey einzelnen Menſchen Statt finden.

Kapitel I.

Vorläufige Anzeige der verſchiedenen Geſichtspunkte und Meynungen, die hierbey gewöhnlich ſind.

§. 38.

Nothwendigkeit und Schwierigkeiten dieſer Unterſuchungen.

Das vornehmſte Stück der Kenntniß des menſchlichen Willens beſteht in der richtigen Erkenntniß der Gründe und des Zuſammenhangs ſeiner mannichfaltigen Triebe. Ohne dieſelbe iſt man nicht im Stande, vorherzuſehen, was für eine Stärke in dieſem oder jenem Verhältniſſe, was für gute und böſe Wirkungen, unter dieſen

dieſen und jenen Umſtänden, ſich von ihnen erwarten laſſen. Man kann alſo auch ihre Moralität nicht richtig beurtheilen. Ohne dieſelbe weiß man nicht, welches die angemeſſenſten und hinlänglichen Mittel ſeyn, ſie zu ſtärken oder zu ſchwächen.

Dieſe Erkenntniß zu erlangen, muß man, wie überall, Nachdenken über die Natur der Dinge und Erfahrungen mit einander vereinigen. Man muß die Begriffe von den Trieben nach möglichſt genauer und vollſtändiger Beſtimmung entwickeln; um zu ſehen, aus was für Gründen ſie begreiflich werden, vermöge der allgemeinſten Geſetze der menſchlichen Natur. Aber nothwendig müſſen vielbefaſſende Beobachtungen zu den Schlüſſen hinzukommen; weil man außerdem in Gefahr iſt, theils nicht alle Beſchaffenheiten der Sache in Erwägung zu ziehen, theils auch, durch die Unvollkommenheit jener allgemeinen Grundſätze, zu täuſchenden Vorſtellungen der Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit verführt zu werden.

Hieraus müſſen einem jeden, der nur etwas davon verſteht, was es heiße, das Innerſte des Menſchen beobachten, die Schwierigkeiten, die mit dieſen Unterſuchungen verknüpft ſind, überhaupt ſchon einleuchten. Es werden aber dieſe Schwierigkeiten hier insbeſondere noch dadurch vermehrt, daß derſelbe Trieb aus mehrern, oft ſehr verſchiedenen, Gründen entſtehen kann; daß er nach der Verſchiedenheit des Grades und der übrigen Beſtimmungen, in denen er da iſt, Urſache oder auch Wirkung von einem gewiſſen andern Trieb ſeyn kann. So kann die Begierde nach Ruhm und Anſehen eine Folge ſeyn von dem Verlangen, viel gemeinnütziges thun zu können; aber auch die

Urſache des Eifers, gemeinnützige Dinge zu verrichten. Eben dieſe Verſchiedenheit des Verhältniſſes findet zwiſchen der Liebe zum Geld, und dem Beſtreben nach Macht und Anſehen Statt. Nichts iſt daher gefährlicher, als nach einſeitigen Betrachtungen über die Willenstriebe und Neigungen zu urtheilen, und von einem Fall gleich auf den andern zu ſchließen. Freylich muß jeder Trieb, nach der Verſchiedenheit ſeiner Gründe, deren Art und Verhältniſſe unter einander, eine etwas verſchiedene Geſtalt gewinnen. Aber jene zu erforſchen, und dieſe darnach zu beſtimmen, erfordert viele Beobachtungen; die bey der Mühe, die ſich die Menſchen geben, ihre ſchlimme Seite möglichſt zu verbergen, nicht leicht gemacht ſind. Ohnedem ſind viele Gründe zu den Trieben ſchon gelegt, wenn man anfängt, darüber nachzudenken; und die Gewohnheit kann ſie ſo in einander verflochten haben, daß ihre Vereinzelung faſt nicht mehr möglich iſt.

§. 39.

Verſchiedene Hypotheſen von dem Grundtrieb des menſchlichen Willens.

Wie man überhaupt in den Wiſſenſchaften auf wenige Grundſätze, als Grundgeſetze der Natur, wenn es möglich iſt, auf ein einziges, alle beſondere Bemerkungen zurückzuführen bemüht iſt; und dazu um ſo viel mehr ſich berechtigt hält, je mehrere Beweiſe ſich in der That davon finden, daß das Syſtem der Natur, in Anſehung der Grundkräfte und Grundgeſetze, ſehr einfach iſt: ſo haben dieſes auch von jeher viele in Anſehung der Willens-

lenstriebe unternommen, und aus einem einzigen Grund-trieb alle übrigen herzuleiten und völlig begreiflich zu machen geſucht. Dieſer Grundtrieb ſchien ihnen nämlich der Trieb der Selbſtliebe zu ſeyn.

Aber dabey zeigt ſich bald eine große Verſchiedenheit der Begriffe von dieſer für den Grundtrieb erklärten Selbſtliebe. Einige erklären ſich ſo, daß man ſieht, ſie verſtehen darunter den Eigennutz, das beſtändige Beſtreben nach den Vortheilen und Bequemlichkeiten dieſes Lebens (§. 15.). Andere nehmen den Begriff nach ſeinem völligen, der Grundbedeutung des Worts angemeſſenen Umfange; ſo daß Trieb zu jedweder Art von Gütern und Vergnügungen dieſes und jenes Lebens, aus klaren und deutlichen, oder verworrenen und dunkeln Vorſtellungen derſelben entſprungen, darunter zu verſtehen iſt.

Wiederum geben einige ſogleich zu erkennen, daß ſie ſich bey der Selbſtliebe kein einfaches Princip, alſo keinen wahren Grundtrieb denken, ſondern nur einen Generaltrieb, d. h. eine Menge urſprünglich verſchiedener und von einander unabhängiger, nicht aus einander begreiflicher Antriebe, die nur um ihrer Aehnlichkeit oder gemeinſchaftlichen Beziehung willen unter einem allgemeinen Namen zuſammengefaßt werden können *).

Andere aber ſuchen aus dieſen vielen Trieben, bey denen insgeſamt der Reiz in der Vorſtellung eines Nutzens oder Vergnügens für den Wollenden zu liegen ſcheint, das überall unmittelbar reizende auszuleſen, um darnach den Grundtrieb genauer zu beſtimmen.

Nach

*) S. Cruſius Anweiſung vernünftig zu leben, §. 107.

Nach dem Epikur und Helvetius, ſoll dieſer erſte und allgemeine Grundreiz aller Beweggründe in körperlichen Gefühlen liegen *). Aus denſelben ſey er, vermöge der durch Unterricht, Erfahrung und Nachdenken entſtandenen Begriffe von dem Zuſammenhang und den Verhältniſſen der Dinge, übergetragen in alle andere Vorſtellungen. Nach der Verbindung, in welche unſere Ideenadſociation mit jenen urſprünglich angenehmen körperlichen Gefühlen jedwede Sache allmählig gebracht hat, ſcheine ſie uns gut, oder bös, oder gleichgültig. So Freundſchaft, Wiſſenſchaft, Vaterland, Tugend, und alles, wie es Namen haben mag. Alle ſogenannte geiſtiſche, feine, Vergnügungen ſeyen nichts anders, als Genuß jener körperlichen Gefühle; aber nur abgezogener und manchfaltiger gemiſcht.

Dagegen glauben andere, der Grundtrieb des Willens müſſe in dem ſich finden, was der Seele unabhängig vom Körper eigen iſt; und dieſes ſey nichts anders, als ihre Denkkraft oder Vorſtellungskraft. Der Grundtrieb beſtehe alſo im Beſtreben nach Vorſtellung, nach Erkenntniß; von einem Grade der Vollkommenheit derſelben, der Klarheit, Vollſtändigkeit und Deutlichkeit zum andern, von einer Idee zur andern fortzurücken, und ſo immer den Erkenntnißkreis zu erweitern. Einigen heißt er daher auch der Erweiterungstrieb. Zufolge dieſes Grundſatzes, ſind alſo alle körperliche Zuſtände, und weiter alle Dinge und Veränderungen, der Seele angenehm oder

*) S. *Brucker* Hiſt. crit. philoſ. tom. I. 1299. ſeq *Helvetius* de l'Eſprit Diſſ. III. Vergl. *Bonnet* Eſſai analyt. chap. X. XVII.

oder unangenehm; je nachdem ſie ihr jenen Fortgang zu neuen oder vollkommnern Vorſtellungen erleichtern, oder ſie dabey aufhalten oder einſchränken *).

Einige halten den Trieb zur Vollkommenheit entweder überhaupt, oder zur eigenen Vollkommenheit für den Grundtrieb. Vollkommenheit ſoll aber hierbey heißen, bald ſo viel als Realität oder Kraft, bald ſo viel als Zuſammenſtimmung oder Uebereinſtimmung des Manchfaltigen **).

§. 40.

Fortſetzung dieſer Anzeige und Regeln für die folgenden Unterſuchungen.

So einfach aber, denken andere, kann der Grund aller Gemüthsbewegungen und Willensneigungen nicht angenommen werden. Einige, die nicht dagegen ſind, daß man das Innerſte aller Triebe in dem Begriff der Selbſtliebe zuſammenfaſſen könne; halten doch dafür, daß ſowohl in der Seele, als im Körper, eigene, von einander unabhängige, wenigſtens aus einander nicht begreifliche Gründe der Luſt und Unluſt ſich finden. Daß die

*) S. Sulzers Unterſuchung über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, in den vermiſcht. Philoſ. Schriften, Leipz. 1773. Cochius Preisſchrift über die Neigungen, 1769.

**) S. *Carteſ.* de paſſ. animi art. 94. 95. Epiſt. part. I. ep. 6. *Kaeſtner* Reflex. ſur l'origine du plaiſir, in der Hiſt. de l'acad. à Berlin 1749. Wolfs Metaphyſik, §. 404. Mendelsſohns Philoſ. Schriften, Berl. 1767. 8.

die Seele gewiſſe Neigungen allerdings haben würde, geſetzt auch, daß ſie ohne allen Körper, oder doch ohne einen ſolchen Körper wäre, wenn ſie nur Vorſtellungen und Rührungen hätte. Daß ihr aber auch gewiſſe Zuſtände des Körpers, allen Einfluß ihrer eigenthümlichen, nicht auf den Körper ſich beziehenden Triebe bey Seite geſetzt, angenehm ſeyn, und andere unangenehm *).

Die Selbſtliebe allein, mit allem, was man aus ihr ohne Zwang machen kann, ſcheint einigen noch lange nicht der Grund aller Willenstriebe zu ſeyn. Viele ſeyn ganz unabhängig von derſelben; andere rühren zum Theil von ihr her, haben aber daneben auch noch eine andere Quelle. Der Trieb der Hochachtung, der Ehrbegierde, der Freundſchaft und Geſelligkeit, beſonders die moraliſchen Triebe, ſollen dies beweiſen **).

Einige endlich ſind der Meynung, daß man wenigſtens einen aus der Sympathie entſpringenden Trieb des Wohlwollens gegen andere, noch neben den eigentlichen Trieben der Selbſtliebe, annehmen müſſe; wenn man auf eine genugthuende, ungezwungene Weiſe von allen Gemüthsbewegungen und Handlungen der Menſchen Rechenſchaft geben wolle †).

Ueber dieſe verſchiedenen Meynungen entſcheiden zu wollen, mittelſt der metaphyſiſchen Sätze von den Subſtanzen und Kräften, und dem Weſen eines Geiſtes; würde nicht nur über die Gränzen hinausgehen, die dieſem Buche angemeſſen ſind, ſondern unbefangenen Leſern über-

---

*) Theorie des ſentimens agreables, Paris 1749.

**) Shaftesbury, Hutcheſon, Hume, ꝛc.

†) Smith, Rouſſeau, ꝛc.

überhaupt keine Genugthuung gewähren: da jene metaphyſiſche Sätze viel zu ſchwach gegründet ſind, um der Erfahrung vorzugreifen, oder etwas gegen ſie beweiſen zu können.

An dieſe wollen wir uns alſo zuförderſt halten. Was unter allen Verſchiedenheiten, in denen die Geſchichte den Menſchen aufſtellt, ſich in Anſehung ſeiner Triebe und deren Abhängigkeit von einander beſtändig zeigt; kann mit dem zureichendſten Grunde für Natur und Weſen derſelben angeſehen werden. Was nur unter gewiſſen Umſtänden da iſt; kann als Varietät, Modiſication, Ausartung oder Vervollkommnung angemerkt werden.

Uebrigens ſoll unſere Unterſuchung hier noch nicht bis auf die entfernten, außer der Seele ſich findenden Urſachen der Neigungen und Triebe fortgehen; ſondern nur die nächſten Urſachen des Daſeyns und der Wirkungsart eines jedweden Triebes, die in dem Einfluſſe anderer Willenstriebe liegen, erforſchen.

Wie überhaupt in der Natur alles im Zuſammenhange iſt, und eben ſo wirkt; nie ein Ding, für ſich allein aufs genaueſte genommen, die einzige Urſach von etwas heißen kann, wenn es gleich Haupturſache iſt; und ferner auch verſchiedene Dinge, einzeln oder in einer gewiſſen Verbindung, wenn auch nicht völlig, ſo doch einigermaßen, und für unſere unvollkommne Erkenntnißkraft, oft ſo gut als völlig, dieſelbe Wirkung hervorbringen können: alſo darf es auch zum Grundſatz gemacht werden bey der Unterſuchung über die Willenstriebe, daß mehrere, oft ſehr verſchiedene Urſachen und Arten des Urſprungs, bey einem jedweden derſelben allemal zu ver-

muthen ſeyn; und daß nichts ſo leicht von der Gründlichkeit abführen könne, als wenn man bey den Urſachen und der Entſtehungsart ſtehen bleiben wollte, die man aus der ſynthetiſchen Ordnung ſeiner Begriffe herleiten, und etwa mit einigen Beyſpielen, die ſich daraus gut erklären laſſen, beſtätigen kann. Es müßte überhaupt ein ſehr ſonderbarer Einfall ſeyn, der ſich nicht durch einige Fälle rechtfertigen könnte, in der ſo unendlich reichen und manchfaltigen Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Aber nur die größte Uebereinſtimmung aller mit einander vergleichbarer Erſcheinungen entſcheidet den Vorzug der Hypotheſen, und macht unſere Meynungen zu gegründeten Regeln für die Erwartung im künftigen ähnlichen Fall. Die folgenden Betrachtungen werden oft genug Gelegenheit geben, dieſe Gedanken anzuwenden; und denen, für die ſie itzt noch nicht ganz deutlich ſeyn ſollten, ſie weiter aufklären.

Kapitel II.

Von den Trieben, die ſich auf die gröbern ſinnlichen Empfindungen und körperlichen Gefühle beziehen.

§. 41.

Unzweifelhafte Endurſachen dieſer Triebe.

So bald der Menſch gebohren iſt, thun ſich Begierden und Verabſcheuungen in ihm hervor; und die Vernunft läßt uns nicht zweifeln, daß ſie nicht vorher ſchon in ihm gewirkt haben ſollten. Wenn durch eine beſchwerliche

Lage

Lage ein Theil ſeines Körpers unnatürlich zuſammen gedrückt wird; wenn ſcharfe Säfte an ſeinen empfindlichen Fibern nagen; wenn durch grobe Materie oder Ueberfüllung die Lebensbewegungen gehemmt; wenn ſeine verbundenen Theile zu ſehr angeſpannt, oder von einander abgeriſſen werden: ſo macht ein unangenehmes Gefühl ihn unruhig, zwingt ihn, ſich in Bewegung zu ſetzen, wenn er auch ſeinen Kräften keine abſichtliche Richtung zu geben verſteht. So machen Durſt und Hunger, daß das Kind einem Zuſtande, in welchem dieſe Empfindungen unangenehm fortdauern, widerſtrebt, und einen andern Zuſtand, in welchem angenehme Gefühle an jener Stelle treten, oder dieſe doch verſchwinden, ſich zu verſchaffen ſucht. Und ſo erweckt die Natur, ſo oft neue Gefühle im Körper entſtehen, und neue Empfindungen durch die gröbern Sinne der Seele zugeführt werden, immer auch darauf ſich beziehende Triebe; das Angenehme gegenwärtig zu erhalten, oder zufolge der zurückgebliebenen Vorſtellungen und deren Verknüpfung unter einander wieder zu erneuern; das Unangenehme aber zu entfernen, zu ſchwächen, zu vertilgen.

Wenn man alle Umſtände vergleicht, die hierbey entweder in allen Fällen ohne Ausnahme zuſammen kommen, oder doch in den meiſten Statt finden, und dies zwar um ſo viel mehr, je mehr die Natur, ſich ſelbſt überlaſſen, ihre Werke veranſtaltet, oder doch nur durch die Vernunft, das heißt am Ende auch durch ſich ſelbſt, eingeſchränkt: ſo kann man nicht lange über die Abſicht ungewiß bleiben, die unſer gütiger Schöpfer bey der Einpflanzung dieſer Triebe gehabt hat; nämlich mit der möglichſten Erhaltung des Lebens und der Kräfte des

Individuums, und deren Anwendung zum Beſten anderer, die möglichſte Summe der lebhafteſten Vergnügungen zu verbinden. Oder wenn durchaus in der Naturlehre von Abſichten des Schöpfers nichts behauptet werden ſoll, oder der Ton, in welchem vorhergehender Ausſpruch vorgetragen worden iſt, zu hoch angeſtimmt ſeyn ſollte; ſo muß man doch eingeſtehen, daß Erhaltung des Lebens, gemeinnützige Kraftverwendung, Abkürzung des Schmerzes und Zufluß von Vergnügen, Folgen jener Triebe ſind; Folgen, die auf eine im Ganzen beſſere Art hervorzubringen, der weiſeſte Menſch, der ſein Unvermögen hierzu kennt, und der unweiſe, der es nicht kennet, gleich unfähig ſind. Zerſtörung der thieriſchen Maſchine, ehe ſie noch ganz ausgebildet würde, oder höchſtens Pflanzenleben, ohne Genuß, ohne Glückſeligkeit, wäre die Geſchichte des Menſchen; wenn er nicht jene Triebe hätte, erſt als Inſtincte durch Gehirneindrücke erweckt, hernach als Willenstriebe durch klare Empfindung und Vorſtellung gereizt.

Der Gedanke verliert nicht, wenn er durch die einzelnen Arten durchgeführt wird. Aber es würde hier theils zu weitläuftig ſeyn, und ins fremde Gebiete der Aerzte führen; theils auch auf vieles, das nicht leicht jemanden unbekannt ſeyn kann. Nur etwas zur Erläuterung einiger in dem Hauptſatze eingewebter Beſtimmungen. Die angenehmen Gerüche beleben und ſtärken nicht nur die übrigen Sinne und Nervenkräfte, ſo wie die unangenehmen in die Länge die Lebenskräfte ſchwächen; ſondern ſie ſind auch die natürliche Anweiſung, geſunde und ungeſunde Nahrungsmittel von einander zu unterſcheiden. Und geſunde Nahrungsmittel ſind auch

ins-

insgemein von angenehmern Geſchmack, als die zu unſrer Nahrung undienlichen Dinge *).

Ueberhaupt aber belehren uns die Aerzte, daß angenehme körperliche Gefühle, woher ſie auch entſtehn, wenn ſie nur in der Ordnung der Natur entſtehen, die kräftigſten Mittel ſind, alle Lebensbewegungen, Abſonderungen und Vermiſchungen zu befördern, und oft mehr als alle Arzeneyen kräftig, den Saamen einer Krankheit auszutreiben, und die ſchon geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen **). Selbſt bis auf die Seele und das Geſchäfte ihrer Kräfte erſtrecken ſich nicht ſelten die heilſamen Einflüſſe der angenehmen Gefühle im Körper.

§. 42.

Ob eine phyſiſche Erklärung daraus zu folgern?

Aber wiſſen wir nun, wie es damit zugeht, und wo eigentlich der Grund liegt, daß die Empfindung, wenn man ſich in den Finger ſchneidet, ſo ganz anders iſt, als wenn man von einer weichen Hand ſanft geſträuchelt wird; und wieder ſo ganz anders angenehm, wenn man Blüthe riecht, und wenn man Früchte iſſet? Woher das ſo vielfältige Angenehme auf der einen, und das ſo vielfältige Unangenehme auf der andern Seite?

*) *Haller* Prim. Lin. phyſiolog. p. 207. Neque enim in univerſum aut inſalubris aliquis cibus grato eſt ſapore; neque ingrato, qui alendo homini convenit. Im größern Werke ſetzt er hinzu: nec tamen nimium haec ornanda ſunt.

**) Zückert von den Leidenſchaften, §. 9.

Warum dort Wohlgefallen für die Seele und Begierde; hier Mißfallen und Abſcheu? Und beydes in jedwedem Falle ſo und nicht anders beſchaffen *)?

Es iſt kaum begreiflich, daß diejenigen die Frage ſich ſo recht ſollten zergliedert haben, die mit einer oder der andern ganz einfachen allgemeinen Antwort hiebey Auskunſt zu geben vermeynen. Im Fall der angenehmen Empfindung, ſagt man, habe die Seele die Vorſtellung der Vollkommenheit ihres Körpers; vermöge ihres Grundtriebes zur Vollkommenheit befinde ſie ſich alſo in einem Zuſtande des Wohlgefallens. Aber iſt wirklich allemal der Körper in einem Zuſtande der Vollkommenheit, wenn eine angenehme Empfindung erweckt wird; im Zuſtande der völligſten und zweckmäßigſten Uebereinſtimmung ſeiner verbundenen Kräfte? Iſt er es in dem Momente, wo ſüßes Gift — ſüßer Wein im Uebermaaße iſt auch Gift — mit Wohlſchmack in ihn fließt; mehr, als wenn er Arzney einnimmt, deren heilſame Wirkung man bisweilen empfindet, indem der unangenehme Geſchmack noch dauert, u. ſ. w.? Weiß die Seele etwas von dieſer Vollkommenheit des Körpers; braucht ſie es zu wiſſen, um das Angenehme der Roſe, des Apfels, der Abkühlung u. ſ. w. zu empfinden? Das Bewußtſeyn wenigſtens ſagt uns in dem allermeiſten Falle nichts

*) Manche Menſchen können kein Papier zerreißen hören, andere keine Pröpfe zerſchneiden, einige keinen Sammet anfaſſen. Es ſoll Leute gegeben haben, die nicht einmal nahe bey einer in Sammet gekleideten Perſon ſitzen konnten, weil ihnen die bloße Vorſtellung einer Berührung zu viel Angſt verurſachte.

nichts von dieſer Vorſtellung vom ganzen Körper und ſeiner Vollkommenheit.

Aber, ſagt man, ſie kann dunkel da ſeyn, dieſe Perception; und es hat alle Vermuthung für ſich, daß ſie da iſt; weil einmal doch der Körper ſich wirklich in dem Zuſtande der Vollkommenheit befindet, und die Seele durch ihren Körper modificirt wird, oder ihn, wie er iſt, dunkel oder klar empfindet; und dann in ſo vielen andern Fällen dieſer Grund des Vergnügens, das Anſchauen der Vollkommenheit, im helleſten Lichte des Bewußtſeyns erſcheint, nämlich bey den feinern ſinnlichen und den geiſtiſchen Vergnügungen. —

Wenn man alle dieſe Vorausſetzungen gelten läſſet, bey denen noch manches ungewiß iſt: was hat man gewonnen? Iſt eine Erklärung zu gebrauchen, die bey den unzähligen Arten von Erſcheinungen, die eine Gattung mit einander ausmachen, immer nur dieſelbe allgemeine Antwort giebt, ohne vom Eigenen einer jedweden Art im geringſten Grund anzugeben? Weiß man denn nun beſſer, warum die unzähligen angenehmen Gerüche unter einander, und von den übrigen Empfindungen ſo und nicht anders ſich unterſcheiden? —

Soll aber jener Satz von der Vollkommenheit keine Erklärung ſeyn; ſondern nur eine Bemerkung einiger Analogie zwiſchen dieſer Art angenehmer Empfindungen und der übrigen: ſo kann er, wenigſtens als halb erwieſen, angenommen werden.

Giebt die Hypotheſe von dem Beſtreben nach Vorſtellung, oder dem Erweiterungstriebe vielleicht mehrere Aufklärung hiebey? Einigen ſcheint es. Sie glauben, daß die ſchmerzhaften Empfindungen ein aus unzähligen

dunkeln und verworrenen Perceptionen zuſammengeſetztes Gefühl ſey; und daß alſo die Seele ſich eingeſchränkt dabey fühle in ihren weſentlichen Beſtrebungen. — Aber die angenehmen Gefühle ſind nicht weniger zuſammen geſetzt, aus einzeln dunkeln und unter einander verworrenen Perceptionen; und was würden ſie bisweilen noch für einen Reiz übrig behalten, wenn ſie dies nicht, wenn ſie deutlicher wären? Wenn es nur um Wachsthum der Erkenntniß der Seele zu thun wäre: der Zuſtand des körperlichen Leidens iſt oft die beſte Gelegenheit dazu. Und ja, er wird auch dadurch dem Naturforſcher angenehm; aber in einer ganz andern Art angenehmer Empfindungen; und bleibt im ſinnlichen Gefühl immer unangenehm. Endlich erkläret wiederum dieſe Hypotheſe, ſo wie alle andere Verſuche, das Eigene der ſo vielen Arten im geringſten nicht.

§. 43.

Einfluß anderweitig gegründeter Neigungen auf die itzt bemerkten.

So wenig aus den ſonſt ſich offenbarenden Trieben der Seele dieſe von den körperlichen Gefühlen und gröbern ſinnlichen Empfindungen abhängige Neigungen völlig begreiflich werden: ſo gewiß iſt es, daß jene einigen, bisweilen beträchtlichen, Einfluß dabey haben. Es giebt in der That Leute, deren Imagination ſo ſtark auf ihre Empfindungen wirkt, daß bey der Vorſtellung der Schädlichkeit ihnen etwas kaum halb ſo gut ſchmeckt, als wenn ſie es ihrer Geſundheit für zuträglich halten. Das Vorurtheil des Gemeinen und des Vornehmen hat

hat bey andern dieſe Gewalt über ihren ſinnlichen Geſchmack. Sie ziehen das vor, was theuer iſt, und auf großer Herren Tafeln kommt. Am allergewiſſeſten aber iſt, daß die Neigung zu hitzigen Getränken vielmehr von ihrer Wirkung im Gemüth, aus dem ſie Sorgen und andere verdrüßliche Vorſtellungen verjagen, und dafür Gefühle von Kraft und Leichtigkeit erwecken können, und in der Imagination, in welcher die Bilder lebhafter aufſteigen, als von der bloßen Wirkung auf das körperliche Organ herrühren. Der Morgenländer glaubt ſich durch die Kraft des Opiums in himmliſche Wohnungen verſetzt *), und der Wilde fühlt ſich in eben dem Zuſtande der erhöhten Lebenskraft, wenn er betrunken iſt, den er ſucht, wenn er dem Spiel und dem Tanze nachgeht **).

Kapitel III.

Von den Vergnügungen des Auges und des Ohres, und dem Wohlgefallen an ſinnlicher Schönheit überhaupt.

§. 44.

Ob das Weſen der Schönheit ſich auf einen allgemeinen Begriff bringen laſſe. Unterſuchung in Anſehung der einfachſten Gegenſtände.

Wenn ſich von den Gegenſtänden und Veränderungen, die durch Auge und Ohr die Seele ergötzen, und

---

*) Zükert von den Leidenſchaften. Die Perſer lieben die Arten von Wein am meiſten, die am geſchwindeſten berauſchen. *Chardin.*

**) *Robertſon* Hiſt. of America I. 398. ſqq.

und die deswegen ſchön heißen, weiter nichts ſagen ließe, als daß ſie ergötzen; wenn nicht etwas, ihnen allen gemeinſchaftliches und von andern angenehmen Eindrücken ſie unterſcheidendes, bey ihnen ſich fände: ſo würde keiner weitern Unterſuchung der beſondern Gründe, aus denen Neigungen und Abneigungen entſtehen, hierbey gedacht werden dürfen.

Und ſo ſcheint es denn auch einigen in der That zu ſeyn. Sie halten es für unmöglich, einen allgemeinen ausreichenden Begriff von der Schönheit anzugeben, und einen Grund ausfindig zu machen, aus dem allemal das vorzügliche Wohlgefallen an dem, was ſchön genannt wird, entſpringe. Sie glauben, daß daſſelbe theils von gewiſſen nicht weiter erklärbaren Grundgeſetzen der Empfindung, theils von der bey jedwedem Menſchen, doch mehr bey jedwedem Volke, anders beſchaffenen Ideenadſociation herrühre. Daher die ſo unzähligen, ſo unerklärlichen Unterſchiede in den Begriffen von Schönheit und den davon abhängigen Neigungen.

Man muß hiebey zuförderſt einen Unterſchied machen, zwiſchen den einfachen und zuſammengeſetzten Gegenſtänden dieſer Arten von Empfindung. So wie bey einzelnen Farben oder Tönen ſich das, was in der eigentlichſten volleſten Bedeutung Schönheit genannt wird, noch nicht findet: alſo wird auch die Unterſuchung der Urſachen, warum eine Farbe doch ſchon vor der andern, ein Ton vor dem andern gefällt, nicht viel weiter führen, als auf ein eigenes nicht weiter bekanntes Naturgeſetz und auf Ideenadſociation.

Von den Farben kann man ſagen, daß einige dem Auge zu viel Licht auf einmal zuſchicken, blenden, zu

ſtark angreifen; andere dies angenehme Element ihm zu ſehr entziehen, nichts zu ſehen geben; einige hingegen Licht und Schatten ſo gemiſcht enthalten, daß ſie weder zu ſtarke, noch zu ſchwache Eindrücke verurſachen. Und dies fiel denn wohl in den allgemeinen Satz ein, daß das angenehme Gefühl aus der mäßigen, das unangenehme aus der zu ſtarken oder zu ſchwachen Rührung entſpringe; welcher Satz aber freylich eben darum, weil er ſo ganz allgemein iſt, und den beſondern Grund der Arten des Angenehmen und Unangenehmen nicht angiebt, nur wenig befriediget. Und das iſt auch hier noch immer der Mangel jener Hypotheſe von dem Triebe nach Erkenntniß, als dem Grundtrieb. Denn wenn gleich der Umſtand, daß man nichts, oder nichts deutlich gewahr wird, bey zu vielem, wie bey zu wenigem Lichte, anpaßt: ſo iſt doch dieſer Grund viel zu einfach für die Manchfaltigkeit und Verſchiedenheit der Gemüthsbewegungen, die durchs Auge verurſacht werden, ſchon bey den einfachen Gegenſtänden.

Wenigſtens muß man die Ideenadſociation mit dazu nehmen. Die Farben afficiren anders, als ſie an ſich thun würden, wegen der übrigen Eigenſchaften der Dinge, an denen man ſie am häufigſten, oder doch bey ſonſt ſtarken Eindrücken gewahrgenommen hat. Manchmal iſt dies ſo offenbar, daß es ein Menſch von ſich ſelbſt bemerkt, ausdrücklich anzeigt, wie er eine Farbe nicht wohl dulden könne, weil ſie ihn an eine verhaßte Perſon und Begebenheit erinnere; oder in andern Fällen an Dinge, die wir um ihres Geruchs oder anderer Eigenſchaften willen nicht lieben. Im einzelnen Fall aber kann es ſehr ſchwer auszumachen ſeyn, wie vieles davon,

davon, oder von jenem erſtern Grunde, herkomme. Die grüne Farbe wirkt mit mittlerer Stärke; aber ſie iſt auch die Farbe des Frühlings und der ſo vielerley Vergnügen ſchaffenden Gewächſe. Eben ſo kann die ſchon durch ihre Milde angenehme Farbe der Roſe, durch die übrigen Vorzüge dieſer Blume, an Form und Geruch, der Imagination noch reizender werden; das bläſſere Blau, als die Farbe des Himmels; das Weiße, als Zeichen der Reinlichkeit. Das Schwarze iſt gewiß für manche Menſchen durch Ideenadſociation eine ſchöne Farbe; ohne Ideenadſociation ſcheint ſie die unangenehmſte zu ſeyn, am geſchickteſten Kindern Furcht einzujagen *).

Eben dergleichen Bemerkungen laſſen ſich in Anſehung der Töne machen. So wie man Gläſer zerſchreyen kann; ſo iſt kein Zweifel, daß nicht einige Töne die Gehörnerven zu ſtark angreifen, und wie man auch ſagt, dem Ohre wehe thun **). — Aber der Ton der Nachtigall, und der Schall der Trompeten, haben jeder ſein eignes Angenehmes, was dabey noch ganz unerklärt bleibt. Mit dem zureichendſten Grunde kann vieles wieder auf die

*) Man will auch bemerkt haben, daß ſie Blindgebohrnen, denen eben erſt das Geſicht gegeben worden war, gleich beym erſten Anſehn unangenehm geweſen. S. *Burke's* Enquiry into the Origin of our ideas of beautiful, part. 4. Sect. XV. Die Negern ſollen bey frölichen Veranlaſſungen weiße Thiere opfern, bey traurigen ſchwarze; und ſind doch ſelbſt ſchwarz? — Oldendorps Geſchichte der Miſſion, S. 329. Die einzelnen von dieſem Geſchichtſchreiber beygebrachten Facta ſtimmen doch aber mit dieſem Hauptſatze nicht alle überein.

**) *Haller* Prim. lin. phyſiolog. §. 495. ſqq.

die Ideenadſociation gegeben werden. Ton und Stimmänderung gehören zu den vornehmſten Wirkungen und Merkmalen der Leidenſchaften, der angenehmen und unangenehmen Gemüthsbewegungen. Zorn und Liebe und lachender Muth ſind ganz allein dadurch ſo leicht und völlig erkennbar, daß es leicht zu begreifen iſt, warum verſchiedene muſicaliſche Inſtrumente, Trommel und Flöte und Trompete, und ihre verſchiedenen Töne ſo unterſchiedene Gemüthsbewegungen ſo allgemein bewirken können. Aber man hat ſich bey dieſen einfachen Eindrücken auch in Acht zu nehmen, daß man ſie nicht für einfacher halte, als ſie wirklich ſind. Jedweder Klang beſteht aus einer Menge ſchnell auf einander folgender Schläge. Und in den Zeiträumen, in welchen dieſe auf einander folgen, desgleichen in dem Verhältniſſe der mit einander ſich vermiſchenden Töne, haben einige die Unterſchiede reiner und unreiner Töne, und den im folgenden gleich näher anzugebenden Grund des Wohlgefallens an den erſtern, und Mißfallens an den letztern gefunden *).

§. 45.

Vom allgemeinen Weſen der Schönheit bey zuſammengeſetzten Gegenſtänden, der Einheit in der Manchfaltigkeit oder Regelmäßigkeit.

Bey der ſo großen Menge und Verſchiedenheit der von Menſchen für ſchön gehaltenen Dinge, und zwar derjenigen, die am meiſten dafür gelten, der zuſammengeſetztern, ſcheint doch etwas durchgängig ſich zu finden, und

*) S. Sulzers Theorie der ſchön. K. und Wiſſ. Art. Klang.

und daher zum allgemeinen Weſen der Schönheit, und zwar nicht nur der ſinnlichen, ſondern auch der idealen, intellectualen und moraliſchen Schönheit angenommen werden zu müſſen; wenn es gleich in dieſen einzelnen Arten beſondere Beſtimmungen bekömmt, und in einzelnen Fällen nicht immer den einzigen, oder auch nur den vornehmſten Grund des ganzen Wohlgefallens ausmacht; nämlich die Regelmäßigkeit, oder, wie es einige lieber nennen, die Uebereinſtimmung oder Einheit in oder bey der Mannichfaltigkeit. Der erſte Ausdruck iſt gemeiner, und wird daher leichter verſtanden; der letztere dringt etwas tiefer ein, und paßt vielleicht auch mehr auf den ganzen Umfang des Begriffs.

Man verſteht aber unter der Einheit in dem Mannichfaltigen bald Einartigkeit oder Aehnlichkeit; wie z. B. in den Theilen einer Muſik, wo, unter allen Veränderungen der Ausführung, Einheit des Hauptſatzes bleiben muß. Bald verſteht man darunter Gleichheit, oder doch Proportion in der Größe und dem Abſtande der Theile; wie z. E. bey den regelmäßigen Figuren, in den Werken der Baukunſt, in den Buchſtaben der Schrift. Oft ſind beyde Arten von Einheit im Manchfaltigen, Aehnlichkeit und Gleichheit oder Proportionen, beyſammen. So z. B. in den Blättern einer Blume oder eines Baums, den Bäumen einer Allee oder eines Waldes; in einer in Abſicht auf Schönheit beſtmöglichſt geordneten Armee oder Bibliothek. So in den Werken der Dichtkunſt, vermöge des ganzen Baues der Verſe, und beſonders der Endſylben, wenn es Reime ſind; dann der Charactere, Handlung, u. ſ. w.; ſo in der Tanzkunſt und in der Muſik auf manchfaltige Weiſe.

Wenn

Wenn dieſe Begriffe auf die ſchon mehr idealiſche Schönheit des guten Anſtandes angewendet werden: ſo hat man darunter die Einartigkeit und Ebenmäßigkeit, oder kurz, die Uebereinſtimmung der mancherley innerlichen und äußerlichen, nothwendigen und willkührlichen Beſtimmungen, des Alters, Amtes u. ſ. w. und des Ganges, der Kleidung, u. ſ. w. zu verſtehn. Wenn in den wiſſenſchaftlichen Werken Schönheit anerkannt, und durch die Einheit im Manchfaltigen erklärt wird: ſo meynt man die Einheit der Ideen bey der mehrmaligen Anwendung eines Wortes, die Einheit der Grundideen und Theilungsgründe bey der Anordnung und Verbindung der mehrern Begriffe und Lehrſtücke, die Einheit des Mittelbegriffes in Schlüſſen, und die Einheit der Grundſätze im ganzen Syſtem. Und die Tugend endlich ſoll, nach dieſem Grundbegriffe von der Schönheit, darum nicht bloß gut und nützlich, ſondern auch ſchön ſeyn; weil bey allen ihren Aeußerungen ein und dieſelbe letzte Abſicht ſich offenbaret, und gerade diejenige, bey welcher allein alle Naturtriebe am meiſten übereinſtimmen.

Und in Anſehung dieſes Begriffes von der Schönheit läſſet ſich zweyerley doch gewiß nicht leugnen. Einmal, daß bey allen Dingen, die am übereinſtimmendſten für ſchön gehalten werden, die Schönheit vermindert werden würde; wenn entweder die Einheit, oder die Manchfaltigkeit ganz weggenommen würde. Sodann auch, daß Einheit in der Manchfaltigkeit, an ſich betrachtet, allemal Wohlgefallen erwecke, und angenehmer ſey als das Gegentheil.

Jenes lehret die Unterſuchung aller vorher namhaft gemachten Beyſpiele, und aller ähnlichen Fälle. Dieſes

lehret die Erfahrung in Anſehung aller Gattungen von Menſchen.

Dieſe Regelmäßigkeit liebt der Wilde, und zieht ſie, unter übrigens gleichen Umſtänden, dem Gegentheile vor. Er bringt ſie in ſeiner Muſik, ſeinen Tänzen, in dem ſeinen Fähigkeiten entſprechenden Maaße an *); und ſelbſt bey den ſonderbaren Einſchnitten, womit er ſeinen Leib zu zieren glaubt. Kinder geben ſehr früh und beſtändig ihr Wohlgefallen an regelmäßigen Lagen und Verbindungen, an Reimen, an gleichmäßig abwechſelnden Bewegungeu u. ſ. w. zu erkennen.

Daß nicht alles, was dieſe Einheit bey der Manchfaltigkeit in irgend einem Grade an ſich hat, ſchlechthin, oder in jedweder Rückſicht, gefällt; daß die Größe des Vergnügens der Größe der Uebereinſtimmung nicht durchaus gleich iſt; dies hebt den Hauptſatz nicht auf. Denn erſtlich wurde nicht behauptet, daß die Einheit im Manchfaltigen das ganze Weſen jedweder Art von Schönheit ausmache. Es kömmt ohne Zweifel auf die Beſchaffenheit der einfachen Eindrücke, und deren Verhältniß zu den bekannten und unbekannten Grundgeſetzen der Empfindung und des Willens auch an. Die einzelnen Töne, die einzelnen Farben, und ſo Ideen, Sätze, Handlungen, haben ſchon ihre Reize, die einen vor den andern; und

*) Wenn auch wenig Harmonie und Melodie in der Muſik der Wilden ſich findet: ſo iſt doch Tact und Cadence darinne. Und diejenigen, die uns berichten, daß Europäiſche Opernmuſik wenig Glück unter ihnen machen würde, ſagen doch auch, daß unſere militäriſche Muſik Wunder wirken könnte. S. Hiſtoire de Loango, p. 113.

und können daher nicht, bey gleich viel Einheit und Manchfaltigkeit, eine gleiche Wirkung thun. Sodann halten ja oft die mehrern Triebe einander zurück; die Idee des Schädlichen oder nur des Beſſern, das man haben könnte, kann einer Sache ſchon gar viel von ihrem Reize benehmen. Und endlich lehrt die genauere Unterſuchung, daß die Einheit des Manchfaltigen bisweilen nur darum nicht gefällt, weil ſie noch zu wenig da iſt, ſo wie in andern Fällen das Vergnügen mehr Manchfaltigkeit erforderte.

Wenn man z. B. zufolge dieſer Bemerkungen unterſucht, warum uns eine, dem Vorſatze genau angemeſſene, anhaltend übereinſtimmende Unternehmung einer Räuberbande, der Einheit des Manchfaltigen, die ſich dabey findet, ungeachtet, nicht gefällt; oder doch lange ſo ſehr nicht, als eine ganz einfache Handlung eines Menſchen, z. E. der ein armes Kind aus dem Waſſer errettet: ſo iſt die Antwort, daß wir nicht vom bloßen Sehn und Denken leben; an den feinern ſinnlichen und idealen Vergnügungen nicht genug haben zu unſerm Daſeyn und Wohlſeyn. Eine Unternehmung alſo, die den andern angenehmen Empfindungen, die dem Leben und den Erhaltungsmitteln den Untergang droht, kann uns nicht ſehr ergötzen; um der Selbſtliebe willen nicht, wenn ſie uns betrift, um der Sympathie willen, wenn andere. Immer bleibt jedoch dieſes an einer ſolchen, um des Endzwecks und Ausgangs willen verhaßten Reihe von Handlungen, Schönheit, daß Einheit dabey ſich findet. Daß dieſes allgemeine Weſen der Schönheit hierbey nicht ganz ſeine Kraft verliere; beweiſet genugſam das Vergnügen, ſo viele, nicht bösartige Menſchen, juſt an ſolchen

Geſchichten unerlaubter Unternehmungen finden. Sie verabſcheuen die That, aber der Gang der Begebenheiten ergötzt ſie; und er würde ihnen weniger gefallen, wenn weniger Uebereinſtimmung der Handlungen mit den Abſichten da wäre. Aber ganz kann das Laſter eben auch darum nicht gefallen, weil es keine vollſtändige Uebereinſtimmung hat und geben kann, in das Syſtem der nothwendigen Zwecke und Wahrheiten nie ganz einpaßt. Eben ſo gefällt die Einfachheit eines Raiſonnements oder eines Lehrgebäudes auch nicht mehr; wenn ſie größere Vollkommenheiten vertreibt, Vollſtändigkeit der Einſichten, oder ächte dauerhafte Ueberzeugung.

§. 46.

Warum die Regelmäßigkeit oder Einheit in der Manchfaltigkeit gefällt, ohne den Einfluß aſſociirter Ideen?

Die bisherigen Grundſätze werden genauere Beſtimmung und Beſtätigung erhalten, durch die Unterſuchung, **warum** die Einheit bey der Manchfaltigkeit, in ſinnlichen Gegenſtänden, und überhaupt, gefällt. Es laſſen ſich mehrere Urſachen mit Gewißheit angeben, ob ſie gleich nicht allemal zuſammen wirken.

1) Gleichwie die Manchfaltigkeit macht, daß der an ſich angenehmen Eindrücke mehr werden, die Rührung ſtärker wird: alſo macht die Einheit, die dabey iſt, daß das Manchfaltige zuſammen empfindbarer und gedenkbarer wird. Das letztere hat wenig Schwierigkeit. Es iſt bekannt und begreiflich, daß wir uns leichter die Vorſtellung von einem Ganzen machen können, wenn es aus ähnlichen und regelmäßig geordne-

ten

ten Theilen beſteht, wenn ſtätig und gleichmäßig ſeine Veränderungen auf einander folgen, als beym Gegentheile. Und der Erkenntnißtrieb, das Wohlgefallen an vollſtändigen und deutlichen Vorſtellungen, wird alſo mit Recht zu den Gründen, aus denen das Wohlgefallen an der Regelmäßigkeit, und folglich an der Schönheit, entſpringt, gezählt werden dürfen. Was aber die Empfindung anbelangt; ſo iſt man freylich in die Natur derſelben noch nicht ſo weit eingedrungen, daß ſich die Gründe des Angenehmen und Unangenehmen aus dem Verhältniß der Eindrücke zu der Beſchaffenheit der Organen deutlich und genau angeben ließen. Unterdeſſen ſcheint doch als ein Grundſatz angenommen werden zu können, daß Eindrücke unangenehm ſeyn müſſen, wenn ſie dem Beſtreben der Kräfte des Organs entgegen ſind, das ihnen entweder urſprünglich natürlich, oder durch einen andern gleichzeitigen oder vorhergehenden Eindruck bereits hervorgebracht, und noch fortdauernd iſt. Dem zufolge müßten alſo mehrere gleichzeitige oder unmittelbar auf einander folgende Eindrücke durch Gleichförmigkeit und allmählige Abänderung zuſammen angenehm; durch gänzliche oder ſehr große Unähnlichkeit oder plötzlich ſtarke Abänderungen hingegen unangenehm werden. Wenn man z. B. — um die Sache nur unter bekannten Vorſtellungen deutlicher zu machen, und nach einer, wenn nicht erwieſenen, doch auch nicht widerlegten Hypotheſe — annähme, daß die Empfindungen durch gewiſſe Bewegungen in den Organen, ſeyen es Bewegungen der kleinſten Nervenfäſerchen, oder der noch einfachern Elemente und Grundkräfte, erzeugt würden; ſo würde der Grundſatz alſo heißen: Wenn zu Bewegungen von verſchiedener

Richtung oder Geſchwindigkeit zu gleicher Zeit, oder unmittelbar auf einander, die Werkzeuge der Empfindungen gereizt werden: ſo entſteht ein unangenehmes Gefühl. Nämlich was die gleichzeitigen Eindrücke anbelangt: ſo wird in der Phyſiologie für ausgemacht angenommen, daß die Empfindungswerkzeuge, die Nerven und ihre Anfänge im Gehirn, nicht nur wie alles in der Welt, ſondern vielmehr noch, in Gemeinſchaft mit einander ſtehen; dergeſtalt, daß die Veränderung in einem Theil des Nervenſyſtems eine ähnliche, wenn gleich ſchwächere, in mehrern andern Theilen nach ſich zieht. Daraus iſt begreiflich, wie gleichzeitige Eindrücke von ſehr verſchiedener Art, in einem und demſelben Theile der zur Empfindung dienenden Organiſation entgegen geſetzte Reize bewirken können. Dieſe Vermuthungen erhalten noch eine beſondere Beſtätigung, und bey einigen faſt den Anſchein der Gewißheit daher; daß man in dem Werkzeuge des Gehörs einige Aehnlichkeit mit einem muſicaliſchen Inſtrumente, das aus längern und kürzern Saiten beſteht, wahrgenommen hat; daß man alſo ſcheint annehmen zu können, daß in den Nerven in eben dem Verhältniſſe die Eindrücke einander erwecken, wie die Töne in den Saiten *).

Unter

*) In fibris nerveis homotonas oriri vibrationes, uti tremores ſympathici chordarum ſe mutuo excitant. *Haller* Elem. phyſ. L. XV. Sect. III. §. 15. Und in den Prim. lin. p. 495. Elegans conjectura eſt, cum lamina ſpiralis verum triangulum ſit, cui peracutus in vertice angulus eſt, innumeras in ea lamina cogitari poſſe chordas, continuo breviores, quae adeo ad ſonos varie acutos & graves harmonice conſonent. Vergl. Mendelsſohns Philoſ. Schriften, I. S. 156. ſqq.

Unterdeſſen erklären alle dieſe Muthmaßungen, wenn man ſie auch gelten läſſet, immer nur, warum die Nerven bey ſolchen Eindrücken ſo afficirt werden, nicht, warum der Seele gerade eine ſolche Empfindung zu Theil wird *).

2) Ein anderer Grund des Wohlgefallens der Regelmäßigkeit und Einheit bey der Manchfaltigkeit iſt, daß der Seele Anlaß zu mehrerer Beſchäftigung, zur Vergleichung nämlich, und Bemerkung der Aehnlichkeit und Gleichheit, dabey entſteht. Man könnte vielleicht einwenden, daß, wo nicht Aehnlichkeit und Gleichheit iſt, die Seele Verhältniſſe der Verſchiedenheit zu bemerken, und alſo eben ſo viele Beſchäftigung finde. Allein es iſt nicht genug, daß Gegenſtände Beſchäftigung geben können; derjenige, dem ſie dadurch angenehm werden ſollen, muß dieſe Beſchäftigung dabey zu finden wiſſen, und ſie muß dem Zuſtande ſeiner Kräfte angemeſſen ſeyn. So gewiß es nun auch iſt, daß manche Aehnlichkeit ſchwerer zu finden iſt, als manche Verſchiedenheit; und daß einige Menſchen an Aufſuchung der Verſchiedenheiten eben ſowohl Vergnügen haben können, als andere an Vergleichungen: ſo iſt hingegen auch unleugbar, daß letzteres, das Bemerken der Einerleiheit, überhaupt leichter, und dem Menſchen natürlicher iſt. Dies lehrt nicht nur die Erfah-

*) Daher ſchreibt Haller ſelbſt an einem andern Orte: Cur colores iridis nobis pulchri videantur, cur ſonorum certae ſucceſſiones gratae ſint, cur roſae potius quam urticae odor, cur vini magis ſapor placeat, quam ſicerae; de eo quidem non definias. *Element. phyſ.* L. XVII. Sect. II §. 2.

Erfahrung *): ſondern es folgt auch aus der Natur der Sache. Aehnliche Ideen erwecken einander von ſelbſt, und geben dadurch Anlaß zu ihrer Vergleichung. Verſchiedene Ideen aber ſtellen ſich nicht ſo von ſelbſten zu einander, ſondern nur durch Vorſätze oder vorhergegangene Uebungen. Aehnlichkeit unter mehrern Dingen zu bemerken, braucht man nur die eine, aus dem Aehnlichen der mehrern Eindrücke von ſelbſt ſich hervorhebende und aufklärende Idee.

§. 47.

Reize der Regelmäßigkeit und Schönheit, die aus aſſociirten Ideen entſpringen.

Die bisherigen Gründe enthalten die eigenthümlichſten und unmittelbarſten Reize der Schönheit. Aber freylich nicht die mächtigſten in den allermeiſten Fällen; geſchweige denn die einzigen. Die verknüpften, erweckbaren Nebenideen, die überall, auch ſchon bey einzelnen Farben und Tönen, mitwirken, kommen hier vorzüglich in Betrachtung, und zwar

1) die Idee des Nutzens. Für die allermeiſten, allergewöhnlichſten Abſichten, iſt die Regelmäßigkeit vortheilhaft; eben die Regelmäßigkeit, die mit unter den Begriff der Einheit in dem Manchfaltigen gehört. Von der regelmäßigen Figur hängt bald die Beweglichkeit, bald

*) Man wird von Kindern und allen denen, die ſich der natürlichen Ideenknüpfung überlaſſen, viel häufiger einiges Nachdenken verrathende Bemerkungen der Aehnlichkeit, als der Verſchiedenheit hören.

bald die Standfeſtigkeit eines Körpers; von der regelmäßigen Eintheilung die beſte Benutzung des Raumes und der Zeit, oder die ſchnelleſte und ungehindertſte Zuſammenwirkung ab. Auch dies kann ſchon ſeine Beziehung auf den Nutzen mit haben, daß die Regelmäßigket darum gefällt, weil ſie die Vorſtellung von dem Zuſammenhange und übrigen Verhältniſſen des Manchfaltigen erleichtert; und alſo eher in den Stand ſetzt, ſich in die Dinge zu finden, und ſchon durch Schlüſſe vor Irrthum ſich zu bewahren *).

2) Es iſt auch wohl möglich, daß die Idee von **verſtändigen Kräften**, die mit dem Anblick regelmäßiger Einrichtungen ſich natürlich verknüpft, eine von den Urſachen des Wohlgefallens an denſelben wird. Verſtändige Weſen intereſſiren uns immer vorzüglich; weil ſie Aehnlichkeit mit uns haben, und mehr zu denken geben.

3) Hauptſächlich aber entſtehen durch die **Aehnlichkeit**, oder eine dem Ideenſyſtem eingeprägte **Verknüpfung** mit andern Dingen, die um eben dieſer, oder um anderer gröberer, oder auch noch feinerer Reize willen, angenehm ſind, die fremden, aber davon ſo ſchwer zu trennenden, oder auch nur zu unterſcheidenden Reize der Dinge, die durch das Auge oder Ohr der Seele ſich bemächtigen. Hier iſt es vergebens, an vollſtändige Ausführung zu gedenken. Wer zur Unterſuchung aufgelegt iſt, wird auch bald durch eigene Beobachtungen

*) *Hogarth*, Analyſis of Beauty cap. 3. will behaupten, daß bloß wegen der Idee der Nützlichkeit die Regelmäßigkeit gefalle.

auf Entdeckungen geführt werden. Schon bey bloßen Linien und halben Umriſſen kann eine lebhafte Imagination mittelſt der Ideenadſociation, erſtaunliche Wirkungen hervorbringen. Wer zählt alle die Reize, die ſie in den Schall etlicher Worte bisweilen hineinzaubert? Wenn nun erſt der ganze Menſch da ſteht; und jede, auf dieſen allerwichtigſten der ſinnlichen Gegenſtände zielende Leidenſchaft angeregt wird!

Daß Regelmäßigkeit bey der menſchlichen Geſichtsbildung und ganzen Geſtalt an ſich gar nicht Schönheit ſey; nicht von denjenigen, die den natürlichen ſinnlichen Eindruck von der Wirkung der angewöhnten und ſonſt nebenher entſtehenden Ideen zu unterſcheiden wiſſen, dafür gehalten werden müſſe: dies läßt ſich nicht mit hinlänglichen Gründen behaupten *). Wenn übrigens alles gleich iſt; wird die regelmäßige Bildung gewiß das meiſte Wohlgefallen erwecken. Dies zu behaupten, hat man in der Erfahrung Beweiſe genug. Die gemein anerkannten Ideale körperlicher Schönheit und die ausgemachteſten Regeln der bildenden Künſte beſtätigen es. Hingegen iſt auch eben ſo gewiß, daß in den meiſten, oder wohl in allen Fällen, der angenehme Eindruck, den ein Geſicht auf einen Menſchen macht, noch von andern Gründen, und von dieſen oft weit mehr, als von der Regelmäßigkeit herrühre. Die vornehmſten derſelben ſind die Vorſtellungen von den Gemüthseigenſchaften und Zuſtänden, die doch gewöhnlich alle Menſchen gleich aus dem erſten Anblick einigermaßen zu ſchließen ge-

*) Dahin treibt doch ſeine Behauptung Burke in dem oben angeführten Enquiry.

gewohnt ſind; die Vorſtellungen von Gefühlen und Neigungen, die mit den unſrigen übereinſtimmen. Sodann die Vorſtellungen von Verſtandeskräften und Einſichten; auf welche die ſo gewöhnlichen Namen eines einfältigen und verſtändigen Geſichts ſich beziehen. Zu dieſen bis zu einem gewiſſen Grade natürlich-nothwendigen Schlüſſen und Ideenadſociationen, kommen oft noch diejenigen, die auf eines jedweden beſondere Erfahrungen oder Meynungen ſich gründen. Die auf ſolche Weiſe entſtehenden Vorſtellungen erwecken die mit ihnen verknüpften Gefühle; mächtige, bey empfindſamen Gemüthern die ſinnlichen Eindrücke leicht überwältigende Gefühle. Noch mehrere angenehme Eindrücke kann ein Gegenſtand vermöge der Sympathie hervorbringen, in denen, die zu ähnlichen Empfindungen und Strebungen geſtimmt ſind. Und was einige von Ausdünſtungen und elektriſchen Wirkungsſphären liebreizender Perſonen, vom Einathmen der Liebe und andern mechaniſchen Wirkungsarten, vorgeben; ſcheinet auf nicht ganz verwerflichen Gründen zu beruhen *).

§. 48.

Von den Urſachen des Unterſchiedes beym Wohlgefallen an ſinnlicher Schönheit.

Je manchfaltiger und veränderlicher die Gründe einer Neigung ſind; deſto begreiflicher iſt es, wenn die Menſchen dabey einander ſehr unähnlich ſind. So iſt es in

*) S. Scienze metafiſiche dell. abbate *Antonio Genoveſi*. p. 372. ſqq.

in Anſehung des Wohlgefallens an den Dingen, die durch Auge und Ohr reizen, und der daher entſtehenden Begriffe von Schönheit.

1) Schon in der Organiſation, wie ſolche entweder von Natur, oder durch Uebung geworden iſt, muß oft der Grund davon geſucht werden. Aufs Ohr des geübten Tonkünſtlers macht empfindlichen Eindruck, was dem ungeübten Hörer nicht im geringſten merklich iſt. Eben ſo aufs Auge des Mahlers oder geübten Kunſtrichters. Empörende Mißtöne und entzückenden Wohllaut, ſprechende Züge, und die ganze Täuſchung aufhebende Fehlſtriche, wird auf dieſe Weiſe einer gewahr, der andere nicht. Warum ſollte man nicht annehmen dürfen, daß ſolche Unterſchiede der Organiſation auch urſprünglich da ſeyn und machen können, daß der eine gleichgültig bleibt, wo der andere Luſtgefühl, und der dritte beynahe Schmerz empfindet? Warum nicht annehmen dürfen, daß nach dem Grade der Empfindlichkeit das Wohlgefallen an ſtärkern oder ſchwächern Eindrücken ſich richte; und daß darum der Bauer und der Wilde laut tönende, rauſchende Muſik lieben, weil ſie nicht ſo empfindliche und ſchwache Nerven haben, ſondern nur ſo eben recht ſich dabey angeregt fühlen und aufleben?

2) Der Antheil, den die Verſtandeskräfte dabey nehmen, zieht gleichfalls Veränderungen in der Neigung nach ſich. Wer, vermöge urſprünglicher Anlage oder erworbener Ideen, Eindrücke geſchwinder faßt, unter ſich vergleicht und ordnet; dem kann leicht zu viel Einheit, zu wenig Manchfaltigkeit da ſeyn; wo doch vielleicht ein anderer ſich nicht aus der Verwirrung heraus finden, und Zuſammenhang und Einheit entdecken kann.

Ein

Ein Bachiſches Concert, Begeiſterung für den Kenner, iſt Chaos für den Bauer. Einem Kinde wird der Anblick des prächtigſten Gebäudes ſo viel Vergnügen nicht geben, als einige Spielmarken parallel gelegt, oder eine einzige Blume. Es hat nicht das Vermögen, die Theile des erſtern mit unterſcheidendem Bewußtſeyn zu bemerken; geſchweige denn ihre Verbindung zu einem Ganzen ſich zu denken.

3) Die Abſicht auf den Nutzen hat mehrere Beſonderheiten in den Dingen, die fürs Auge und Ohr Schönheit haben ſollen, hervorgebracht, als man nicht immer vermuthet. So hat man in dem, was mit ihrem Körper die Wilden vornehmen, zu vieles auf ihren ſonderbaren Geſchmack gegeben, und für Verzierungen angeſehen, was urſprünglich wenigſtens andere Abſichten hatte, zum Theil noch immer hat. Um ſich ein fürchterliches Anſehen vor dem Feinde zu geben, bemahlen ſie ſich nicht nur, ſondern machen ſich auch zu dieſem Ende allerhand Einſchnitte ins Geſicht, und beſtecken es ſich mit allerhand Dingen *). — Die Schnurbärte der Sol-

*) Ausdrücklich bemerkt dieſes von den Negern in Loango der Verf. der *Hiſt. de Loango*. Pluſieurs, pour ſe donner un air terrible, & par une ſotte oſtentation de fermeté & de courage, ſe font faire des inciſions au viſage, ſur les epaules & ſur les bras. Auch beneiden ſie denjenigen deßwegen, der von den Blattern ſtark gezeichnet worden iſt. Chacun porte envie à celui, que la petite Verole a le plus maltraité. — Das Beyſpiel ſoll auch Europäer zur Nachahmung gebracht haben, die lange unter den Wilden lebten. Und mehr als bloße Bequemung muß das ſcheinen, was von einem

Soldaten und Kutſcher hatten ehedem dieſe Abſicht. — Vor den in unbebauten, waldigten, ſumpfigten Ländern ſo beſchwerlichen Inſekten ſich zu bewahren, iſt es ganz natürlich, daß ſie ſich mit einer künſtlichen Haut, von Fett und Farben, deren Geruch auch bisweilen dieſen Thieren zuwider iſt, ihre Blöße bedecken *). Die Gewohnheit, ſich die Haare abzuſchneiden, entſtund wahrſcheinlich aus der Sorgfalt für die Reinigkeit; oder auch aus der Abſicht, vom Feinde im Kampf nicht durch die langen Haare zu Boden geriſſen werden zu können **).

Und ſo können, wer weiß wie viele, Gewohnheiten, den Nutzen urſprünglich zur Abſicht gehabt haben; aber durch die Nachahmung und Begierde, ſich auszuzeich-

nem Franzöſiſchen Officier, der unter den Wilden in Louiſiana einheimiſch wurde, erzählt wird. Outre une image de la vierge avec l'enfant Jeſus, une grande croix ſur l'eſtomac, avec les paroles miraculeuſes, qui apparurent à Conſtantin, & une infinité de figures dans le gout ſauvage; il avait un ſerpent qui lui faiſait le tour du corps, dont la langue pointue & prete à ſe darder venoit aboutir ſur une extremité, que vous devinerés, ſi vous pouvés. Vermuthlich zum Beweis ſeiner Verachtung gegen die alte Schlange. S. *Voyages au Nord* V. 15 Gelehrte Freunde haben mir bezeugt, daß ſelbſt in Europa die Beyſpiele ſolcher Einfälle nicht ganz ſelten ſeyn.

*) *Robertſon* Hiſt. of america Vol. I. p. 371. ſetzt noch die Abſicht hinzu, ſich vor der gar zu ſtarken, entkräftenden Ausdünſtung bey der Hitze, und der unangenehmen Empfindung der Näſſe in der Regenzeit, zu bewahren.

**) *Plutarch*. Theſeus Cap. 5. *Forſter's* Voyage round the World I. 475.

zeichnen, immer weiter ins Sonderbare hineingetrieben, und zuletzt ganz zweckwidrig, oder doch zwecklos geworden ſeyn *).

4) Daß viele und große Verſchiedenheiten des Geſchmacks aus der Ideenadſociation, die auf Aehnlichkeit oder ſonſtige Verknüpfung ſich gründet, entſpringen, lehret die Erfahrung, und iſt zum Theil ſchon oben (§. 10.) ausgeführt worden. Nur einiges noch zu merken; ſo iſt dies der Grund, warum die natürliche Beſchaffenheit der Dinge in jedwedem Lande den Einwohnern gewöhnlich am meiſten gefällt. Einmal ſchreiben ſich die erſten Eindrücke, die insgemein die lebhafteſten ſind, davon her, und überhaupt alle bisher wirklich empfundene Vergnügungen. Sodann leidet auch die Eigenliebe darunter, wenn man dem Fremden den Vorzug vor ſich und den Seinigen einräumen ſoll. Kein Wunder alſo, wenn dem Neger ſein ſchwarzes glänzendes Geſicht und aufgeſchwollener Mund ſchöner dünken, als die europäiſche Bildung und Farbe; und Kalmucken das Geſicht für das ſchönſte halten, welches die ihnen eigene Bildung, platte Naſe und große Ohren, im hohen Grade beſitzt **). Es kommen oft noch mancherley Urſachen des Nationalhaſſes oder der Verachtung hinzu; um welcher willen

*) Bey den Giaghern, einem äußerſt wilden Volke in Africa, ſollen die Weiber ſich vier Vorderzähne, zwey oben und zwey unten, ausbrechen müſſen, um ihren Männern zu gefallen. Geſchichte von Loango, S. 296. Sind ſie vielleicht mit dieſen Waffen einmal zu gefährlich geweſen?

**) Pallas Nachrichten von den Mongoliſchen Völkerſchaften, I. 99.

willen alles, was einen von dem verhaßten oder verachteten Menſchen unterſcheidet, verſchönert, und Aehnlichkeit mit demſelben, die nicht national iſt, ſchändet. Eine andere weit um ſich greifende Wirkung der Ideenadſociation in dieſer Sache iſt, daß an großen, oder aus irgend einem Grunde ſehr geachteten oder geliebten Perſonen alles leicht gefällt und nachgeahmt wird, auch oft die gröbſten Fehler. So kann ja noch immer der partikuläre, wenn auch noch ſo zufällig entſtandene, Geſchmack einiger Perſonen am Hofe, bisweilen einer einzigen, die verworfenſten Moden wieder aufbringen, und die allerſchicklichſten vertreiben. So iſt der Zufall, daß ein angeſehener, durch große Thaten unter ſeinem Volke ehrwürdig gewordener Mann, einmal ein ungewöhnlich langes Geſicht hatte, vielleicht die Urſache, daß einige Wilde ihren Kindern mit vieler Mühe und vielen Schmerzen den Kopf länglicht zu drücken ſuchen. Es kann auch die Urſache etwas anders geweſen ſeyn, vielleicht Nachahmung der Form eines in Affection genommenen Thieres; vielleicht auch Vorſtellung eines Nutzens. Vielen Einfluß können insbeſondere auch die religieuſen, und überhaupt moraliſchen Begriffe in die Anwendung und Wirkſamkeit des Begriffs vom Schönen haben *).

Da alles ſo viele Seiten hat, und die Menſchen ſo leicht auf einer Seite mit ihren Begriffen und Urtheilen ſtehen bleiben: ſo wird der Ideenadſociation ihre Wirkung um ſo viel leichter; ein einziger Umſtand, eine einzige

*) S. die Abhandlung Ueber das Gefühl vom Schönen, im deutſchen Muſeum 1777.

zige auffallende Vergleichung, kann den Geſchmack entſcheiden. Weiße Zähne, ſagen die Indianer, die ſich die ihrigen färben, ſchicken ſich nur für Hunde und Affen *).

5) Endlich aber kann ſelbſt der gemeinſchaftliche wahre Grundbegriff von der Schönheit, nach welchem Einheit und Manchfaltigkeit beyſammen ſeyn müſſen, ſehr von einander abſtehende Sitten veranlaſſen. Nach der Verſchiedenheit der äußerlichen Dinge, die zum Muſter oder Hülfsmittel dienen, muß die Abſicht, in ſeinen Aufzug, ſeine Figur, mehrere Manchfaltigkeit zu bringen, oft auf ſehr verſchiedene Wege führen. Der Wilde, der wenig oder gar keine Kleider trägt, kann nicht ſeine Kleider zieren; er muß ſeinen Körper unmittelbar auszieren, behängen, bemahlen, durchnähen, Figuren ihm einſtechen; wenn er den Eindruck, den ſeine Perſon machen kann, durch Manchfaltigkeit verſtärken will.

Kapitel IV.

Von den Vergnügungen der Einbildungskraft.

§. 49.

Hauptgattungen dieſer Claſſe und deren Gründe.

Alle Arten von Vergnügungen können einigermaßen in der Einbildungskraft genoſſen werden; und ohne ſie wür-

*) Jves Reiſen, Th. I. S. 61.

würden alle, oder doch die meiſten, von ihren Reizen ſehr viel verlieren. Von ihr kömmt insbeſondere alles Vergnügen, das Erinnerung und Hoffnung gewähren. Hauptſächlich aber heißen Vergnügungen der Einbildungskraft diejenigen, die aus Dichtungen entſtehen. Wenn nun dieſe Geſchöpfe der Einbildungskraft eben die Beſchaffenheiten an ſich haben, die bey der wirklichen Gegenwart und Empfindung angenehm ſind: ſo iſt keine weitere Unterſuchung nöthig, warum ſie es auch hier ſeyn. Sie können es bisweilen weniger ſeyn, wenn Sehnſucht nach lebhafterer Empfindung, nach völligem Genuſſe, entſteht. Es kann aber auch das Vergnügen des idealen Genuſſes größer ſeyn, als die Luſt der wirklichen Empfindung; indem die Imagination, ein Koch, ſagt der Landprieſter von Wackefield, der ſich vollkommen nach eines jeden Geſchmack zu richten weiß, alles Unangenehme der Sache wegläßt; oder die der Zeit oder dem Raume nach zerſtreuten Schönheiten und Annehmlichkeiten zuſammenrückt; vielleicht auch, weil die Seele hierbey mehr ihre eigene Kraft gewahr wird, als bey der Empfindung äußerlicher Eindrücke.

Aber wie kömmt es, daß ſo vieles bey der bloßen Vorſtellung und Beſchreibung Vergnügen ſchaft, was man verabſcheut und flieht, wenn es einem wirklich begegnet; ſchreckliche Geſpenſter und Mordgeſchichten, Erzählungen von Reiſen voller Gefahren und Plagen? Mehrere Urſachen müſſen zuſammengenommen werden, um die Sache unter allen Umſtänden zu begreifen, unter denen ſie ſich zeiget. Erſtlich afficirt die bloße Vorſtellung nicht, wie wirkliche Gegenwart und Empfindung; es leidet niemand Hunger und ſtirbt niemand,

wenn

wenn Hungersnoth und Mordthaten beſchrieben werden; die Vorſtellungen ſind unſchädlich. Da es aber doch Vorſtellungen ſind, die ſtark angreifen; ſo erwecken ſie ein lebhafteres Gefühl unſerer Kräfte, einen ſchnellern Umlauf des Geblüts, und können alſo zum Theil auf eben die Weiſe angenehm werden, durch die hitzige Getränke, und Bewegung gebende Zeitvertreibe es werden *).

Noch mehr aber werden ſie es dadurch, daß allerhand angenehme Vorſtellungen ſo ſehr dabey gehoben und lebhafter empfunden werden. Insgemein kommen in dieſen Geſchichten ſelbſt angenehme Scenen mit vor; die, wie bey den wirklichen Ereigniſſen, ſo auch in der Erzählung, wenn ſie mit rechter Theilnehmung gehört oder geleſen wird, durch den Contraſt des vorhergehenden Traurigen ſehr gewinnen. Oder der Ausgang iſt doch erfreulich, den man ſchon vorher weiß, oder vermuthet. Ohne einigen erfreulichen Ausgang gefallen tragiſche Dichtungen den wenigſten Menſchen recht. Ferner aber wird oft unſer eigener Zuſtand, von dem wir das Bewußtſeyn oder Gefühl nicht völlig verlieren, unter dieſen Vorſtellungen von ſo vielen Uebeln, von denen allen wir frey ſind, uns angenehmer. Wenn bey Erzählung von anderer Glück und Freuden, Sehnſucht und Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande entſtehen; wenn bey der Anzeige der Vergehungen anderer, das Gewiſſen an

*) Für den Körper iſt die Wirkung nicht immer ganz wohlthätig. Es giebt Perſonen, die bey recht fürchterlichen lebhaften Schilderungen ein kalter Schauer überläuft, von dem ſie, wie von einer äußerlichen Erkältung, rauh im Halſe werden.

eigene Fehler erinnern kann: ſo bleibt bey jenen tragiſchen Geſchichten der Menſch in ſeinem eigenen Werth und Wohlſeyn ganz ungeſtört, das Gefühl davon wächſt vielmehr.

Ferner aber erfüllen ſolche tragiſche Geſchichten auch oft den Verſtand mit allerhand neuen, ungewöhnlichen, wunderbaren Vorſtellungen, bey denen es etwas zu denken und zu lernen giebt *). Oft kommen auch moraliſche Vergnügungen hinzu; das Vergnügen an den Beweiſen von Heldenmuth und Standhaftigkeit unter Gefahren, am endlichen Siege der Unſchuld über die Bosheit. Das Mitleiden ſelbſt, in welches man dabey verſetzt wird, gehört zu den gemiſchten, nicht ſelten überwiegend angenehmen Gefühlen (§. 26.).

Wenn vollends die tragiſche Muſe, von der Tonkunſt unterſtützt, auf der Bühne, unter ſo manchen andern Anlockungen, auftritt: iſt es da Wunder, wenn ſchreckliche und traurige Begebenheiten zu einer der angenehmſten Unterhaltungen werden **)? Ueberhaupt darf bey

*) S. Mendelsſohns Philoſ. Schriften, Th. I. S. 132. f. n. Ausg.

**) Verſchiedene Philoſophen haben zu einſeitig oder ganz von der falſchen Seite dieſe Neigung angeſehen. Beſonders Home in den Unterſuchungen über die erſten Gründe der Sittlichkeit. Deſto gründlicher iſt die Erklärung ſeines Ueberſetzers des ſel. Rautenbergs, S. 30. Was von der mitwirkenden Muſik hier geſagt iſt, wurde von einem Beurtheiler, in der Bibliothek der ſchön. Wiſſenſch. wider meine Meynung, bloß auf die Oper gedeutet. — Wenn bey irgend einer Art der Trauerſpiele die Muſik den übrigen Eindrücken nicht entſpricht; ſo iſt ſie fehlerhaft. — Ueberhaupt aber durften die Unterſuchun-

bey dieſem Artikel die Macht der Dichtkunſt über die menſchlichen Gemüther nicht unangemerkt bleiben. Alles abgerechnet, was die fabelhafte Geſchichte des Alterthums, wer weiß unter welchen Vergrößerungen, davon ſagt! darf man nur bedenken, wie viel kräftiger die Wahrheit alsdann wirkt, aber auch, wie viel gefährlicher der Irrthum wird, wenn die Dichtkunſt ihre Reize herleiht; wie wenige Menſchen, ſonderlich in einem gewiſſen Alter, wenn die Tugend in ſimpler philoſophiſcher Proſa aufgeführt wird, und das Laſter im Dichterſchmucke, ſtark genug am Geiſte ſind, um jener ihren Beyfall zu geben *).

In gewiſſen Ländern ſoll ein Lied oft mächtiger gewirkt haben, als Armeen und Richterſtühle. Der Cardinal von Retz hatte zur Zeit der Fronde ſeine eigene Satyrenmacher gegen den Mazarin an der Seite **). Und König Edward I, ein großer und einſichtsvoller Herr für ſeine Zeiten, ließ, nachdem er die Provinz Walles völlig unterjocht hatte, alle Barden dieſes Landes umbringen, weil er ſie für zu mächtig hielt, Freyheitsliebe und den kriegeriſchen Geiſt immer wieder von neuem anzufachen †).

ſuchungen in dieſem Werke ſich nicht einſchränken auf das, was in Kennern und Menſchen von gutem Geſchmacke vorgeht.

*) Voltaire ſelbſt verſichert: Le charme de la Poëſie fait pardonner toutes les erreurs, & l'eſprit, penetré de la beauté du ſtile, ne ſonge pas ſeulement, ſi on le trompe. S. *les ſingularités de la Nature*, p. 69.

**) S. Memoires Tom. I. und II.

†) S. *Hume* Hiſt. of Engl. II. 67.

Die Einbildungskraft iſt endlich auch noch die Quelle eines eigenen Bedürfniſſes, das Folgen hat; nämlich des Bedürfniſſes, ſeine lebhaftern Vorſtellungen und innern Empfindungen andern mitzutheilen, oder doch irgend auszulaſſen. Unter andern entſtehen daher die Neigungen zum Singen und zum Tanzen.

§. 50.

Urſachen der Verſchiedenheit der Neigungen, in Beziehung auf die Vergnügungen der Einbildungskraft.

Auch bey dieſer Claſſe der Vergnügungen finden ſich große Verſchiedenheiten der Charactere. Die vornehmſten Gründe davon ſind:

1) Der Unterſchied der Neigungen gegen die Vergnügungen der äußern Sinne. Wer keine Luſt hat an gröbern ſinnlichen Ergötzungen, wird ſich auch an den Beſchreibungen davon ſchwerlich vergnügen können. Dem Liebhaber der Jagd, nicht dem Liebhaber der Lektüre, wacht das Herz auf, wenn von Jagden die Rede iſt.

2) Der verſchiedene Grad der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und der innern Empfindlichkeit, oder Empfindſamkeit. Wo der eine vor Mitleiden oder Entſetzen es kaum mehr aushalten kann; da wird der andere ſo eben mäßig gerührt. Und hingegen hat dieſer lange Weile, wo die Empfindſamkeit des erſtern hinlängliche Beſchäftigung findet.

3) Darinn auch, daß der eine das Wahre mehr liebt, oder andere Begriffe von der Wahrheit hat. Eine

Ur-

Urſache wenigſtens von mehrern, warum man gemeiniglich im männlichen Alter nicht mehr ſo viel Vergnügen an Romanen findet. Es giebt wahre Geſchichte, die eben ſo viel Unterhaltung und mehr brauchbare Kenntniſſe verſchaffet.

4) Endlich in der Verſchiedenheit des moraliſchen Geſchmacks. Zu ſeiner Belehrung vielleicht, was es für Thorheiten unter den Menſchen oder unter den Schriftſtellern gebe, kann der Tugendfreund ungeſittete Schriften leſen; zur Beluſtigung ſeiner Einbildungskraft gewiß nicht.

Kapitel V.

Von dem Vergnügen des Verſtandes und der Liebe zur Wahrheit.

§. 51.

Ob der Erkenntnißtrieb Grundtrieb, oder woher er entſtehe?

Es iſt oben (§. 39.) bemerkt worden, daß der Erkenntnißtrieb von einigen für den einzigen wahren und abſoluten Grundtrieb gehalten wird. Andern ſcheint er wenigſtens einer der urſprünglichen unmittelbar gegründeten Triebe zu ſeyn. Dieſe berufen ſich auf die Erfahrung; und ihre Gründe ſind, daß er ſo früh wirke; ſo oft, wo kein Vortheil ihn reizen kann; und ſo mächtig, daß er auch die mächtigſten der andern natürlichen Nei-

gungen, die Liebe zu Bequemlichkeiten, zum Reichthum, zur Geſundheit, ja zu Freunden und zur Familie überwältige *). Wenn man aber allſeitige und genaue Beobachtungen hierbey zu Rathe zieht: ſo wird ſo viel wenigſtens alsbald eingeräumet werden müſſen, daß andere natürliche Triebe einen ſehr mächtigen Einfluß auf den Erkenntnißtrieb haben, und bey manchem der angeführten Beweiſe die Uneigennützigkeit deſſelben noch ſehr zweifelhaft ſey. Nämlich

1) Von Jugend auf werden wir durch Vorſtellungen des Nutzens zum Lernen aufgemuntert. Einen jeden lehrt es auch die Erfahrung ſehr bald, daß es nicht gleichgültig ſey, ob man etwas weiß oder nichts. Beweggründe des Nutzens, früh und manchfaltig adſociirt, ſind alſo doch beym Beſtreben nach Erkenntniß überhaupt nicht zu leugnen.

2) Daß ein Trieb, wenn er lange gepflogen und befolgt worden iſt, viel weiter gehen könne, als er, den erſten Veranlaſſungen und Abſichten nach, nicht gehen müßte, daß man endlich keiner andern Beweggründe dabey ſich bewußt zu ſeyn, oder ſie irgend zu haben braucht, als den, die gewohnte Neigung zu befriedigen; dies iſt eine ausgemachte Wahrheit. Alſo läßt ſich aus der endlichen

*) Qui ingenuis ſtudiis atque artibus delectantur, nonne videmus, eos nec valetudinis nec rei familiaris habere rationem. — Videmusne, ut pueri ne verberibus quidem a contemplandis rebus perquirendisque deterreantur? &c. *Cicero* fin. V. 18.

lichen Stärke des Triebes zu den Wiſſenſchaften auf die Stärke ſeines urſprünglichen Grundes, aus der Uebermacht über andere Triebe, auf Unabhängigkeit von einem gemeinſchaftlichen Grunde mit dieſen, noch nicht ſicher ſchließen.

3) Es iſt auch nicht immer, genau zu reden, Trieb zur Erkenntniß, Wißbegierde, was Aufmerkſamkeit auf Erzählungen, Fragen und dergleichen, ſonderlich bey Kindern, veranlaſſet. Lange Weile, allgemeines Verlangen nach Beſchäftigung, ſonderlich Luſt an Bewegungen der Einbildungskraft, iſts vielmehr. Selbſt diejenigen Jdeen, die eigentlich den Verſtand beſchäftigen ſollen, geben oft der Einbildungskraft und dem moraliſchen Gefühle Nahrung, vermöge der Gegenſtände, auf die ſie ſich beziehen, oder der Art, wie ſie behandelt werden.

4) Hauptſächlich aber erhellet der ſtarke Einfluß der Jdeen vom Nutzen, und anderer Neigungen auf den Trieb zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen dadurch, daß man leicht gewahr wird, wie ſehr die Wahl der Gegenſtände nach dieſem adſociirten Intereſſe ſich richtet. Wie ſehr wird nicht meiſtentheils darauf geſehen, was für Beziehung auf Ehre und Einkommen oder andere äußerliche Vortheile eine Kunſt oder Wiſſenſchaft hat? Wie wenige Liebhaber finden nicht die trockenen, abſtracten Wiſſenſchaften, wenn ſie gleich dem Verſtande bey weitem die ſicherſte Nahrung geben, gegen diejenigen, die anziehend für die Einbildungskraft ſind?

Alle dieſe Bemerkungen ſollen doch nicht beweiſen, daß gar kein eigenthümliches, unabhängiges Intereſſe

bey dem Vergnügen, das mit Beſchäftigungen des Verſtandes verknüpft iſt, gar nichts aus einer eigenen unvermengten Quelle herkomme; ſondern nur, daß vieles, was der erſte Anſchein einige hieher zu rechnen veranlaſſet hat, abgerechnet werden müſſe. Daß es reines, uneigennütziges, von allen andern Neigungen unabhängiges Vergnügen an Erkenntniß und deren Wachsthum, an Vollſtändigkeit, Deutlichkeit und Gründlichkeit, dennoch gebe; läſſet ſich behaupten. Denn

1) ſcheinet, vermöge der Analogie aller übrigen Gattungen von Vergnügen, die nicht aus andern abgeleitet werden können; zum allgemeinen Grundſatze angenommen werden zu dürfen, daß, wo irgend eine Kraft mäßig beſchäftigt wird, ſo daß wir Kraft, nicht Schwäche dabey fühlen, angenehme Empfindung entſtehe. Es gilt in Anſehung der Empfindungen der äußern Sinne, wenn gleich noch vieles unerklärt dabey bleibt; bey den Vergnügungen der Einbildungskraft macht es vieles begreiflich; und es iſt aus allgemeinern Gründen ſonſt ſchon angemerkt worden. (§. 22.)

2) Finden ſich doch wirklich Fälle, wo das Mißtrauen gegen Empfindung und Bewußtſeyn zu weit gehen würde; wenn man den Trieb nach Erkenntniß, das Wohlgefallen am Denken, von verſteckter Ideenaſſociation, verborgen wirkender Begierde nach Ehre und andern Vortheilen, herleiten, und davon allein herleiten wollte. Freylich iſt dies ein Argument, womit man nicht gut einem andern als ſich ſelbſt beweiſen kann. Aber es iſt zu vermuthen, daß mehrere den Grund dazu leicht in ſich finden.

3) Läſſet

3) Läſſet es ſich auch unter gewiſſen Umſtänden daraus abnehmen, daß man nicht ſo viel Vergnügen hat, wenn einem der Unterricht gar zu leicht gemacht, nicht ſelbſt dabey etwas zu denken überlaſſen wird. Der iſt der angenehmſte Lehrer, der den Lehrling gerade nur ſo viel thun läſſet, als er ohne ermüdende Anſtrengung zu thun im Stande iſt; die Schwierigkeiten zu fühlen giebt, aber auch Mittel finden hilft, um ſie aus dem Wege zu räumen. Freylich kann man hierbey einwenden, daß dies auch daher kommen könne, daß es angenehm iſt, ſeiner Verſtandeskräfte ſich bewußt zu werden, weil es Ehre und Nutzen bringende Vollkommenheiten, und als ſolche einem bekannt ſind. Oder auch, daß die Schwierigkeiten bey wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen reizen können, weil ſie zu einer um ſo viel wichtigern, um ſo viel mehr Ehre bringenden Entdeckung Hoffnung machen. Daß dies ſo ſeyn könne, läßt ſich wohl nicht leugnen. Aber daß die Sache allzeit nur auf dieſen Gründen beruhe, nicht darauf auch, worauf ſie zuerſt gedeutet worden iſt; ſtimmt mit der genaueſten Beobachtung nicht überein. Nemlich

4) die ganze Beſchaffenheit der Umſtände, unter denen man Menſchen den Wiſſenſchaften ſich ergeben, oder von ihnen fliehen ſieht, deren äußerliches Glück ihren Neigungen den wenigſten Zwang anthut, läſſet bisweilen nicht daran zweifeln, daß nicht das Denken für einige Menſchen ein eben ſo natürliches Bedürfniß, als für andere das Springen und Laufen; daß glauben, ohne einzuſehen, oder geprüft zu haben, für eine Art von Geiſtern ſchon im kindiſchen Alter unausſtehlicher iſt, als ihren Körper unter einer ſchweren Laſt gedrückt zu fühlen;

und

und ein Fehlſchluß bey einigen das innere Gefühl eben ſo empfindlich angreift, als Mißtöne das Ohr des Tonkünſtlers; kurz, daß Trieb zum Denken und Luſt an Erkenntniß, wenn gleich in ſehr verſchiedenen Graden der Subordination unter andern Trieben, bey den verſchiedenen Köpfen, einigermaßen doch eben ſo urſprünglich zur Menſchennatur gehören, als Luſt an Eſſen und an Bewegung des Körpers.

§. 52.

Von der Liebe zur Wahrheit und den Gründen der Lügenhaftigkeit.

Wahrheit und Irrthum ſind Beſchäftigungen für den menſchlichen Verſtand; beyde geben etwas zu denken. Kann man dennoch ſagen, daß dem Menſchen das eine von Natur angenehmer ſey, als das andere? Und iſt dies Wahrheit, oder Irrthum? Es giebt freylich Fälle, wo der Menſch den Irrthum liebt; d. h. Vorſtellungen, die irrig ſind, liebet; wünſcht, daß ſie wahr ſeyn möchten, ungern von dem abläßt, was ihnen einiges Anſehen der Wahrheit giebt, ungern hinſieht auf das, was dieſes Anſehen ihnen benimmt. Ja er kann unzufrieden ſeyn, einige Zeit lang, daß man ihm ſeinen Irrthum benommen, aus ſeinen Träumen ihn aufgeweckt hat; traurig wünſchen, daß er fortgedauert hätte! Wiederum iſt es nicht genug, etwas zu empfehlen, zu ſagen, daß es Wahrheit enthalte. Man fragt gleich weiter, was es für eine Wahrheit ſey; wozu es nütze, ſie zu wiſſen? Dies alles beweiſet deutlich genug, daß man nicht anders

als

als eingeſchränkt und untergeordnet die Liebe zur Wahrheit in der menſchlichen Natur annehmen könne.

Dennoch kann man behaupten, daß an ſich betrachtet der Irrthum den Menſchen verhaßt, und die Wahrheit angenehmer ſey. Denn, nach einer völlig richtigen Erklärung, iſt die Wahrheit nur allein vollkommen gedenkbar. Der Irrthum hat irgend wo einen Widerſpruch, der ſich zwar oft lange verbirgt, aber wenn er ſich entdeckt, und der Irrthum alſo in ſeiner wahren Geſtalt erſcheint, ein unangenehmes Gefühl mit ſich führet; das Gefühl des Unvermögens, der Unmöglichkeit ſich vorzuſtellen, was nach der Angabe der Worte man ſich vorſtellen ſollte. Darum verlangen wir ſelbſt in Dichtungen, die uns ergötzen ſollen, insgemein doch Wahrſcheinlichkeit; weil ſie außerdem keine angenehme Beſchäftigung des Verſtandes bewirken, geſchweige denn die Täuſchung, als ob wir wirklich alles vor uns ſähen, und empfänden.

Da auch unſer Zuſtand hauptſächlich doch von dem abhängt, was wirklich iſt: ſo erhellet, daß auch der Trieb zur Wahrheit, der aus der erkannten Nothwendigkeit, ſein Verhalten nach den richtigen Vorſtellungen von den Dingen einzurichten, entſteht, von ſehr großem Betrage ſeyn müſſe.

Dieſe Bemerkungen können etwas beytragen zur Beſtimmung, wie weit die Wahrhaftigkeit dem Menſchen natürlich, und alſo nach den allgemeinen Begriffen mehr zu vermuthen ſey, als die Neigung eine Unwahrheit zu ſagen.

Wenn die Wahrheit überhaupt dem Menſchen angenehmer iſt, als der Irrthum: ſo wird er ohne beſon-

dere Urſache nicht vorſetzlich von ihr abweichen. Es iſt auch leichter, das zu ſagen, was man wirklich von einer Sache denkt, als etwas erſt auszuſinnen, was mit einigem Schein die Stelle der Wahrheit vertreten kann. Dieſe Mühe, ſollte man denken, wird ſich keiner unnöthiger Weiſe geben.

Bey dieſem Grunde der natürlichen Wahrheitsliebe iſt dennoch ſehr leicht zu begreifen, wie es kommen könne, daß ein Menſch vorſetzlich Unwahrheiten ſagt; wenn er nur dadurch ſich oder andern einen Vortheil zu verſchaffen, oder ein Uebel abzuwenden weiß.

Aber viel ſchwerer zu begreifen iſt, wie einige Menſchen bisweilen Unwahrheiten ſagen können, von denen ſich kein Vortheil bey der geringſten vernünftigen Ueberlegung denken läſſet, die ihnen niemand glaubt, durch die ſie ſich nur lächerlich machen. In der That geht der Character einiger Lügner von Profeſſion ins Paradoxe. Beyſpiele hieher zu ſetzen, würde überflüſſig ſeyn, da ſie ſo ſelten nicht ſind.

Erſtlich muß man wohl zugeben, daß ſolche Menſchen bisweilen nur durch Ungereimtheiten Lachen erwecken wollen; ohne eigentlich zu verlangen, daß man ihre Mähren für Wahrheiten annehme. Aber dies iſt nicht in den mehreſten Fällen ſo.

Ein anderer Grund der Lügenhaftigkeit iſt die Eitelkeit; die Begierde, ſich ein mehreres Anſehen zu geben, durch das, was man zu wiſſen, oder erlebt, genoſſen, beſeſſen zu haben vorgiebt; oder doch die Begierde, Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, andere mit ſich zu beſchäftigen. Ferner kann dieſer Fehler entſpringen aus dem, durch ſo manche ſonderbare und ſchädliche

Folgen

Folgen merkwürdig werdenden, ungeordneten Wohlgefallen an ſeiner Kraft und deren Ueberlegenheit; hier alſo an dem Bewußtſeyn des Vermögens, anderer Vorſtellungen nach Belieben einrichten, ihnen etwas einbilden, ausreden, zweifelhaft, wahrſcheinlich machen zu können. Wie bey der Lügenhaftigkeit allemal Schwäche des Verſtandes ſeyn muß, in ſo fern, als einer die überwiegend ſchädlichen Folgen einer ſolchen Gemüthsart nicht einſieht: alſo kann ein beſonderer Grund derſelben auch dies noch ſeyn, daß, indem einer Vorſtellungen, die nicht wahr ſind, wie Wahrheiten behandelt, als ſolche andern vorträgt und ſcheinbarlich macht, er ſich ſelbſt, wenigſtens auf einige Zeit, täuſcht, und wenn es angenehme Vorſtellungen, Luftſchlöſſer ſeiner Phantaſie, ſind, unterdeſſen lebhafter an ihnen ſich ergötzet. Und wie die Gewohnheit alles weiter bringen, und auch das Unnatürliche zur Fertigkeit machen kann: ſo iſt begreiflich, wie es nicht nur mit der Fertigkeit, ohne vielen Vorſatz zu lügen, ſondern auch mit der eigenen Täuſchung und Schwächung des Bewußtſeyns, daß man lüge, endlich aufs äußerſte kommen könne. Wer völlig im Kopfe verrückt iſt, hält ſeine Träume für wirkliche Ereigniſſe, bey aller Anſtrengung ſeiner Vernunft. Mancher berüchtigter Lügner ſcheint von dieſem Zuſtande nicht ſehr weit abzuſtehn. Es giebt viele Arten und Grade der Narrheit; und viele Wege, dazu zu gelangen.

Auch laſſen ſich mehrere Urſachen hiebey bemerken, um welcher willen die Lügenhaftigkeit mißfällt. Nicht bloß, weil ſie der Geſellſchaft ſchädlich iſt, und in den Augen vernünftiger Menſchen der Lügner ſich entehrt; ſondern auch darum, daß er ſich das Vermögen zutraut,

unſern

unſern Verſtand zu beherrſchen, Beyfall uns abzulocken, durch ein Mittel, welchem nachgegeben zu haben wir uns ſchämen müſſen.

Hingegen gehören **Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Redlichkeit**, wenn ſie nur nicht die weſentlichſten Geſetze der Klugheit und Beſcheidenheit übertreten, zu denjenigen Eigenſchaften, die den allgemeinſten und herzlichſten Beyfall erhalten. Wenn man auch nicht mit den Grundſätzen des andern zufrieden, ganz anderer Meynung iſt, als er; aber davon völlig ſich verſichert hält, daß er es redlich meynt, und aus Wahrheitsliebe ſo ſpricht und handelt: ſo kann man einigen Anſpruch auf Achtung und Liebe ihm nicht verſagen. Ja er erhält ihn leichter, als derjenige, den wir in Verdacht haben, daß er ſich, uns zu gefallen, verſtelle. Der Freund der Wahrheit kann nicht Freund des Laſters ſeyn. Wer aufrichtig gegen uns iſt, kann nicht das ſchlimmſte von uns denken; wer ſich nicht zu verbergen ſucht, muß ſich guter Eigenſchaften bewußt ſeyn. Vom Falſchen haben wir alles zu befürchten; wer einmal von der Wahrheit abgewichen iſt, hat ein unendliches Feld vor ſich, man weiß nicht, wann er feſt ſteht, und wie man mit ihm daran iſt. Wer der Wahrheit zugethan iſt, kann uns nicht entgegen ſeyn, als wenn wir im Irrthum ſind, oder er; und da giebt es ein Mittel, uns zu vereinigen.

§. 53.

§. 53.

Von den Urſachen der verſchiedenen Einkleidung der Ideen, ſo fern ſie ſich in den Neigungen finden.

Wenn man nicht ohne Grund behauptet, daß ſich die Gemüthsart eines Menſchen durch die Art des Vortrages ſeiner Gedanken und ſeines Ausdrucks gutentheils zu erkennen gebe: ſo iſt es nicht überflüſſig, zu unterſuchen, aus was für Urſachen die verſchiedenen Arten der Bezeichnung und Einkleidung der Ideen herrühren. Von den entfernteſten Urſachen iſt auch bey dieſer Unterſuchung hier die Rede noch nicht, ſondern von den nächſten. Und dieſe liegen zum Theil freylich in der Beſchaffenheit des Verſtandes. Die Bezeichnung der Ideen richtet ſich nach der von den Dingen bereits erlangten Erkenntniß, und dem Grade der Kraft, ſie ſich vorzuſtellen. Ein ſchwacher Kopf, oder ſehr unwiſſender Menſch, kann ſeinen Ideen bey der Darſtellung nicht viel Ausbildung geben, und mit der Zeichnungsart nicht oft abwechſeln. Der vollkommenſte Verſtand wählt immer das zweckmäßige. Der bloß lebhafte Kopf läßt ſeine Ideen ausbrauſen und ausfunkeln, wie der Umlauf ſeines Geblüts, der Zuſtand ſeiner Nervenkräfte, und andere Erweckungen ſeiner Einbildnngskraft es mit ſich bringen. Aber die Neigungen thun auch vieles bey der Sache. Von mehrern Seiten, von denen ſich die Dinge insgemein vorſtellen und bezeichnen laſſen, wählt der eine die ernſthafteſte, der andere die ſcherzhafteſte; der eine die unanſtößigſte, der andere die ſchlüpfrigſte; hauptſächlich doch durch den Trieb der Neigungen. Dem einem iſt am meiſten an der Wahrheit gelegen; und er

ſucht den paſſendſten, verſtändlichſten Ausdruck, wählt die ſimpelſte Einkleidung. Dem andern iſts darum zu thun, Aufſehn zu machen, Bewunderung zu erregen, die Einbildungskraft zu kitzeln; er dichtet und witzelt, ſtatt zu erzählen und zu lehren. Aus Begierde, ſein ganzes Gefühl dem andern auf einmal einzugießen, oder alles, was einander beſtimmt und unterſtützt, auf einmal zu ſagen, wird der eine verworren. Aus eitler Begierde, Kraft zu zeigen, treibt ein anderer ſeine Vorſtellungen mit aller Gewalt aus dem hellen Geſichtskreiſe der Vernunft in die Regionen der bilderreichen Phantaſie. Der Furchtſame wählt den vorſichtigen, der Demüthige den beſcheidenen, der Kühne den gefährlich ſtarken, der Hochmüthige den praleriſchen Ausdruck.

Kapitel VI.

Von den Neigungen zu den äußerlichen Gütern und dem Eigenthum derſelben.

§. 54.

Wie die Neigungen zu den äußerlichen Gütern überhaupt, und beſonders Liebe zum Geld und Geize entſtehen.

Von den äußerlichen Dingen reizen einige unmittelbar durch die Empfindung. Sobald nur die Selee im Stande iſt, ihre Empfindungen für Wirkungen dieſer Dinge zu erkennen; ſtrebt die Neigung auswärts, und ſucht dieſe Dinge in ihre Gewalt zu bringen, um die angenehme Empfindung ſich wieder zu geben oder erhalten zu können. Aber nicht alle, nicht die gewaltigſten der

Nei-

Neigungen zu dem, was außer uns iſt, haben nur dieſen Grund; ſondern die Vorſtellung des Nutzens, aus Einſicht oder Einbildung entſtanden, iſt bey manchen die einzige, bey mehrern die vornehmſte Urſach des Werthes, den ſie erlangen.

So iſts mit dem Gelde. Die feinern Metalle haben wohl Wilde, durch ihren Glanz gereizet, unter ihre Spielwaaren und Zierrathen aufgenommen, oder zu Gefäßen gebraucht, wie die verfeinerten Völker auch thun. Aber der Götze des ſchwachen menſchlichen Geiſtes fiengen ſie erſt an zu werden; als ſie wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Theilbarkeit zum allgemeinen Tauſchmittel gemacht wurden; als ſie das Anſehen eines Gutes bekamen, für welches man jedwedes andere Gut, jedwedes Vergnügen eintauſchen kann.

Wie nun in Geſellſchaft derer, unter denen dieſe Vorſtellung eintritt, die Liebe zum Gelde in jedweder Bruſt entſtehen müſſe, iſt klar. Aber nicht noch, wie ſie die herrſchende Neigung werden könne, ſo wie ſie es beym Geizigen iſt. Dies Laſter hat Paradoxes genug, um eine genauere Entwickelung ſeiner Gründe zu verdienen. Es laſſen ſich mehrere angeben.

1) Ein ſolches Temperament des Körpers oder des Gemüthes, bey welchem die Vorſtellungen von Uebeln in größerer Anzahl nnd lebhafter da ſind, als die Vorſtellungen, die Begierden erwecken, zum Genuß reizen. Da kann die Vorſtellung von bloß möglichen und entfernten Uebeln der Armuth mehr thun, als die Vorſtellung des nahen Genuſſes.

2) Eine ſolche Gemüthsart, bey welcher die Ideale von Glückſeligkeit immer wachſen, wie das

Vermögen, ſie zu erreichen, zunimmt; und immer über dieſes hinausſtreben. Dem zufolge wird der Genuß immer weiter hinausgeſetzt, und das Project dazu verbeſſert. Erſt ſparte man nur, um ſich ein Pferd anſchaffen zu können, dann, als man dieſes gekonnt hätte, wartete man lieber noch, bis man Kutſche und Pferde anſchaffen könnte. Alsdenn aber ſchien ein Landgut das Mittel zum Anfang eines vergnügten Lebens zu ſeyn. Nun mußte aber auch — für ein anſtändiges Einkommen der Wittwe und die Erbtheilung der Kinder geſorgt werden. Und ſo ſchien immer mehr nöthig, als da war; und die Zeit des Genuſſes vergieng über der Anſtalt darzu.

3) Schon auf dieſe Weiſe kann die Fertigkeit erzeugt werden, am eingebildeten Genuſſe ſich zu weiden, und den wirklichen bey Seite zu ſetzen. Sie kann aber auch ſonſt ſchon gegründet ſeyn. Zu den natürlichen Urſachen des Geizes ſcheint ſie allemal zu gehören. Und um einzuſehen, wie viel dieſelbe dabey thun kann, muß man nur bedenken, wie der Geizige, ſo lange er ſein Geld noch hat, ſich alle mögliche Vergnügen vorſtellen kann, die ſich dadurch erlangen laſſen. Wenn er es einmal ausgegeben hätte, ſo fielen mit einem die andern alle weg. Selbſt die Wahl unter ſo vielen möglichen Vergnügen zu treffen, iſt für manchen zu ſchwer; er möchte ſie gern alle haben, und eben darum erlangt er keines.

4) Endlich unterſtützet auch der Trieb der Gewohnheit den Geiz. Was man aus Abſicht lange gethan hat, thut man zuletzt, bloß weil man es ſo lange gethan hat. Und die erſte Abſicht wird dabey um ſo viel

leichter vergeſſen, oder den Mitteln aufgeopfert, wenn dieſe ſonſt noch irgend einen Reiz, oder auch nur dieſen Reiz der Gewohnheit für ſich haben; je mehr die Reize jener Abſicht ſich verloren haben. Wenn man in den Jahren der Munterkeit nur für das Vergnügen aufſparte; ſo ſpart man im Alter, weil man des Vergnügens nicht mehr fähig iſt.

Allerdings können ſympathetiſche Gemüthsbewegungen, und Triebe des Wohlwollens, mit unter den Gründen des Geizes ſeyn; Liebe zu den Kindern oder andern Verwandten. Und daß die Welt bisweilen Geiz nennt, was dieſen Namen gar nicht verdiente; iſt eben ſo gewiß.

§. 55.

Von den Trieben zum Eigenthum, und der Neigung zum Stehlen.

Die Liebe zu den äußerlichen Gütern zieht freylich die Liebe zum Eigenthum, oder zu jedwedem möglichen, ausſchließenden, und auf beſtändig geſicherten Gebrauche nach ſich. Aber nicht ſo nothwendig, wie jene erſte Neigung, und nicht ſo früh, entſteht der Trieb zum Eigenthum, nach dieſem vollen Begriffe unſerer Rechte. Zwar dauert die Neigung zu einer Sache fort, wenn ſie fortfähret, angenehm oder nützlich zu ſcheinen. Der Menſch iſt nicht ſehr geneigt, andern ſich nachzuſetzen, noch weniger, ihnen zu überlaſſen, was er mit Mühe zu Stande gebracht hat. Und noch ſchwerer wird es ihm, ſich von etwas zu trennen; wenn durch den bisherigen Beſitz eine ſtarke Ideenverknüpfung zwiſchen der Sache und ſeiner

Perſon erzeugt worden iſt *). Aber ſo lange der Blick in die Zukunft nicht feſt und deutlich wird; ſo lange der Reiz der Neuheit noch die ſtärkſte Gewalt über die Triebe hat; ſo lange die dauerhaften Bedürfniſſe noch wenige und leicht zu befriedigen ſind, und die wichtigſten der äußerlichen Güter, die man kennt, von ſehr vergänglichem Werthe: ſo geht es noch langſam mit dem Wachsthum der Begriffe von Eigenthum, und den davon abhängigen Trieben. Wenn hingegen die Furcht vor künftigem Mangel herrſchende Triebfeder wird; wenn die Vorſtellung da iſt, daß, wer nur immer etwas zu haben ſicher iſt, durch Vervollkommnung mehr, durch Umtauſch allerley erhalten könne; wer aber nichts zum Eigenthum hat, in Gefahr ſey, an allem Mangel zu leiden: dann wird Eigenthum das Loſungswort derer, die für ihre Wohlfahrt beſorgt ſind, und die Menſchen geben vieles gern hin, um nur etwas gewiß zu haben **).

Ge-

*) Dies ſind ohne Zweifel die erſten Elemente des Begriffes vom Eigenthum, und die erſten Gründe der Beſtrebungen zur Behauptung deſſelben. Sie laſſen ſich als ſolche anmerken aus dem Verhalten der Kinder. Home Verſuche über die Geſchichte der Menſchheit, B. I. Verſ III. redet auch von einem eigenen Gefühle, das ſogar die Thiere auch haben ſollen. Der Beobachtung nach, iſt es weiter nichts, als das Reſultat aus der Vereinigung der angezeigten Gründe.

**) Die Unvollkommenheit der Begriffe roher Völker von den Rechten des Eigenthums laſſen ſich hieraus erklären. S. *Robertſon* Hiſt. of America, I. 473. f. Cranz Hiſtorie von Grönland, I. 234. f. Man muß daher nicht gleich die Begriffe der aufgeklärten, oder in andern äußerlichen Umſtänden ſich befindenden Völker, die es genauer damit nehmen, für bloßes willkührliches und unnatürliches Recht halten.

Gemeinſchaft der Güter in einer Geſellſchaft mit Ausſchließung der Fremden, iſt auch Eigenthum; und die Naturtriebe beſtimmen dazu, wenn die Güter in Gemeinſchaft am leichteſten erlangt, und am beſten genutzt werden können. Und in dieſem Fall befinden ſich Menſchen, die noch wenig Mittel kennen, die ihnen nöthigen Dinge ſich zu verſchaffen und aufzubewahren. Das geſellſchaftliche Eigenthum iſt daher unter Wilden gemeiner, als Privateigenthum. In ſo fern aber doch gewiß iſt, daß der Menſch lieber allein Herr über eine Sache ſeyn mag, als dieſe Herrſchaft mit andern theilen; kann man ſagen, daß letzteres ſeinen Naturtrieben angemeſſener ſey. Die Indianer in Paraguai ſollen die Aufhebung des Eigenthums von den Jeſuiten ſehr ungern geduldet haben *).

Je unvollkommner der Begriff von dem Eigenthum und dem Werth deſſelben noch iſt, oder auch die Theilnehmung an demſelben; deſto leichter kann der Trieb zum Stehlen überhand nehmen. So natürlich und leicht zu entdecken aber auch einige Gründe deſſelben ſind; ſo hat er doch in dem Character einiger halbgeſitteter Völker, und einzelner Menſchen unter den verfeinerten, etwas befremdendes **). Es iſt daher der Mühe

*) S. *Robertſon* l. c.

**) Auch die vornehmſten und übrigens rechtſchaffenſten Perſonen auf den Südinſeln, die die Engländer beſuchten, konnten dieſer Begierde nicht immer widerſtehen. Wenn man bisweilen Beyſpiele unter den vornehmen Ständen in Europa hat, daß Menſchen, die am Nöthigen keinen Mangel litten, ſich dieſes ſo ſehr ſchändenden Verbrechens ſchuldig machen: ſo kömmt dies manchen ſo unbegreiflich vor, daß ſie zur Hypotheſe vom

Mühe werth, die mehrern Gründe zuſammen aufzuſuchen, aus denen derſelbe entſpringen kann. Einer derſelben, wie eben bemerkt worden iſt, kann ſeyn, die Unvollkommenheit der Begriffe vom Werthe des Eigenthums und der völligen Sicherheit deſſelben; oder auch die Unvollkommenheit der Theilnehmung an dieſem gemeinen Gute. Das erſtere iſt immer einigermaßen der Fall der Völker, die noch wenig von der Einfalt der Natur ſich entfernt haben*). Das andere der Fall der unbegüterteſten unter den reichen und aufgeklärten Nationen. Bey jedweder Ungerechtigkeit iſt Schwäche des ſympathetiſchen Gefühls, und die Uebermacht der Vorſtellung des nahen Vortheils über die Vorſtellung des entfernten Schadens, Urſache des Vergehens **). Dieſe

---

vom Angebohren ſeyn ihre Zuflucht nehmen. Aber die Sache läßt ſich aus einem oder dem andern der gemeinbekannten Gründe noch wohl begreifen. Man muß nur gleich auch bedenken, daß manche Menſchen gar vieles für nöthig halten, und der kürzeſte Weg ihnen immer der beſte zu ſeyn ſcheint.

*) Dieſe Bemerkung macht auch Forſter zu Gunſten der Othaheiter, Voyage I. 344. Bey den meiſten Wilden läßt ſich auch der ſo leicht zu Feindſeligkeit reizende Begriff, den ſie ſich von Fremden machen, noch hinzuſetzen. Daß man auch hier nicht von den Handlungen einzelner Menſchen, auf den ſittlichen Character und die Denkart des ganzen Volks ſchließen dürfe; daß es auch unter den Wilden ehrliche Leute gebe, die das Stehlen verabſcheuen; iſt nicht nur an ſich glaublich, ſondern auch durch Zeugniſſe gewiß. S. mehrere derſelben bey Home Geſch. des Menſchen, B. III. Verſ. 3. S. 169. ff.

**) Die Dinge, welche die Wilden den Europäern am meiſten entwenden, ſind jenen in einem hohen Grade nützlich oder angenehm; und können für dieſe wegen des Ueberfluſſes, den ſie davon haben, entbehrlich ſcheinen.

Dieſe kann aber beym Trieb zum Stehlen um ſo viel leichter ihre Wirkung thun; da durch denſelben der andere nicht in ſeiner Perſon, ſondern nur in ſeinen äußerlichen Gütern angegriffen wird, und auch nicht offenbare Gewalt, ſondern nur Liſt darzu nöthig iſt. Endlich muß man wohl auch den Urſprung dieſes Triebes in einigen Fällen von dem Vergnügen herleiten, welches der Menſch in der Vorſtellung ſeiner Geſchicklichkeit findet, auszurichten, was andere verhindern wollen; in der ſo leichten Verwechſelung der Begriffe von Liſt und von Klugheit, von Verwegenheit und Muth. Die Erfahrung iſt gemein, daß junge Leute bloß allein, oder doch hauptſächlich aus dieſem Muthwillen, dieſem Wohlgefallen an Freyheit, die ſich durch keine Geſetze binden läßt, an Kühnheit, die über alle Schwierigkeiten ſich wegſetzt, zu Dieberenen verleitet werden. In Sparta hat man die Sache aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, und als eine kriegeriſche Vorübung angeordnet; da ſie denn eben deswegen, weil die Geſetze es erlaubten, den ſchimpflichen Namen nicht mehr verdiente. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Anführer von Spitzbubenbanden ſich oft für nicht viel weniger, als große Kriegshelden halten, und auf ihre Liſt und Unerſchrockenheit ſtolz ſind. Auch die Wilden rühmen ſich ihrer Geſchicklichkeit, die Europäer zu beſtehlen, bisweilen als eines Beweiſes, daß ſie klüger ſeyn, als dieſe *).

*) Cranz Hiſtorie von Grönland, I. 226. Und von den Mingreliern *Chardin* Voyages, Amſt. 1711. Tom. I. p. 44. S. auch Stewarts Abriß des geſellſchaftl. Zuſtandes in Europa. S. 143.

Abſchnitt II.

Von den Trieben, die ſich auf andere beziehen.

Abtheilung I.

Von den Trieben zur Ehre, Herrſchaft und Hochachtung.

Kapitel I.

Vom Triebe zur Ehre.

§. 56.

Allgemeine Betrachtungen über ſeine Wirkungen und Gründe.

Sowohl in Anſehung der Stärke und Wichtigkeit der Wirkungen, als in Anſehung der Manchfaltigkeit der Erſcheinungen, iſt nicht leicht ein Trieb des menſchlichen Willens ſo merkwürdig, als der Trieb zur Ehre. Er macht, daß Tauſende eine kümmerliche, durch harte Arbeit erworbene Nahrung, dem reichern, aber verächtlichen Einkommen eines Bettlers, oder Spielers, oder Schmarotzers vorziehen. Mächtiger als alle Geſetze, ſelbſt die ſchrecklichen Drohungen der Religion überwältigend,

gend, zwinget er, ſein Leben zu verachten; zwinget, dem Feinde — nein dem Freunde, unerbittert, mit kaltem Blute, um eines Wortes willen, das Leben zu nehmen. Unmittelbar hat er oft dem Vaterlande Retter und Vertheidiger erweckt; mittelſt ſeiner Ausartungen in Rachbegierde und Begierde zu glänzen, Verräther des Vaterlandes gemacht. Oft hat er den Müttern und Bräuten Thränen der Sehnſucht gekoſtet; aber auch das Herz der Mutter geſtärkt, daß ſie lieber den Sohn unter dem Schilde erblaßt, als ohne Schild und Ehre wieder ſehn wollte. Dieſer gewaltige Trieb iſt es, der in ſeinen wunderlichen Wendungen denſelben Menſchen, hier über den niedrigern Sklaven ſtolz hinweg ſehen, oder tyranniſch ihn unterdrücken macht; und dort dem Tyrannen oder dem angeſehenen Sklaven zu Füßen wirft. Mörder und Straßenräuber, die die heiligſten Geſetze der Gerechtigkeit verachten, gehorchen noch bisweilen den Geſetzen der Ehre *). Die Begierde, Schätze zu häufen, iſt oft nur eine Wirkung der Ehrbegierde; und der Geizige würde öfter noch ſich entſchließen, einen Theil ſeiner Schätze aufzu-

*) Nach Brydone's Verſicherung ſollen die Banditen in Sicilien niemals ihr Wort brechen. Wenn ſie, wie öfters geſchieht, Geld von den Landleuten entlehnen, und es auf eine geſetzte Zeit wieder zu zahlen verſprechen: ſo halten ſie genau Wort; ſollten ſie auch, um dieſes zu können, rauben und morden müſſen. And this they have often been obliged to do only in order, (as they ſay) to fulfill their engagements, ad tho ſave their honour. *Bryd.* Tour through Sicily and Maltha, I. 74. Wenn auch dieſer Schriftſteller, wie es an einigen Orten ſcheint, ſeine Erzählungen hier um etwas verſchönert: ſo iſt die Sache an ſich doch nicht unglaublich.

aufzuopfern, wenn er glaubte, beym Beſitze derſelben verachtet werden zu können.

Nur die Liebe, die allmächtige Liebe, hat vielleicht öfter über dieſen gewaltigen Trieb geſiegt, als ſie ihm gewichen iſt.

So ſehr ſich auch die Menſchen im Punkt der Ehre von einander unterſcheiden mögen: ſo iſt doch gewiß kein Menſch ohne alle Ehrliebe; ganz gleichgültig gegen alle Arten von Lob und Tadel, gegen alle Beweiſe von Achtung und Verachtung, in Anſehung aller und jeder Menſchen. Weder die genauere Beobachtung der Menſchen, noch die Gründe, aus denen die Ehrbegierde entſpringt, laſſen dieſes glauben.

Und welches ſind denn nun die Gründe, die in dem menſchlichen Willen einen ſo gewaltigen Trieb erzeugen?

1) Vorſtellung des Nutzens. Bald erfährt ja der Menſch, daß ſein Schickſal, ſein Vergnügen und Mißvergnügen gar ſehr oft von dem Willen anderer Menſchen abhänget; von ihren Geſinnungen gegen ihn, von der guten oder ſchlimmen Meynung, die ſie von ihm haben. Und die Achtung oder Verachtung der einen zieht immer gleiche Geſinnungen vieler anderer nach ſich. Wer einmal einen böſen Namen hat; kann mit dem beſten Willen und den größten Fähigkeiten nichts mehr ausrichten; man läßt es nicht zur Probe mit ihm kommen. Niemand will ihm trauen, niemand mit ihm ſich einlaſſen. Er iſt verlaſſen und gehindert in allen ſeinen Abſichten; er mag ſich ſelbſt oder andere glücklich machen wollen. Wem man einmal viel Gutes zutraut; von dem vermuthet man das Beſte, auch im zweifelhaften

Falle.

Falle. Wer aber einmal verrufen iſt; bey dem befürchtet man böſe Abſichten, wenn auch ſeine Handlungen das ſchönſte Gepräge an ſich tragen.

2) Aber allein würde dieſer Grund freylich nicht alle Geſtalten und Wirkungen der Ehrbegierde völlig erklären. Zwar hätte dies an ſich noch nichts unbegreifliches, daß Menſchen oftmals an Vergnügungen und Vortheilen des Lebens der Ehre weit mehr aufgeopfert, als ſie von ihr je wieder erhalten haben, oder nur mit Wahrſcheinlichkeit erwarten konnten; wenn man ſich auch nur die Vorſtellung des eigenen Nutzens als den Grund der Ehrbegierde denken wollte. Die Menſchen gründen ja nicht immer ihre Begierden auf die richtigſte Schätzung der Dinge; noch bleiben ſie ſich bey dem Beſtreben nach einer Abſicht des Verhältniſſes derſelben zu ihren übrigen Abſichten ſo bewußt, daß ſie nicht über dem Mittelziele das letzte vergeſſen, dem Mittel den Hauptzweck aufopfern könnten. Unterdeſſen würden doch nicht alle Beobachtungen mit dieſer Vorausſetzung zu vereinigen ſeyn; und durch mehrere derſelben wird es gewiß, daß die **Abhängigkeit unſeres eigenen Urtheils von den Urtheilen anderer**, wie in andern Dingen, alſo auch in Anſehung unſeres eigenen Werthes und Wohlverhaltens, mit zu den Urſachen gezählet werden müſſe, warum wir nicht gleichgültig gegen Beyfall und Tadel ſeyn können *). Es iſt offenbar, daß nicht gleich ſtark dieſer Grund auf alle wirke. Aber genug, daß er überhaupt nicht ausgeſchloſſen werden kann.

Helve-

*) S. *Hume's* Diſſert. on Paſſions Sect. II. §. 10. Dieſer Verf. giebt dieſen Grund daſelbſt als den einzigen an.

Helvetius ſetzt dieſem Grunde entgegen, daß, wenn derſelbe richtig wäre, die Menſchen nicht den Beyfall der unverſtändigen Menge der Achtung einer kleinen Anzahl auserleſener Männer vorziehen würden; ja daß ihnen die Verſicherung des Beyfalls der Bewohner aller andern Welten wichtiger ſeyn müßte, als der ſo viel eingeſchränktere Beyfall des einzigen Volkes der Landesleute; welches doch ſchwerlich mit den Geſinnungen eines einzigen Menſchen übereinſtimme *). Wenn Helvetius damit nur ſo viel beweiſen wollte, daß die Verſicherung ſeines eigenen Urtheils von ſeinen Vollkommenheiten, durch den Beyfall anderer, nicht die einzige, oder nicht die gemeinſte Urſache der Ehrbegierde ſey: ſo wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber wenn er dieſe Urſache gar nicht gelten laſſen, und die Ehrliebe ganz und gar aus der Begierde nach ſinnlichem Vergnügen und der Furcht vor ſinnlichem Schmerz, ſo unmittelbar dazu, wie es ſein Syſtem mit ſich bringt, herleiten will; ſo verdient er Widerſpruch. Giebt es denn wirklich ſo wenige Menſchen, die das Urtheil einer kleinen Anzahl würdiger Richter allerdings dem äußerlich vortheilhaftern Urtheile der Menge; dem den redlichſten Bemühungen verſagten Beyfalle des verblendeten, neidiſchen Zeitalters, das Urtheil der Nachwelt, das Urtheil ihres Gewiſſens, den Beyfall Gottes aufrichtig vorzögen; daß Helvetius keinen derſelben gekannt hätte? Fürwahr, der kennt nicht alle Arten von Menſchen, hat nicht genug beobachtet, oder nicht genau genug unterſucht, der, daß es ſolche Menſchen gebe, ſchlecht-

*) De l'Eſprit Diſc. III. chap. XIII.

ſchlechthin leugnen will. Und die Sache hat gar nichts unbegreifliches. Auch kann man der Frage des Helvetius von dem Beyfalle der Einwohner anderer Welten in Vergleichung mit dem Beyfalle der Mitbürger, eine andere von denjenigen, welche bey der Gründung der Ehrliebe dem Eigennutze und dem Verlangen nach ſinnlichen Vergnügungen gar keinen Antheil zugeſtehen wollen, aufgeworfene Frage entgegenſetzen: Ob wohl irgend ein Menſch zu finden ſeyn würde, der, unter der Bedingung eines beſtändigen Genuſſes aller ſinnlichen Vergnügungen, auf alle Achtung und Ehre völlig Verzicht zu thun, ſich entſchließen könnte? Welche Frage gewiß gerade ſo viel Grund hat, als die des Helvetius. Der ganze Menſch kann mit Ueberlegung weder das eine, noch das andere wollen; weder alle äußerlichen Vortheile und körperliches Wohlſeyn für nichts, als den innern Beyfall oder bloße Lobſprüche anderer, hingeben; noch mit dem gänzlichen Verluſt der letztern Güter, die erſtern erkaufen wollen. Aber in der Unbeſonnenheit der Ehre auf eine Zeitlang ganz vergeſſen, um mit Wolluſt ſich zu ſättigen; oder, wenn eines aufgeopfert werden muß, den Leib und ſeine ganze Welt hingeben, um ſeine Seele zu gewinnen, oder, wovon itzt eigentlich nur die Rede iſt, für den innern Genuß der Ehre unbeſtimmlich viel des Aeußern hingeben; beydes iſt in der menſchlichen Natur.

3) Auch die Sympathie wirkt zum Vortheil der Ehrbegierde. Denn vermöge derſelben theilt ſich uns das Mißfallen mit, welches andere an unſern Unvollkommenheiten und Uebelthaten, an der Unſchicklichkeit unſers Betragens, auch wenn ſie weiter keinen Nachtheil davon haben, empfinden. Wir ſuchen ihnen alſo auch aus dieſem

ſem Grunde zu gefallen; wir ſuchen ihren Beyfall zu erhalten, weil er mit einem Zuſtande verknüpft iſt, der ihnen unmittelbar, und uns mittelſt der Sympathie angenehm iſt. Es iſt wohl wahr, daß nicht jede Art von Beyfall, der unſere Ehre ausmacht, den wir etwa durch unſere Vollkommenheiten andern abzwingen, dieſe in einen behaglichen Zuſtand verſetzt. Es gehört auch freylich dieſe itzt erklärte Urſache nicht zu denenjenigen, die in jedem Falle, und überhaupt am meiſten wirken.

4) Noch auf eine andere Weiſe befördern, ohne die Abſicht auf Nutzen, Selbſtliebe und Sympathie zuſammen, den Trieb zur Ehre. Indem der Menſch andere zum Bewußtſeyn ſeiner Vollkommenheiten bringt; vervielfältiget er gleichſam ſein ihm angenehmes Daſeyn. Er ſieht ſich ſelbſt, ſo wie er ſich gefällt, vorgeſtellt in ſeinen Verehrern und Bewunderern; und genießt das Anſchaun ſeiner Vollkommenheiten in einem, durch Mitempfindung ſeine eigene Empfindungen verſtärkenden, Spiegel.

5) Endlich muß man auch zu den Gründen der Ehrliebe die unentwickelte Vorſtellung der Pflicht rechnen. Dieſe Pflicht entſpringt freylich aus den vorhergehenden Gründen; und mehrentheils fügt man ihrer Empfehlung einen oder mehrere derſelben bey. Unterdeſſen erhält, durch die Anknüpfung an dieſen ſo erhabenen Begriff, der Trieb zur Ehre bey vielen Menſchen eine nicht unbeträchtliche Verſtärkung; und nach der verſchiedenen Anordnung des ganzen Syſtems der Pflichten, manche Verſchiedenheiten in ſeiner Ausbildung.

§. 57.

Von den Verſchiedenheiten der Menſchen in Anſehung der Ehrbegierde und deren Urſachen.

Die Unterſchiede der Menſchen in Anſehung des Triebes zur Ehre, kommen in folgenden Hauptſtücken zuſammen:

1) Erſtlich unterſcheiden ſie ſich in Anſehung der **Art von Achtung**, die ſie allein oder am meiſten begehren. Es giebt eine Achtung, die mehr **Furcht**, und eine andere, die mehr Liebe hervorbringt. Wenn alle Menſchen nach Achtung ſtreben: ſo iſt es den einen mehr darum zu thun, ſich in Anſehn zu ſetzen und furchtbar zu machen; die andern ſuchen durch Beyfall ſich Liebe zu erwerben. Ob dieſer Unterſchied daher komme, daß die erſtern die Menſchen mehr für bös, und ihre Furcht und Unterwürfigkeit für nützlicher halten, als ihr Wohlwollen, die andern, das Gegentheil anzunehmen, geneigt ſind; oder daher, daß das Selbſtgefühl den einen ſagt, daß es ihnen leichter ſeyn wird, durch Liebe zu herrſchen, als durch Furcht, die andern hingegen in dieſem Selbſtgefühl einen Beruf zu empfinden glauben, durch Gewalt zu herrſchen; darüber läßt ſich nicht allgemein entſcheiden. Beyderley Urſachen ſind in der Natur gegründet; und die entferntern Principien derſelben, nebſt den Nebenurſachen, finden ſich in den allgemeinen Unterſuchungen über die Gründe der verſchiedenen Gemüthsarten.

2) Der zweyte Unterſchied bey der Ehrbegierde bezieht ſich auf die **Perſonen**, um deren Beyfall es einem zu thun iſt. Dieſer Unterſchied hängt von den Begriffen ab, die man von dieſen Perſonen hat, und von dem Werthe ihres Beyfalls; von ihrem Vermögen, durch

Liebe unmittelbar zu beglücken, oder durch ihren Beyſtand nützlich zu ſeyn, oder durch ihr Urtheil unſern Werth bey andern, oder zu unſerer eigenen Beruhigung, beſtimmen zu helfen. Natürlicher Weiſe ſuchen alſo alle Menſchen die Achtung und den Beyfall derjenigen, die ihnen achtungswerth vorkommen. Wenn es ihnen aber nicht gelingt: ſo geſchieht es, vermöge einer begreiflichen Wendung der Eigenliebe, gar oft, daß ſie ſich diejenigen als wichtig, verſtändig und groß vorſtellen, die ihnen ihren Beyfall geben, und die andern hingegen ihnen verächtlich werden *).

3) Die Ehrbegierde beſtimmet ſich ferner zu einer beſondern Art durch dasjenige, worinn einer ſeine Ehre ſetzt, wodurch er Aufmerkſamkeit und Achtung zu erwecken ſucht. Der eine durch Poſſen, ein anderer durch Putz, der dritte durch Pracht oder durch zierlichen Geſchmack. Dort waget einer ſeine Eingeweide und ſein Gebein für die Ehre, den höchſten wunderlichſten Sprung geſprungen zu ſeyn; hier entſagt eine Schöne aller Schaamhaftigkeit, um für die Schönſte in ganz Griechenland, von dem Scheitel bis zum Fuße ohne Flecken und Tadel, erkannt zu werden. Um mit allem Anſtande ſeiner Kunſt zu ſterben, verbeißt der Fechter den tödtenden Schmerz; und edler bittet der im Treffen gefallene Grieche den Feind, daß er doch das gezuckte Schwert durch die Bruſt ihm ſtoße, damit ſein Liebhaber nicht ſich ſeiner ſchämen müſſe, wenn er ihn rückwärts verwundet fände **).

Es

---

*) S. unten §. 66.

**) Plutarch Pelopidas, K. 18.

Es giebt unter das Vieh herabgeſunkene Menſchen, die ſich ihrer Ueberladungen mit Speiſe und Trank rühmen: und Ungeheuer, die von ihren Verführungen der Unſchuld, als ſo vielen Heldenthaten, von den natürlichen Strafen ihrer Verbrechen, als von Siegeszeichen, reden. Gottlob, es giebt mehrere Menſchen, die ihre Ehre darinn ſuchen, Gutes zu thun, ihren Nebenmenſchen nützlich zu ſeyn, durch muthige Ausführung, oder durch mächtigen Unterricht, durch klugen Rath, durch kräftige Unterſtützung; oder in der Kunſt mit Duldſamkeit und Sympathie ſanfter ſie durch rauhe Pfade des Lebens durchzuführen, durch unvermerkte Hülfe ihre Leidenſchaften zu mäßigen, ihre Tugend zu ſtärken.

4) Mit dieſem Unterſchiede ſteht mehrentheils in gleichem Verhältniß der vierte, der die Zeichen betrifft, nach denen einer ſeine Ehre abmißt. Unhaltbares Lachen, Händeklatſchen, Menge derer, die ſich beugen, gaffen, oder ſeinen Namen nennen, ſeine Schriften kaufen, ſind es dem einen; dem andern der Grad des Nachdrucks und Gefühls in den aus Achtung beſcheiden ſich zurückhaltenden Blicken des Dankes, der Bewunderung und der Liebe, in den Augen derer, die ihn kennen. — Der eine wartet ungeduldig auf die Säulen, die man ihm errichten wird; der andere kitzelt ſich angenehmer mit der Vorſtellung, daß man dereinſt fragen werde, warum ihm keine Säulen errichtet wurden. Dieſer gäbe für ein gut Wort jeden Titel weg, der nicht nöthig iſt, ſeine Geſchäfte zu bezeichnen; jener dient ohne Beſoldung um des Titels willen, und macht ſeine Kinder zu Bettlern, oder ſich zum Spitzbuben, um ſeinen Rang zu behaupten, und ſeine phantaſtiſchen Vorzüge.

5) Endlich liegt noch ein Hauptunterſchied in der Stärke des Triebes zur Ehre, nach dem Verhältniſſe zu den übrigen Trieben. Dieſer Unterſchied aber verbindet ſich mit den vorhergehenden; und ſo entſtehen die Begriffe von Ehrliebenden, von Ehrgeizigen, Ruhmſüchtigen, Stolzen, Eiteln, Hochmüthigen, Eingebildeten.

Der Ehrliebende, der Mann von Ehre, iſt derjenige, der durch wahre Vollkommenheiten und rechtſchaffene Thaten gegründete Ehre zu erlangen ſucht. Ein Freund jeder Vollkommenheit, aber der Eingeſchränktheit des menſchlichen Weſens und ſeiner eigenen Kräfte ſich bewußt, ſucht er beſonders in demjenigen ſich hervorzuthun, wozu er die meiſte Geſchicklichkeit beſitzt, und womit er am meiſten Gutes zu ſtiften hoffen kann. Er ringt hauptſächlich nach dem Beyfalle der Vernünftigen und Rechtſchaffenen; mehr nach innerm Beyfalle und ſtiller Hochachtung, als äußerlichen Ehrenbezeugungen; ſchätzt lehrreichen Tadel höher, als unverſtändiges Lob; iſt lieber eine Zeitlang klein unter denen, durch die er ſich zur wahren Größe bilden kann, als immer der Größte unter den Kleinen, u. ſ. w.

Ehrgeizig überhaupt heißt, wer zweckwidrig und unmäßig, mit Aufopferung deſſen, was nicht aufgeopfert werden ſollte, nach Ruhm oder Anſehn oder Ehrenbezeugungen ſtrebt.

Der Ruhmſüchtige will, daß man weit und breit, und lange von ihm ſpreche; und will es ohne weitern, oder doch ohne vernünftigen Zweck. Einem jeden, der mit gleichen oder größern Vorzügen neben ihm ſich zeigt, ſieht er mit neidiſchen und feindſeligen Augen als

einen Nebenbuhler an, der ihm im Wege ſteht. Wenn er nach wirklich großen Eigenſchaften und Verdienſten ſtrebt: ſo iſt Ruhm vor Menſchen doch der einzige oder ſtärkſte Beweggrund dazu; und er findet wenig oder gar keinen Reiz in ſich, unbemerkt Gutes zu ſtiften.

Der Stolze glaubt ſich der Ehre ſchon gewiß; mag er ſie auf ſeine Verwandſchaft, oder auf ſeine Glücksgüter, oder ſeine Geiſtesgaben, oder ſeinen Körper, oder ſeine Thaten, oder ſeine Schriften, gründen. Er bemüht ſich nicht um Ehrenbezeugungen, er erwartet ſie als eine Schuldigkeit. Voll des Gefühls ſeiner Vorzüge und ſeiner Verdienſte, ſieht er nicht ſeine Fehler, nicht die gleichen oder größern Vollkommenheiten anderer; verachtet die ihm nachtheiligen Urtheile, ohne ſie genau zu unterſuchen. Leicht erhebt ihn denn auch dieſes Gefühl zu einer eingebildeten Größe und Wichtigkeit, die er nicht hat *); oder macht ihn geneigt, andern verächtlich zu begegnen, hochmüthig und grob; grauſam und unverſöhnlich gegen diejenigen, die ihn beleidigen **).

*) S. von Maupertius, *d'Argens* Hiſt. de l'Eſprit hum. Tom. IV. p. 357.

**) Wenn die vernünftige Ehrliebe bisweilen Stolz, edler Stolz genannt wird: ſo geſchieht es darum, weil ſie macht, daß der Rechtſchaffene, ſeines wahren Werthes ſich bewußt, im Stande iſt, beym Beyfalle der Unwürdigen gleichgültig zu ſeyn, der Unvernünftigen Stolz und Trotz furchtlos zu verachten, und allen Mitteln zum Anſehn, und allen Arten der Vertheidigung großmüthig zu entſagen, die Schwäche beweiſen würden, Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, oder gegen ſeine beſſern Richter. Züge eines ſolchen edlen Stolzes kommen im Leben des Dictators Fabius vor, beym Plutarch.

Der Eitle iſt derjenige, der in Anſehung der Ehre gemeiniglich aus demjenigen viel macht, was am wenigſten werth iſt. Er mag ſich gern loben hören, und und durch Titel, Rang, Kleidung und andere äußerliche Kleinigkeiten ſich unterſcheiden. Er giebt oft den beſſern Beyfall für den mehrern, den vorübergehenden für den dauerhaftern der Zukunft hin. Durch Schmeicheleyen läßt er ſich gewinnen, und durch irgend ein niedliches Lob wieder verſöhnen. Er kann nicht gut warten, bis andere ſeine Vollkommenheiten, oder was er dafür hält, entdecken; ſondern kömmt ſelbſt zuerſt darauf, und ſpricht gern davon *).

Es iſt leicht einzuſehen, daß alle dieſe Unterſchiede hauptſächlich von den verſchiedenen Graden der Urtheilskraft und der Einſicht in die wahren Verhältniſſe der Dinge herkommen. Und nach dieſen Graden der dabey fehlenden oder noch mitwirkenden Urtheilskraft haben dieſe Ausartungen der Ehrliebe mehr oder weniger Feinheit, mehr oder weniger auffallend dummes oder anſtößiges.

Daß

*) Dies letztere iſt an ſich nicht immer ein Merkmaal der Eitelkeit, ſondern bisweilen nur eine Folge von ſanguiniſcher Lebhaftigkeit; wo denn einer eben ſo leicht auch von ſeinen Fehlern ſpricht. Garve (in den Anmerkungen zu Fergusons Moralphiloſophie) ſchreibt: Eitelkeit kann mit einem ziemlichen Grade von Gutherzigkeit beſtehn; aber ſie iſt das ſichere Zeichen eines kleinen und ſchwachen Geiſtes; ſie iſt immer mit Zaghaftigkeit verbunden, und unterwirft den Menſchen der Gewalt aller derer, die über ihn urtheilen. Man vergleiche auch hierbey Kants Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, S. 93. f.

Daß in dem natürlichen Verhältniß der Triebe kein Menſch ohne alle Ehrbegierde iſt, wenn er nur irgend etwas von geſellſchaftlicher Verbindung weiß, iſt gleich anfangs bemerkt worden. Wenn bisweilen ein Menſch ohne alle Ehrbegierde zu ſeyn ſcheint; ſo kann dies daher kommen, daß es ihm nur noch am rechten Reize fehlt, an einem Beyfalle, einem Vorzuge, der ihm wichtig genug ſcheint, um empfindlich dagegen zu ſeyn *). Oder es iſt Verſtellung; Demuth iſt eine nicht mehr unbekannte Masque einer der gefährlichſten Arten von Ehrſucht. Sie wird beleidigt, wenn man ſie völlig für dasjenige erkennt, was ſie iſt, eben ſowohl, als wenn man ſie für das annimmt, was ſie ſcheinen will. Und ſie glaubt um ſo viel mehr erwarten zu dürfen, je beſcheidener ſie fordert.

Geſchwächt kann die Ehrbegierde werden durch die Ueberredung, daß einem andere nicht viel ſchaden oder nutzen können; oder dadurch, daß einer durch ſein eigenes Bewußtſeyn ſich ſeines Werthes überhaupt, oder ſeiner Handlungen im einzelnen Falle ſo verſichert hält, daß er das Urtheil anderer dazu ganz und gar nicht nöthig zu haben glaubt; und endlich durch die Erſtickung aller feinern Gefühle unter der Gewalt der gröbern Sinnlichkeit. Alſo kann auch menſchenfeindliche Verachtung anderer gleichgültig gegen die Ehre machen. Sie kann aber auch durch die Vorſtel-

*) Les hommes ne ſont quelquefois ſenſibles qu'à la plus grande gloire. — Une petite gloire n'eſt deſirée, que par une petite ame. *Helvetius* II. p. 104.

lung, daß es Pflicht ſey, eingeſchränkt werden, und durch Beſchäftigung mit andern Gegenſtänden, die wichtiger ſind oder ſcheinen, als Beyfall der Menſchen. Dies gilt von jeder Neigung.

§. 58.

Von der Ehrliebe der Ritterzeiten. Vergleichung der Japaner und Ceyloneſen.

In der Naturgeſchichte der Ehrliebe verdienen die Ritterzeiten eine beſondere Beobachtung. Eine ſonderbare Miſchung der Grundſätze des Hofes und der Kirche; Uebertreibung ſowohl auf der Seite der ſorgſamen minniglichen Zärtlichkeit, als des kraftvollen Muthes; Befeſtigung und Verſiegelung durch das wahre Bedürfniß einer Heldenfreundſchaft, oder der Vorſtellung eines großen auf dieſem Wege der Ehre zu erlangenden Glücks, ſind die Hauptſtücke in dem Character dieſer Ehrliebe der Ritterzeiten.

Unter den beſten Wünſchen für deſſen Wohl, mit dem er um Ehre und Leben ſtreiten will, fordert der großmüthige Ritter ſeinen Gegner heraus; iſt wieder ſein Freund und ſein Wohlthäter, ſo bald er ihn überwunden hat; und lehnt beſcheiden alle Lobſprüche und alles Verdienſt von ſich ab.

Dieſe Ehrbegierde war auf Achtung für andere und auf Begierde zu gefallen gegründet *).

Von

*) S. *Hume* Hiſt. of Engl. Vol. II. p. 205. 214. 225. Desgleichen Memoires ſur l'ancienne Chevalerie. Par. 1759.

Von der entgegengeſetzteſten Art ſcheint die Ehrliebe der Japaner zu ſeyn. Schwarzblütig, auf Haß und Verachtung anderer, auf Geringſchätzung des Lebens, gegründet, verzeihet ſie kein Vergehn, und will ſich keines verzeihen laſſen; nicht ſo ſehr darauf bedacht, die Achtung des andern zu gewinnen, als ihn zu zwingen, daß er ſich ſelbſt verächtlich finde. Der Japaneſe ſchneidet ſich ſelbſt den Bauch auf, wenn er beleidigt worden iſt, um ſeinen Gegner zu zwingen, daß er ſich ſelbſt umbringe oder verachte *).

Eitel in einem ſehr hohen Grade iſt die Ehrbegierde der Ceyloneſen. Armſelige Sklaven ihres Königes und ihres Aberglaubens, und verächtlich nach ihrem eigenen Urtheile in der Vergleichung mit einem Europäer, ſetzen ſie doch ihr höchſtes Gut in dem Range der Caſte, in der ſie geboren ſind. Sie ſtreben ohne Unterlaß nach Ehrenſtellen, von denen ſie vorher wiſſen, daß ſie wegen der Tyranney des Königes äußerſt gefährlich ſind. Freygebig beehren ſie ſich ſelbſt und andere mit nichtsenthaltenden Titeln, wovon ihre Sprache voll iſt. Sie haben dreyzehn Worte, um eine Frau zu nennen, wovon das eine immer um einen Grad höflicher iſt, als das andere; für die Männer ſo viele nicht. Sieben Ausdrücke haben ſie für anderer Völker Du und Ihr **).

*) S. Recueil des Voyages au Nord, Vol. III. p. 101. ſeq. 107. 125. ſeqq.

**) S. *Knox* Part. III. cap. 7. 9. alib. S. daſſelbe von den Siamern bey *De la Loubere* Deſcription du Royaume de Siam I. 166.

§. 59.

Sonderbarheiten und Fragen.

Man hat angemerkt, daß bisweilen Menſchen um derjenigen Eigenſchaften willen am liebſten geſchätzt oder doch gerühmt zu werden begehren, die ſie am wenigſten beſitzen. Card. Richelieu hatte die Eitelkeit, einen guten Dichter vorſtellen zu wollen, welches er nicht war. Wer ihm ſchmeicheln wollte, mußte ſeine Gedichte loben. Seine Staatsmänniſchen Einſichten zu tadeln, würde er viel eher verziehen haben, als ſeinen dichteriſchen Witz. Eben ſo macht bisweilen ein Gelehrter Anſpruch auf den Ruhm der Artigkeit eines Hofmanns; und eine Schöne ſucht ihre Ehre im Schein der Gelehrſamkeit.

Wenn man annimmt, daß ſolche Menſchen den Beyfall zur Unterſtützung ihres eigenen Urtheils begehren; ſo iſt dieſe Sonderbarheit begreiflich. Je ſchwächer daſſelbe in Anſehung eines Theiles ihrer angemaßten Vollkommenheit noch iſt, deſto nöthiger iſt ihm dieſe Unterſtützung.

Iſt es wahr, daß den Menſchen mehr daran gelegen ſey, nicht für lächerlich, als nicht für laſterhaft gehalten zu werden; lieber in dem Verdachte eines böſen Herzens, als eines geringen Verſtandes zu ſeyn?

Allgemein gewiß nicht. Und es kömmt wohl hiebey darauf an, ob einem mehr darum zu thun iſt, geliebt oder gefürchtet zu werden; auch was für eine Denkart bey denenjenigen herrſchet, nach deren Achtung man vornehmlich ſtrebt. Wenn freylich, wie Helvetius annimmt, der Verſtand (Eſprit) die erſte aller Vollkommenhei-

menheiten, und uuendlich mehr werth iſt, als die Tugend eines ehrlichen Mannes; und beym Lob, das man giebt, und dem Lobe, das man begehrt, alles nur auf den Nutzen gerichtet iſt: ſo kann es nicht anders ſeyn. Und dem vollkommen angepaßt iſt denn auch die Erklärung, daß es darum erlaubt ſey, ſein Herz, ſeine Rechtſchaffenheit zu loben, und nicht auch ſeinen Verſtand; weil nämlich jenes nichts auf ſich habe, den Neid nicht aufbringe *).

Allein wenn man Tugend und Genie (eſprit) nach den gewöhnlichen Begriffen einander entgegenſetzt; nicht unter jener bloß gutes Herz, Neigungen ohne Stärke und Grundſätze, und unter dieſem Weisheit verſteht; ſo giebt es Menſchen genug, denen es Ernſt iſt, wenn ſie ſich für die Ehre ihres Herzens beſorgter zeigen, als für die Ehre ihres Verſtandes. Und das Publikum, im ganzen genommen, verkennet den Werth der Tugend auch nicht ſo ſehr, daß es nicht in ſehr vielen Fällen dem Manne von unverdächtiger Rechtſchaffenheit den Mann von Genie nachſetzte. Freylich nicht, wenn es amüſirt ſeyn will.

Daß es aber erlaubt iſt, ſich ſelbſt das Zeugniß eines guten Herzens oder rechtſchaffener Geſinnungen zu geben; und nicht eben alſo, das Zeugniß vom Verſtande; hat natürlichen Grund darinn, daß man jene Eigenſchaften für nothwendig, und von eines jeden freywilliger Bemühung abhängig hält, auch hierinn ein jeder ſich ſelbſt am ſchärfſten beurtheilen kann und muß. Genie aber iſt mehr ein Geſchenk der Natur, und weniger allgemein nöthig.

*) S. de l'Eſprit. I. ch. VI. XXV.

nöthig. Und in welchem Grade einer daſſelbe beſitze, können andere gemeiniglich beſſer beurtheilen, als er ſelbſt. Es iſt alſo unbillig, eitel und verwegen, ſich darinn ſelbſt einen Vorzug geben zu wollen.

Das Bewußtſeyn ſeiner Vorzüge vor andern, und der bereits erworbenen Achtung, macht bisweilen den Menſchen nachläſſiger in der Vermehrung ſeiner Vollkommenheiten und Verdienſte; bisweilen eifriger. Beydes ereignet ſich, ſowohl beym Bewußtſeyn, daß einem noch Vollkommenheiten fehlen, die andere beſitzen, als bey der Vorſtellung, daß man andere ſeiner Gattung überhaupt ſchon übertreffe. Es würde wichtige Folgen für die praktiſche Pſychologie geben, wenn man genau ausmachen könnte, unter welchen Vorausſetzungen, und bey welchen andern Eigenſchaften des Characters, das eine oder das andere zu erwarten iſt *).

Kann man etwas wirklich gering ſchätzen, und doch ſehr empfindlich darüber ſeyn, wenn es einem nicht wiederfährt? Plutarch verneint dies in einer vortreflichen Stelle **). Un-

*) Für einen Fall hat Plutarch dieſe Unterſuchung ſchon etwas genauer beſtimmet im Coriolan Kap. 4. „Wenn jungen Männern zu bald viel Ehre wiederfährt; ſo werden ſie insgemein nachläſſig. Doch aber, wenn ſie viele Kraft und Edelmuth beſitzen: ſo wird ſie ihnen nur neuer Antrieb. Sie ſehen das, was ſie erlangt haben, nicht als ihren Preiß an, ſondern nur als Handgeld. Coriolan war ſo geſinnt. Das erhaltene Lob war ihm nur Beweggrund, ein neues ſich zu verdienen; um ſich immer gleich zu bleiben, oder vielmehr, um ſich immer zu übertreffen.“

**) Siehe Coriolan edit. Reiſk. Vol. II. p. 169. ως το χαλεπαινειν μαλιστα μη τυγχανοντα της τιμης εκ του σφοδρα γλιχεσθαι φυομενον.

Unterdeſſen kann man eine Sache verachten, und dennoch durch die Urſache, um welcher willen ſie einem nicht ertheilt wird, beleidigt werden.

Darinn hat Plutarch aber recht, daß die angenommene Gleichgültigkeit oft nur ſtolzere Begierde iſt, und bey betrogener Hoffnung ſich verräth *).

§. 60.

Nacheiferung. Begierde um Nachruhm.

Eine natürliche Wirkung der Ehrbegierde iſt die Nacheiferung; das Beſtreben, diejenigen, die man auf einer höhern Stufe der Ehre oder Ehrwürdigkeit erblickt, zu erreichen oder zu übertreffen.

Unterdeſſen beweiſet es keinen Mangel an Ehrliebe, wenn einer da nicht zur Nacheiferung gereizt wird, wo er dieſelbe ſeinen Kräften oder Pflichten nicht gemäß erkennt.

Die Nacheiferung beſteht in gutartigen Seelen mit dem Wohlwollen gegen denjenigen, dem man nacheifert; bey andern aber verunedelt ſie ſich durch Neid.

Ihre erſte Regung kann Freude ſeyn über das entdeckte weitere Ziel, über den Anblick einer größern Vollkommenheit **); oder auch Betrübniß, daß es nicht ſchon erreicht iſt, daß andere zuvorgekommen ſind ***). Die Nach-

*) Und voll Wahrheit und Stärke iſt der Gedanke, der vorhergeht: τον γαρ ἡκιςα θεραπευτικον ἡκιςα πρεπει τιμοϱητικον ειναι των πολλων.

**) S. Plutarch im Theſeus K. 6.

***) Der Anblick der Bildſäule des Alexanders, und der Gedanke, im gleichen Alter noch nicht gleiche Thaten verrich-

Nacheiferung ſetzt die Vorſtellung voraus, mit Vortheil neben dem andern erſcheinen, oder ihm nachfolgen zu können. Wenn alſo Beyſpiele vorhanden ſind, die das höchſte Ziel menſchlicher Kräfte erreicht zu haben ſcheinen; ſo kann es ſeyn, daß die Nacheiferung dadurch geſchwächt, und die Laufbahn auf einige Zeit ganz leer gelaſſen wird.

Je mehr die Zeitgenoſſen von der Bewunderung der Vorgänger erfüllt, vielleicht verblendet, den Nacheiferern Gleichgültigkeit oder Unbilligkeit beweiſen: deſto mehr iſt dieſe Wirkung zu erwarten.

Aus der Ehrliebe entſpringt die Begierde, **nach dem Tode** noch berühmt, oder doch in gutem Andenken zu ſeyn. Die Beweggründe, durch die ſie daher entſpringt, können verſchieden ſeyn. Gemeiniglich geſchieht es

---

verrichtet zu haben, preßten dem Cäſar Seufzer aus. *Sueton* Caeſ. c. 7. Als nach der Marathoniſchen Schlacht alles voll war von dem Ruhm des Miltiades, und ſeinem Sieg, ſah man den jungen Themiſtokles immer tiefſinnig. Des Nachts ſchlief er nicht; er kam nicht mehr in die gewohnten Geſellſchaften. Da man erſtaunt ihn um die Urſache dieſer ſchnellen Veränderung fragte, gab er zur Antwort, Miltiades Siegesehre ließe ihn nicht ſchlafen. Plutarch, Themiſtokles K. 3. Uebrigens war die Ehrbegierde dieſes großen Mannes nicht von der eiteln, ſondern von der gründlichen Art; wie der bekannte Zug ſchon hinlänglich beweiſet, da er die niederträchtige Drohung des Laced. Heerführers der vereinigten Griechen kaltblütig mit den Worten erwiederte: Schlag nach mir, wenn du willſt, aber höre mich nur. Das Opfer, das ſeiner Ehrliebe bey den Olymp. Spielen nachmals gebracht ward, iſt ſeines feinen Gefühls werth geweſen. S. Plutarch K. 17.

es wohl mittelſt verſchiedener Täuſchungen der Imagination.

Die Menſchen bilden ſich die Begriffe vom künftigen Leben, nach der Aehnlichkeit des gegenwärtigen. Je weniger ſie hiebey deutlicher Einſicht und genauer Beurtheilung folgen, je weniger ſie es mit Ueberlegung thun; deſto weniger beſtimmen ſie die Gränzen dieſer Aehnlichkeit nach vernünftigen Gründen. Was ihnen angenehm, was ihnen wichtig in dieſem Leben war, das miſcht ſich unter eben dieſem Geſichtspunkte mit unter die Vorſtellungen des künftigen Zuſtandes der Seele. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn ſie eben die Ehre, die ihnen hier ſo wichtig war, nach dem Tode noch ſich wünſchen; wenn ſie erſchrecken bey dem Gedanken, daß die Zurückbleibenden dieſes und jenes Böſe von ihnen ſagen und glauben ſollten; wenn Wonne ſie überſtrömt bey der Vorſtellung der Lobſprüche, der guten Zeugniſſe, der Thränen, womit man ihr Andenken feyern werde. Die Verknüpfung ſolcher Empfindungen mit ſolchen Vorſtellungen, iſt zu natürlich, zu ſtark, bey dem Menſchen; als daß auch diejenigen, die richtig hierüber nachdenken, ſich ihrer leicht ganz entſchlagen könnten. Dieſe Vorſtellungen vom Werthe des Nachruhms werden noch dadurch ſehr verſtärkt, daß bey den Urtheilen, die wir über Verſtorbene oft fällen hören, die Imagination, wiederum nach der Aehnlichkeit mit den Lebendigen, ſie uns als glückſelig oder unglückſelig wegen dieſer Urtheile vormahlet. Und die Sympathie, die mit Abweſenden, ſogar mit erdichteten Perſonen, einſtimmig zu empfinden uns zwingt, verſetzt uns in dies eingebildete Gefühl des Elendes derer, von denen man nach ihrem Tode übel

ſpricht,

ſpricht, und der Glückſeligkeit derer, die man noch liebet und verehret. Wie natürlich iſt nun nicht das Verlangen, nicht gleich jenen dermaleinſt verachtet zu werden; ſondern ein Andenken zu haben, wie dieſe?

Noch kann die Verwandſchaft der Begriffe vom Leben und vom Andenken unter den Lebendigen etwas hiebey thun. Es iſt uns, als ob wir nicht ganz aus der Welt weggiengen, wenn unſere Perſon im Andenken bleibt. Ueberhaupt leben die meiſten Menſchen ja nicht ſo ſehr in ſich, als außer ſich, ſie ſuchen ſich nicht ſowohl in dem, was ſie für ſich ſind, als in dem, was ſie andern ſind; und bey dem Triebe der Ehre geſchieht dies am allermeiſten. In dieſem Sinne ward ohne Zweifel das bekannte Non omnis moriar vom Dichter ausgedacht; er ſahe ſeine Unſterblichkeit in der Unſterblichkeit ſeiner Werke.

Und es läſſet ſich nun ſchon auch der Heroſtratſche Antrieb, durch eine außerordentlich kühne Uebelthat ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, begreifen. So groß auch der Unterſchied eines ſolchen Unternehmens und ſeiner Wirkungen in Abſicht auf die Ehre vor der Vernunft iſt: ſo iſt Aehnlichkeit genug da, um im zaubervollen Dunſtkreiſe der Imagination ein Ziel der Ehrbegierde darinn zu finden. Kühnheit und edler Heldenmuth werden unzählige Male von den Menſchen verwechſelt. Andenken bey der Nachwelt und Merkwürdigkeit, ſind nur ein wenig unbeſtimmtere Begriffe, als der des Nachruhms. Wie leicht vermengen ſich da nicht die Wirkungen? Und die Verwandſchaft der Ideen vom wirklichen Seyn, und dem Seyn in den Gemüthern anderer, konnte auch bey dem Heroſtrat wirken, wie beym begeiſterten Dichter, und dem begeiſterten Patrioten.

Aber

Aber es hat die Beeiferung um Nachruhm auch vernünftigere Gründe. Wir können ja auch durch das Andenken noch nützlich und ſchädlich werden. Wir würden unſere Lehren und Thaten noch um vieles entkräften, wenn wir es geſchehen ließen, daß unſere Ehre nach dem Tode geſchändet, daß unſer Name verächtlich, abſcheulich würde. Hingegen können, beyde, unſere Lehren und Handlungen, noch lange zum Guten ermuntern, wenn wir ein ehrenvolles Andenken hinterlaſſen.

Auch um der Unſrigen willen, um unſerer Verwandten, Freunde, Amtsnachfolger, Landsleute, Glaubensgenoſſen willen, darf es uns nicht gleichgültig ſeyn, ob man böſes oder gutes von uns ſagen kann nach unſerm Tode. Gut und vorſichtig in manchen Dingen kann alſo mit aller Vernunft die Vorſtellung vom Werth der Ehre nach dem Tode den Rechtſchaffenen machen.

Eben die Ausartungen, die ſich überhaupt beym Triebe zur Ehre zeigen, finden auch bey der Begierde um Nachruhm Statt. Eitelkeit iſt es, wenn ein Gelehrter viele Bücher kauft, damit ein anſehnlicher Katalogus nach ſeinem Tode gedruckt werden könne; oder ein Frauenzimmer für den Anputz ihres Leichnams und die ganze Ordnung des überflüſſigen Gepränges ängſtlich beſorgt iſt.

Welcher ungeheure Tyrannenſtolz, welche grauſame rachſüchtige Ehrbegierde war das nicht, was den Herodes zu dem entſetzlichen Wunſch vermogte, daß, ſobald ihm der Othem ausgegangen ſeyn würde, alle Vornehme der Nation getödtet werden ſollten, damit ganz Judäa genöthiget werde, um ihn zu trauern? Er beſchwor ſeine Schweſter bey der Liebe zu ihm, und bey

Gott, mit Thränen bat er ſie, dieſe letzte Ehre ihm nicht zu verſagen *).

Nicht ganz zwar kam die Bitte des Cicero an Luccejus, der ſeine Geſchichte ſchreiben wollte, daß er ihm zu Gefallen die Geſetze der Geſchichte übertreten, und mehr, als wahr ſey, gutes von ihm ſagen möge, aus der Abſicht auf Nachruhm her. Aber die ſonſt bekannte, vom Vorwurf der Eitelkeit nicht ganz freye Ruhmſucht des Römiſchen Redners läßt dieſe Abſicht doch auch dabey vermuthen **).

Kapitel II.

Vom Triebe, über andere zu herrſchen.

§. 61.

Allgemeine Gründe deſſelben.

Bey allem Unterſchiede, der zwiſchen einem Cäſar, welcher lieber der erſte Mann in einem kleinen Flecken, als der zweyte in Rom ſeyn wollte, und einem Bettler oder Schmarotzer, der ſich alles gefallen läßt, wenn er nur ſatt gefuttert wird, nothwendig ſeyn muß; und wenn gleich Ariſtoteles die Menſchen eintheilt, in ſolche, die von Natur Sklaven ſind, und ſolche, die die Natur gemacht hat zum Beherrſchen: ſo iſt doch jeder Menſch von Natur herrſchſüchtig; geneigter, zu fordern, daß andere ſich nach ihm richten, als nach andern ſich zu

*) S. *Joſeph.* Ant. Jud. XVII. cap. 6. de B. I. l. 33. Vielleicht war ſeine Abſicht, nur zu verhindern, daß man ſich über ſeinen Tod nicht freute.

**) S. *Epiſt.* lib. V. ep. 12.

zu bequemen. Nur giebt es vielerley Arten von Herrſchaft eines Menſchen über andere; und daher auch vielerley Gattungen der Herrſchſucht.

Der eine herrſcht, oder will herrſchen durch die Stärke ſeines Arms, ein anderer durch das Anſehn ſeiner Weisheit oder Frömmigkeit; das ſchwächere Geſchlecht, wiſſen wir, macht Anſpruch auf Herrſchaft, und behauptet ſie durch die Reize ſeiner Bildung, ſeine Schmeicheleyen oder ſeine Thränen.

Die Gründe der allgemeinen Neigung des Menſchen zum Herrſchen entdecken ſich leicht, und machen das Bisherige, das die Erfahrung genugſam beweiſet, völlig begreiflich.

1) Der erſte Grund dazu liegt in der guten Meynung, die gewöhnlich ein Menſch von ſich ſelbſt hat. Um dieſer willen glaubt er nicht nur ſein eigener Führer ſeyn zu können, und dabey zu verlieren, wenn er den Gebrauch ſeiner Kräfte dem Willen eines andern überließe; er glaubt wohl auch um den andern ſich verdient zu machen, wenn er ihn leitet und führt, oder allenfalls auch mit Gewalt zieht und treibt *). Bey ſolchen Vorzügen einer ſolchen Ueberlegenheit an Kraft, hält er es für natürliches Recht und Billigkeit, für göttlichen Beruf vielleicht, zu herrſchen: wenigſtens wenn eines von beyden ſeyn müßte; entweder ſich andern zu unterwerfen, oder andere ſich. Wenn man ſich fühlt, wie Cäſar ſich fühlen mußte, und nicht nur fühlte, gewiß deutlich ſeine Ueberlegenheit einſah; da lieber ſich unter das Joch beugen,

 als

*) So ſehr dies an ſich auch Fehler iſt: ſo trägt es doch zur wechſelſeitigen Bildung viel bey.

als ſeiner Kraft ſich bedienen und Herr ſeyn: dies kann wohl ein Zwang ſeyn, deſſen die menſchliche Natur nicht unfähig iſt; natürliche Neigung iſt es nicht. Aber man glaubt, daß jeder Menſch, wenn nicht überhaupt, doch in einem oder dem andern Stücke für vollkommener ſich, als jeden andern Menſchen, halte; und demnach müßte er ſich in einigen Verhältniſſen zum Herrn und Meiſter beſtimmt erachten.

2) Aber auch als Zeichen der Vollkommenheit, der Stärke oder Weisheit, muß der Menſch die Herrſchaft lieben. Sich ſelbſt wird er verächtlicher, und fürchtet mit Grunde, auch andern es zu werden; wenn er immer als der Schwächere erſcheint.

3) Nun kann unmittelbar aus der Selbſtliebe die Begierde zu herrſchen entſtehen, mittelſt des Triebes, andere ſich ähnlich zu machen, ſein Weſen ihnen einzudrücken, und ſich ſelbſt dadurch zu vervielfältigen *).

4) Endlich iſt oder ſcheint Herrſchaft und Gewalt über andere das Mittel, ſeine übrigen Bedürfniſſe zu befriedigen; reizt als nützlich zu jedweder andern Abſicht. Den Herrſcher fürchtet und ehret der große Haufe. Ihm fallen die Schätze der Erde zu. Auch das Weib giebt ihm gern den Vorzug, zumal, wenn er bey ihr ſchwach werden, oder ſeine Macht mit ihr theilen will.

Cäſar war zu ſehr Wollüſtling, um bloß der Ehre wegen oder zum Zeitvertreib nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben. Ihn trieben gewiß auch die Vortheile derſel-

*) S. Ueber das Univerſum, S. 63.

derſelben dazu an *). Der Cardinal von Retz hingegen, ob er gleich gern mit dem Cäſar ſich vergleichen mogte, und in keinem Stücke ſein Fleiſch kreuzigte, ſcheint mehr durch den vorigen Grund zur Herrſchſucht getrieben worden zu ſeyn. Er war eitel, und er hatte Wohlgefallen an Widerſetzlichkeit und an verworrenen Händeln; auch wo er ſich weiter nichts davon verſprechen konnte, als Gelegenheit, ſich zu zeigen, und ſeinem intriganten Kopfe etwas zu thun zu geben **).

Es kann aber auch hier der Nutze entweder in Erlangung des poſitiven Guten, oder in Vermeidung des Uebels, in der Sicherheit vor denen, die außerdem mächtiger ſeyn würden, geſetzt werden. Beym Auguſt ſcheinet mehr das Letztere der Fall geweſen zu ſeyn. Er war von Natur furchtſam, argwöhniſch, und daher auch zur Grauſamkeit geneigt; von der ihn in der Folge Klugheit und Grundſätze viel mehr abhielten, als Naturel.

Etwas dieſem Triebe ähnliches kann man faſt auch bey einigen Thierarten zu bemerken glauben; eigentlicher kömmt er aber doch dem Menſchen ausſchließend zu; ſo wie auch die angezeigten Gründe.

*) Man ſehe Plutarch im Leben des Cäſars, und Imago civilis Julii Caeſ. in *Bac. Verulan.* opp. Vol. II. edit. 1740. fol.

**) S. Eſprit de la Fronde und ſeine eigene Memoires.

§. 62.
Wirkungen dieſes Triebes.

So angenehm auch die Vorſtellungen ſeyn können, die der Herrſchſüchtige von den Vortheilen der Gewalt über andere ſich macht: ſo abſchreckend ſind die Folgen und die Wirkungen, die dieſe Leidenſchaft natürlich nach ſich zieht.

1) Erſtlich iſt ſie unerſättlicher noch, als andere Leidenſchaften. Denn ſie iſt es nicht nur aus dem allgemeinen Grunde, daß unſere Ideen ſo leicht über das, was wir wirklich vor uns haben und beſitzen, hinausgehen, mit dem Anwachſe deſſelben wachſen und Begierden nach ſich ziehen; ſondern insbeſondere auch noch wegen der Furcht, das, was man bereits beſitzet, zu verlieren, wofern man nicht noch mehr Macht und Anſehn ſich erwirbt. Einer Furcht, die deſto empfindlicher wirkt, da derjenige, welcher Macht und Anſehn verliert, insgemein weit elender wird, als er war, ehe er ſie erlangt hatte; wegen des Haſſes, den er durch den Gebrauch derſelben ſich zugezogen hat, und der Schande, die ihm aus dem Urtheile zuwächſet, daß er ſich nicht zu behaupten gewußt habe, unwürdig des Poſten geweſen ſey, zu welchem das Glück ihn erhoben hatte. Dieſe Furcht aber muß der Herrſchſüchtige haben; da er weiß, wie ungern die Menſchen ſich beherrſchen laſſen, da er die gefährlichen Künſte und Bemühungen des Ehrgeizes und der Herrſchſucht kennt. Wer von vielen gefürchtet wird, hat ſich vor vielen zu fürchten.

2) Dieſe Furcht, dies Beſtreben des Herrſchſüchtigen, ſeine Gewalt gegen ſo viele und beſtändige Gefahren

ren zu ſichern, macht ihn argwöhniſch, grauſam oder argliſtig. So macht er die Gefahr, der er entgehen will, immer größer, durch die immer neuen Urſachen des Haſſes, den er gegen ſich erreget. Denn wie viele ſind weiſe genug, ihr Anſehn nur durch Liebe behaupten zu wollen, und wenn ſie es wollen, es zu können? Glücklich genug, auch den Verdacht einer ungerechten Anwendung ihrer Macht auszurotten; zumal wenn der Urſprung derſelben nicht rechtmäßig geweſen iſt?

Unterdeſſen kömmt es auf das Temperament und den übrigen ganzen Character noch immer ſehr an. Cäſar, ob er gleich die Stelle aus dem Euripides oft im Munde führte, Nam ſi violandum eſt jus, regnandi gratia violandum eſt *); verdiente doch viel eher den Beynamen des Gnädigen, als den Vorwurf der Härte und Grauſamkeit **). Sein Temperament und ſeine Klugheit ließen beyde nicht zu, daß ſeine Herrſchbegierde Tyranney wurde.

Daß die Herrſchſucht ſich oft auf der einen Seite verleugnet, um auf der andern ſich befriedigen zu können; ſich vor dem einem demüthig beuget, um den andern drücken zu können; iſt bekannt genug. Es läßt ſich keine Niederträchtigkeit und Bosheit denken, deren ſie nicht fähig macht. Richard III beſchuldigte ſeine eigene Mutter, eine Prinzeſſinn von untadelhaftem Character, des Ehebruches, um alle Geſchwiſter für unehlich erklären zu können.

*) *Suetonius* cap. 30.

**) *Sueton*. c. 75. und *Plutarch*.

§. 63.

Von der Herrſchſucht, in Anſehung der Meynungen u. Neigungen.

Eine Gattung von Herrſchſucht, die eine beſondre Betrachtung wohl verdient, iſt die Neigung, andern ſeine Meynungen aufzudringen, über ihren Geſchmack und Gewiſſen, ihren Verſtand und ihren Willen zu herrſchen. Ein weitläuftiges Geſchlecht von vielen Arten und Unterarten. Aus dem erſten allgemeinen Grunde der Herrſchſucht (§. 61.) kann dieſe Neigung um ſo viel leichter entſtehen; je leichter es iſt, daß ein Menſch in Anſehung der innern Kräfte und Vollkommenheiten eine zu gute Meynung von ſich, und eine zu geringe von andern hat. Aeußerliche Größe und Beſchaffenheit fällt in die Augen, die fremde, wie die eigene; da kann noch leichter richtige Vergleichung entſtehen. Aber was das Innere anbelangt, da hat die Eigenliebe den Vortheil, das werthe Selbſt allein nur völlig zu ſehen, und von dem, was andere beſitzen, gar vieles ſchlechterdings nicht gewahr zu werden. Dazu werden zum Grunde und Maaßſtabe des Urtheils über Vollkommenheit und Unvollkommenheit des Innern anderer, über Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Geſinnungen und Meynungen, insgemein die eigenen Meynungen und Eigenſchaften angenommen. Kein Wunder alſo, wenn die Menſchen ihre Meynungen und Neigungen ſo gern andern zu Geſetzen machen mögen.

Hiezu kömmt noch ein anderer Grund. Wenn andere unſern Meynungen Beyfall geben, unſere Geſinnungen annehmen: ſo können wir uns um ſo viel leichter von der Richtigkeit derſelben überreden, oder bey dieſer Ueberredung behaupten. Müſſen wir hingegen ihnen nachgeben: ſo müſſen wir geſtehen, daß wir weniger Verſtand,

Verſtand, weniger Geſchmack, weniger Rechtſchaffenheit beſaßen, daß wir, wer weiß wie lange, wie ſehr im Irrthum waren. So lange uns auch nur widerſprochen wird: kann uns vielleicht noch immer die Furcht des Gegentheils beunruhigen *).

Es iſt daher begreiflich, daß die Herrſchſucht in dem Gebiete des Verſtandes und der Meynungen um ſo viel heftiger werden könne, je mehr einem daran gelegen iſt, in einem dieſer Dinge nicht im Irrthum zu ſeyn, oder andere nicht darinn zu laſſen. Freylich aber hat auch dieſe Art von Herrſchaft ſo viel zu bedeuten, kann ſo leicht jede andere nach ſich ziehen, ſonderlich wenn es Herrſchaft über die Gewiſſen iſt: daß auch jedweder andere Grund der Herrſchbegierde dieſe Gattung erzeugen oder unterſtützen kann.

Aber in dem menſchlichen Kopfe kann das Kleinſte das Größte werden. Es giebt Menſchen, denen eben ſo viel daran gelegen iſt, daß man die Schreibart eines Wortes, oder die Sorte Wein, die ſie für die beſte halten, gleichfalls dafür erkenne; als andern nicht daran gelegen iſt, ob man eine Vorſehung und ein anderes Leben glaubt, wie ſie.

Nach dem Helvetius **), ſoll dieſe Gattung von Herrſch-

*) Daraus ſcheint zu folgen, daß völlige, ächte Gewißheit von der Richtigkeit ſeiner Denkart eben ſowohl als völliger Zweifel duldend gegen die anders Denkenden; und hingegen die Nothwendigkeit, ſich und andern als gewiß vorzuſtellen, wofür man doch keine evidente Beweisgründe hat, am leichteſten zudringlich und gewaltthätig machen könne.

**) Il eſt peu d'hommes, s'ils en avoient le pouvoir, qui n'employaſſent les tourmens pour faire generalement adopter leurs opinions. *De l'Eſprit* diſc. II. ch. 3.

Herrſchſucht bey den allermeiſten Menſchen eben ſo geneigt ſeyn, der gewaltſamſten, grauſamſten Mittel ſich zu bedienen, als jedwede andere. Wenn es nur in Anſehung der religieuſen Meynungen wirklich geſchehen ſey: ſo käme dies daher, daß man bey den andern nicht gleichen Vorwand und gleiche Mittel zur Gewalt findet.

Aber die Triebe und Empfindungen der menſchlichen Natur, die einer ſolchen Grauſamkeit ſich widerſetzen, ſind doch zu ſtark, als daß ſie von der Begierde, Herr über die Meynungen anderer in jedweden Dingen zu ſeyn, eben ſowohl unterdrückt werden könnten, als durch die Vorſtellung, Gott einen Dienſt zu thun, und andere vom ewigen Verderben zu retten. Dieſes Urtheil des Helvetius gehört alſo wohl zu den mehrern Zügen ſeines einſeitigen, übertriebenen ſchwarzen Gemähldes von der menſchlichen Natur. Ob es gleich einzelne ſolche Charactere mag geben können, und die Hitze mancher Menſchen im Augenblick des Widerſpruches weit genug über die Regeln der Vernunft hinausgeht, um ſie alsdenn der ſchlimmſten Regungen fähig zu glauben.

Kapitel III.

Vom Triebe der Hochachtung.

§. 64.

Allgemeine Gründe dieſes Triebes.

Die Achtung, die der Menſch für ſich ſelbſt hat, und die Begierde, von andern geachtet zu werden, ſind mächtige Triebfedern bey ſeinen Handlungen. Aber die Achtung, die er für andere heget, iſt eine nicht weniger merk-

merkwürdige Triebfeder. Dieſe Achtung macht ihn gefällig, nachgiebig, nachahmend, nacheifernd, abhängig und unterwürfig.

Der Name der Hochachtung giebt ſo fort den Begriff von der Sache. Er bedeutet eine auszeichnende Meynung von den Vorzügen des andern, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf denſelben. Der Sprachgebrauch bezieht aber dieſes Wort nur allein auf die Vorzüge verſtändiger Weſen; nur die ſind der Gegenſtand der Hochachtung. Furcht, zu mißfallen, Geneigtheit, ſeine Achtung zu erkennen zu geben, ſind natürliche, und bey einem gewiſſen Grade der Hochachtung, nie fehlende Folgen derſelben. Wenn die Vorzüge uns außerordentlich groß vorkommen, unſere bisherigen Begriffe überſteigen: ſo geſellen ſich Bewunderung und Erſtaunen zur Hochachtung.

Alle Arten von Vorzügen, von angenehmen oder nützlichen Eigenſchaften, von Kräften verſtändiger Weſen, können Hochachtung erzeugen: obgleich die Wirkungen einer jeden dieſer Urſachen nicht gleich dauerhaft, nicht gleich natürlich ſind.

Schönheit und körperliche Geſchicklichkeiten, Geiſteskräfte und Einſichten, Tugenden und Verdienſte, ſind die Eigenſchaften, um welcher willen Menſchen hauptſächlich hoch geachtet werden.

Aber auch Glücksgüter, Reichthum, Macht, Anſehn der Geburt oder des Amtes erwecken Hochachtung.

Die Unterſuchung der Gründe wird offenbar machen, wie nach alles dieſes geſchehen könne.

Durch die Vergleichung des Gemeinſchaftlichen aller Gegenſtände der Hochachtung, und die Unterſuchung

der

der innerſten Regungen des Gemüthes bey derſelben, ergiebt ſich, daß die nächſten Urſachen der Hochachtung in dem Eigennutze, in der Sympathie oder dem Wohlwollen gegen andere, und noch in einer unmittelbaren Wirkung, die das Große auf unſern Geiſt thut, enthalten seyn. Nämlich

1) vermöge der Aufmerkſamkeit auf unſere eigenen Vortheile, müſſen wir da aufmerkſam werden, wo viele Kraft, uns zu nutzen oder zu ſchaden, ſich zeigt. Und wenn dieſe Kraft durch Neigungen regiert und angewandt wird, die durch unſer Verhalten beſtimmet werden können: ſo iſt es natürlich, daß wir unſer Betragen ſo einrichten, wie bey der Hochachtung gewöhnlich geſchieht.

2) Aber etwas edleres kömmt in die Empfindungen und Triebe der Hochachtung durch das Wohlwollen und die Sympathie; vermöge deren das Gute, was andere beſitzen, als gut für ſie, als gut für viele andere, als Vollkommenheit der Welt, Vollkommenheit in den Werken des allgütigen und allmächtigen Schöpfers, uns aufmerkſam macht, unſern Geiſt erhebt und erfreuet. Um dieſes Einfluſſes willen, gehört auch das Gefühl der Hochachtung zu den Gefühlen, der wir uns zu freuen haben; welches aber auch aus andern Urſachen noch geſchehen kann.

3) Denn abgerechnet, was die Vorſtellung des Nützlichen überall vermag; ſo hat das Große an und für ſich, und kraft ſeiner unmittelbaren Wirkung, etwas, was unſern Geiſt an ſich zieht und in angenehme, mit Erſtaunen, bisweilen auch mit Furcht, vermiſchte, Gefühle verſetzt, wie an einem andern Orte weiter ausgeführet werden wird.

Dieſe angezeigten Urſachen machen auch alle Unterſchiede der Menſchen in dem, was und wie ſie hoch-

ach-

achten, völlig begreiflich. Sie unterſcheiden ſich nämlich hierinn, erſtlich, wie ihre Begriffe vom Nützlichen ſich unterſcheiden. Ein Irokeſe, der nach Paris kam, bewunderte da nichts ſo ſehr, als die Straße, wo immer Eßwaaren feil ſtunden. Davon ſahe er den Nutzen ein; dieſe Einrichtung konnte ihm daher einen vortheilhaften Begriff von dieſem Europäiſchen Volke erwecken. Unter den Grönländern iſt derjenige verächtlich, der nicht Seehunde fangen kann; wer aber in dieſer, in der That auch ſchweren und gefährlichen Kunſt, ſich hervorzuthun weiß, iſt ein großer Mann *).

Helvetius iſt in der Ausführung dieſes Stückes von der Hochachtung ſehr weitläuftig, und in manchen Bemerkungen ſcharfſinnig **). Er ſcheint aber unter andern darinn zu fehlen, daß er die innere Hochachtung und die bürgerliche Rangordnung und Ehrenbezeugung, nicht genug von einander unterſcheidet, welche beyde, auch aus vernünftigen Gründen, nicht immer in gleichem Verhältniſſe mit einander ertheilt werden können.

Wenn übrigens die Hochachtung ſich nach den Begriffen vom Werthe der Dinge richtet: ſo können die Verſchiedenheiten daher auf eine doppelte Weiſe entſtehen. Es kann ſeyn, daß die Dinge für verſchiedene Menſchen, Völker, Zeiten, nicht einerley Werth haben; es kann auch ſeyn, daß der wahre Werth nicht erkannt wird. Von den Abweichungen der Hochachtung aus dieſem letztern Grunde ſind die Beyſpiele ſo gemein, als von den erſtern.

Zweytens unterſcheiden ſich die Hochachtungstriebe der Menſchen, wie ihre Begriffe vom Großen, und ihre

---

*) Kranz I. 172.

**) S. *De l'Eſprit* diſc. II, chap. X, ſeqq.

ihre Fähigkeiten, das Große zu ſchätzen und einzuſehn. Ein Kind kann nicht — wenigſtens aus eigenem Antriebe nicht — die Weisheit eines Sully, oder den Tiefſinn eines Newtons mit der verdienten Ehrfurcht bewundern. — Die Urtheile von Größe hängen aber auch gar ſehr ab von dem, womit man vergleicht, wornach man mißt. Nicht derſelbe Menſch kann daher in gleichem Grade daſſelbe immer hoch achten, auch wenn er das einemal wie das andere von eigentlichen Vorurtheilen und dem Einfluſſe beſonderer Leidenſchaften frey iſt. Je mehr ſeine Begriffe ſich erweitern, und er mit dem Größeſten bekannt wird, deſto kleiner kömmt ihm das mittelmäßige vor. Nicht bewundern, iſt alſo freylich ein Merkmaal der Weisheit; aber kein ſicheres, weil es auch eine Folge der Unwiſſenheit und Unempfindlichkeit ſeyn kann. Und ſchlechterdings nichts bewundern, würde bey einem Menſchen nur das letzte beweiſen, gar nicht das erſte.

Endlich muß es auch erhebliche Unterſchiede bey den Anläſſen und Erweckungen zur Hochachtung machen; wie weit oder wie wenig ein Menſch zur Sympathie aufgelegt, und die ſelbſtſüchtigen Bewegungen zu beherrſchen im Stande iſt. Wie ſollte reine Hochachtung im Neidiſchen entſtehen?

Alle Gründe zur Hochachtung und gegen dieſelbe entſtehen in einem Menſchen entweder aus eigener Einſicht und Erfahrung, oder aus den Urtheilen anderer, die er für wahr annimmt. Eſtime ſur parole nennt Helvetius dieſe letztere Art von Hochachtung; und die erſtere Eſtime ſentie. Jene iſt freylich bey weitem die gewöhnlichſte. Wenn ſie gleich, vermöge ihres Grundes, ſo unwandelbar nicht iſt: ſo kann ſie doch ſehr ſtark ſeyn.

Denn wie groß iſt nicht die Gewalt der Vorurtheile und der Phantaſie in den menſchlichen Gemüthern *)?

§. 65.

Hochachtung bey verſchiedenen Stufen der Cultur.

Aus allem dem bisherigen iſt leicht abzunehmen, daß die Menſchen ſich ſehr verſchieden beweiſen müſſen mit der Hochachtung bey verſchiedenen Stufen der Cultur. Und einige hieher gehörige Erſcheinungen ſind einer nähern Betrachtung werth.

Bey der Stufe der Cultur eines Volkes, wo Erfahrung allein, und Unterricht derer, die Erfahrung haben, Erkenntniß geben kann; wenn noch nicht der ſtille Unterricht der Todten in ihren Schriften zur Weisheit führen kann: da iſt es natürlich, daß das Alter vorzüglich verehrt wird. Nach ihm laſſen ſich gemeiniglich die Einſichten meſſen. Unter einem Volke, bey dem eine gute Erziehung ins Drittheil des menſchlichen Alters mehr Anbau des Verſtandes bringen kann, als unter einem noch halb wilden Volke kein Neſtor aus eigener Erfahrung allein haben kann, iſt es natürlicher Weiſe anders. Und es würde ein ſehr bedingtes und veränderliches Naturgeſetz zu einem abſoluten machen heißen; wenn man da fordern wollte, daß ein graues Haupt, ohne weitere Unterſuchung, jedem Jünglinge ein Gegenſtand der Ehrfurcht seyn ſolle **).

Wenn bey einem Volke durch die dichteriſchen Künſte und andere Umſtände das Gefühl für das Schöne zum

*) Ueber den verſchiedenen Werth der moraliſchen Vollkommenheiten in den Urtheilen verſchiedener Menſchen ſiehe Garve's Anmerkungen zu Cicero von den Pflichten, II. 293. ff.

**) S. Iſelin Geſchichte der Menſchheit, II. S. 138. ff.

zum höchſten Grade verfeinert und belebt worden iſt: ſo kann bey dieſem Volke die Schönheit ein Gegenſtand religieuſer Verehrung ſeyn, jeden andern Fehler verzeihlich machen, und überhaupt Wirkungen hervorbringen, die einem andern von der Seite weniger cultivirten Volke unbegreiflich vorkommen müſſen. Die Griechen ſind Beweis. Oeffentliche Buhlerinnen konnten in Griechenland um ihrer Schönheit willen die Ehre erlangen, die Engelland ſeinen größten Gelehrten erwieſen hat, Denkmäler unter den Königen und Helden. Oeffentlich konnten ſie ſich zeigen in der Nationalverſammlung, um den Preiß mit den Helden und Künſtlern zu theilen. Die weiſeſten, tugendhafteſten Männer durften, mußten, mit Begeiſterung von der Schönheit ſprechen *).

Aber welches Volk dürfte ſich auch rühmen, beſſer auf Schönheit ſich zu verſtehen, eine vollkommnere Empfindung davon zu haben, als die Griechen?

Ein ſcharfſinniger Philoſoph behauptet, daß allemal, in jedem Lande, die Achtung für Verſtandesfähigkeiten zunähme, wie die für die Tugend abnimmt **).

Auf Beobachtungen dieſen Ausſpruch ſicher zu gründen, würde allzuſchwer ſeyn. Die Unterſuchungen, die dabey erfordert werden, um ſich nicht zu übereilen, ſind gar zu verwickelt. Die Spekulation giebt unterdeſſen einige Gründe für die Möglichkeit der Sache an die Hand. Nämlich

1) die Menſchen können die feinern Gefühle nicht ganz ablegen, wenn ſie einmal einige Cultur haben. Sie wür-

---

*) S. Plato im Phädrus und im Gaſtmahl, und *Thomas* Eſſai ſur les femmes, p. 31.

**) *Thomas* l. c. p. 40.

würden ſich ſelbſt zu verächtlich vorkommen, oder andern es zu werden befürchten. Sie können alſo ſich gewöhnen, mit deſto mehr Eifer und Nachdruck vom Schönen und Großen in den Werken des Verſtandes und Witzes zu ſprechen; deſto mehr im Gefühl für daſſelbe ſich üben: je mehr Kälte und Schwäche in Anſehung deſſen, was eigentlich Tugend heißen kann, ſie bey ſich empfinden.

2) Wenn Tugend nicht mehr geſchätzt wird: ſo ſind Talente das einzige mit gemeinen Zwecken noch übereinſtimmende Mittel, zu gefallen und ſein Glück zu machen; oder doch um ſo viel nöthiger.

3) Selbſt um dem Laſter einen Anſtrich zu geben, um das moraliſche Gefühl durch einigen Schein von Tugend noch hinzuhalten, ſind ſie nöthig.

Ob die Bemerkungen nicht auch Gründe enthalten zum umgekehrten Schlußſatz: daß Tugend in dem Grade anfangen müſſe, von ihrem Anſehn zu verlieren, wie und weil die Achtung für Verſtandesfähigkeiten das rechte Maaß überſteigt? Rouſſeau und mehrere haben dergleichen etwas behaupten wollen. Alles beruht am Ende auf der richtigen Beſtimmung der Begriffe. Tugend und Wiſſenſchaften ſtehen in gar keinem feindſchaftlichen Verhältniſſe; ſondern gründen und befördern vielmehr einander. Aber wenn man alle Erweiterungen der Erkenntniß, alle Wahrheiten in gleichem Werthe hält, über den Neuſten das Nöthigſte vergißt, und die Begierde, alle mögliche Zweifel auf das äußerſte zu treiben und auszubreiten, für Liebe zur Wahrheit hält; oder wenn man Aberglauben, Andächteley, Schwärmerey, oder auch unbezähmten, zweckloſen Muth, für Tugend

hält: ſo iſt die Harmonie der Naturtriebe zerrüttet, und des einen Aufnahme muß des andern Verderben ſeyn.

§. 66.

Vom Einfluſſe der Eigenliebe auf die Achtung für andere.

Bey den Unterſuchungen über die Gründe und Aeußerungen der Achtung für andere, entdecket ſich bald der Einfluß, den die Eigenliebe dabey hat. Einige ſtellen dieſen Einfluß ſo groß vor, daß Achtung für andere im Grunde weiter nichts, als Achtung für ſich ſelbſt, Eigenliebe unter einer etwas veränderten Geſtalt wäre. Es ſey unmöglich, daß wir etwas anders, als uns ſelbſt in andern hochachten, ſagt Helvetius. Wir wollen zuſehen, was die Erfahrung uns behaupten heißt. Dieſe nun läſſet uns oft genug ſehen,

1) daß Menſchen andere anfangen zu ſchätzen in dem Grade, wie dieſe gegen ſie Hochachtung zu erkennen geben. Nichts wird einen großen Theil von Menſchen geſchwinder bewegen, auch ihre eigene nachtheilige Urtheile von andern zurückzunehmen, als wenn ſie in Erfahrung bringen, daß dieſe rühmlich von ihnen denken und reden. Und dies kann nun freylich ganz natürlich auf die Rechnung der Eigenliebe geſetzt werden; als welche nicht nur dadurch gewonnen, verſöhnt und zu liebreichen Urtheilen geſtimmt wird, ſondern auch mehr Wohlgefallen haben muß am Beyfall anſehnlicher, als verächtlicher Leute. Aber es läßt ſich ſowohl dieſe, als einige der nachfolgenden Beobachtungen, auch noch etwas anders erklären; aus einem Grunde, welcher, wie von der Eigenliebe ſelbſt, alſo auch von dieſer ihr gemäßen Wirkung

Mit-

Miturſache iſt; nämlich aus der Beſchaffenheit der menſchlichen Erkenntniß. Von ſeinen eigenen Kräften und Vollkommenheiten, Kenntniſſen und Verdienſten, wird jeder Menſch am unmittelbarſten, und daher meiſtens auch am ſtärkſten afficirt. Am öfteſten beſchäftiget er ſich damit. Natürlich alſo haben die Vorſtellungen davon auch eine mehrere Klarheit, Vollſtändigkeit und Lebhaftigkeit, als die Vorſtellungen von andern Dingen, insbeſondere auch die von den Vollkommenheiten anderer. Wie nun dies ein Grund zur übermäßigen Achtung für ſich ſelbſt iſt: ſo macht es auch begreiflich, daß in den Verſtand eines Menſchen nichts geſchwinder eindringen, und ihm einleuchtend werden kann, als ein ihn ſelbſt betreffendes Urtheil, welches ſeinen eigenen Ideen und Urtheilen gemäß iſt. Wenn nun das rühmliche Urtheil des andern von uns noch dazu Punkte betrifft, deren Beurtheilung Einſichten vorausſetzt; wenn das Urtheil des andern nicht geborgt, ſondern aus eigenen Einſichten entſtanden zu ſeyn ſcheint — und dafür es zu halten, macht uns eben auch die Eigenliebe geneigt — wenn es etwa noch den Theil unſerer Vollkommenheiten und Verdienſte betrifft, der, wenn auch uns nicht zweifelhaft, dennoch noch nicht allgemein anerkannt iſt: dann kann dies Urtheil des andern der kräftigſte Beweis ſeyn, den er von der Richtigkeit, der Schärfe, der Feinheit ſeines Verſtandes, uns hätte geben können; ohne, daß wir dabey im mindeſten auf den Verdacht kämen, durch die Eigenliebe bey dieſem unſern Schluſſe geleitet worden zu ſeyn; und gewiſſermaßen auch wirklich ohne ihre Leitung. Dieſe Entwickelung der Gründe wird ſich auf mehrere Erſcheinungen mit wenigen Veränderungen anwenden laſſen.

Was nun wahres an dem Satze ſey, daß der Bewunderer in den Augen des Bewunderten nie ein Dummkopf iſt *), wird hieraus begreiflich ſeyn. Gewiß aber muß dieſer Ausſpruch eingeſchränkt werden; gewiß giebt es auch Menſchen, denen ein Dummkopf nicht aufhört ein Dummkopf zu ſcheinen, wenn er anfängt ſie zu bewundern; und die ihr Urtheil über den andern in ſich ſelbſt noch zurückhalten, wenn das erſte und einzige, was ſie von ihm wiſſen, das iſt, daß er ſie lobt. Iſt eine ſolche Feſtigkeit des Verſtandes bey ſeinen Urtheilen, eine ſolche Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt und der Welt, und eine ſolche Gewalt über die Eigenliebe denn ſo etwas unbegreifliches?

2) Befördert die Eigenliebe die vortheilhaften Urtheile von dem andern; wenn es der eigenen Ehre zuträglich iſt; deſto rühmlicher, ihn zu übertreffen, oder deſto weniger ſchimpflich, von ihm übertroffen zu werden **).

3) Eine

*) Jamais l'admirateur n'eſt ſtupide aux yeux de l'admire. *Helvetius*.

**) Als der Graf von Suffolk im Jahr 1429 bey Jergeau ſich einem Franzoſen ergeben mußte, fragte er ihn erſtlich, ob er ein Edelmann: und als er dieſes bejahete, ob er ein Ritter ſey. Als er ſagte, daß er dieſe Ehre noch nicht habe, machte er ihn auf der Stelle dazu, und dann ergab er ſich. *Hume* Hiſt. Vol. II. 340. — Und die Römer, als ſie nach der Niederlage bey Cannä die Weisheit des zaudernden Fabius und die Thorheit der andern Anführer einzuſehen anfiengen, wollten es nun nicht bloß menſchliche Weisheit ſeyn laſſen, ſondern göttliche Eingebung und Erleuchtung; um weniger beſchämt zu ſeyn, daß ihre Weisheit nicht ſo weit gegangen war. Plutarch K. 17. Nicht ανθρωπινος λογισμος, αλλα θειον τι χρημα διανοιας

3) Eine begreifliche Wirkung der Eigenliebe, oder doch des vorher angezeigten Grundes derſelben im Verſtande iſt ferner, daß die Menſchen ſo vorzüglich geneigt ſind, das ihnen ähnliche oder mit ihnen verknüpfte hochzuſchätzen, ein jeder ſeinen Stand, ſein Alter u. ſ. w. Ein Gelehrter, der zwiſchen ſich und Leibnitz oder Locke große Aehnlichkeit findet, wird empfindlicher ſeyn für Leibnitzens oder Lockens Ehre, als nicht leicht ein anderer; wird ſchwer daran gehn, Fehler deſſelben einzugeſtehn, oder ihn jemanden nachſetzen zu laſſen.

Dieſe Geſinnungen können ſich auf alle Einrichtungen, die man bey ſeiner Lebensart macht, auf alle Perſonen, deren man ſich bedient, vom Arzte bis zum Holzſpalter, erſtrecken. Jeder ſchätzt das Seinige vorzüglich, theils weil er ſich vorzüglich liebt, und nicht gern ſcheinen mag, eine üble Wahl getroffen zu haben; theils weil er davon die mehreſte Kenntniß, die vollſtändigſten und lebhafteſten Ideen hat.

4) Denen, die ſich eigener zureichender Verdienſte, hinlänglicher Vorzüge bis zur beruhigenden Ueberzeugung bewußt ſind, wird es leichter, die Vollkommenheiten anderer anzuerkennen, und ihnen Fehler zu überſehen, als denen, die noch fürchten, durch jene verdunkelt zu werden.

διανοιας και δαιμονιον. Eben ſo die Gefährten des Columbus, als ſie endlich das von ihm verheißene Land erblickten. *Robertſon* Hiſt. of America, I 91. Man kann wohl auch die allgemeinern Gründe des Verfallens der Menſchen von einem Extrem aufs andere, und der Uebertreibung der Vorſtellungen vom Neuen und Unerwarteten hier mit in Anſchlag bringen. Aber doch iſt die oben angenommene Urſache nicht auszuſchließen.

Ein wahrer Gelehrter läßt dem andern am leichteſten Gerechtigkeit wiederfahren. Auch eine wahre Schönheit der andern.

5) Oft nimmt die Neigung, dem andern Hochachtung zu beweiſen, ab, wenn Vollkommenheiten und Verdienſte, Ruhm und Anſehn deſſelben über einen gewiſſen Grad hinausſteigen. Vorher konnte man ohne Nachtheil der Eigenliebe ſein Gutes bemerken; die Achtung, die man ihm bewies, konnte vielleicht gar Güte, Herablaſſung ſcheinen, und vortheilhaftes Licht auf uns zurückwerfen; immer war ſeine Größe nur ein Theil der unſrigen. Aber nun können wir es nicht wohl mehr bey ihm aushalten. Er muß kleiner ſcheinen, wenn er uns nicht mißfallen ſoll *).

6) Ueberhaupt werden die Menſchen durch die Eigenliebe und Selbſtſüchtigkeit oft um ſo viel geneigter, Fehler aufzuſuchen, je glänzender die Verdienſte ſind, je größer der Ruhm iſt; obgleich in andern Fällen der Haupteindruck die Nebeneindrücke ſich ähnlich macht, oder die abweichenden überdeckt. Es iſt nicht nur unangenehm, ſich übertroffen zu ſehen, ſondern auch beſonders tröſtlich, auch an dem Vollkommenſten noch Gebrechen zu finden. Zu gleicher Zeit kann es einen ſchmeichelhaften

*) Der ſcharfſinnige Robertſon, Hiſt. of America II 285. wendet den Grund dieſer Bemerkung auf die Urtheile über die Kunſtwerke fremder Völker an; indem diejenigen, die uns gleich, oder über uns zu ſeyn ſcheinen, leicht unſerm unbilligen Tadel dabey ausgeſetzt ſind; da diejenigen, die weit unter uns ſind, oft eine unmäßige Bewunderung erregen. — Dieſes letztere kann auch noch dadurch von der Eigenliebe begünſtiget werden, daß man neue, andern noch nicht bekannte, wohl gar zuerſt von einem entdeckte Dinge gern recht merkwürdig vorſtellet.

ten Beweis unſers Scharfſinnes abgeben, wenn wir an dem noch Fehler entdecken, was ſo viele andere für unverbeſſerlich hielten, und nur bewunderten.

7) Die Neigung, dem andern ſeine Achtung zu erkennen zu geben, kann gleichfalls ihren Grund gutentheils in der Eigenliebe haben. Man glaubt, dem andern ein Vergnügen dadurch zu machen, eine Ehre ihm zu erweiſen; und würde dies nicht glauben, wenn man ſich nicht nach den Vorſtellungen der Eigenliebe, wenn man ſich nach den Begriffen des andern beurtheilte.

§. 67.

Ob jedweder Menſch ſich im Ganzen höher ſchätze, als jeden andern Menſchen?

Daß ſich jeder Menſch für vollkommener, achtbarer und liebenswürdiger halte, als jedweden andern Menſchen, ſeinen ganzen Character nicht gegen einen andern vertauſchen möchte, wird von einigen ausdrücklich behauptet *); und bey manchen Beobachtungen wahrſchein-

*) S. *Helvetius*. Tout homme s'imagine, que ſur la terre il n'eſt point de partie du monde; dans cette partie du monde, de nation; dans la nation de province; dans la province de ville; dans la ville de ſocieté comparable à la ſienne; qui ne ſe croie encore l'homme ſuperieur de la ſocieté; & qui, de proche en proche, ne ſe ſurprenne en s'avouant à lui-même qu'il eſt le premier homme de l'univers. *Diſc.* II. ch. IX. Auch Plato ſcheint dies vorauszuſetzen, wenn er im XIten Buch von den Geſetzen, bey der Vorſchrift, wie die Cenſoren, die Aufſeher über die andern Obrigkeiten, gewählt werden ſollten, verordnet, daß jeder Bürger den Mann nennen ſollte, den er für den beſten nach ſich hielte.

ſcheinlich. Bey Kindern und uncultivirten Völkern, und wo überhaupt noch wenig Verſtellungskunſt iſt, wird es am ſichtbarſten *). Und ſucht nicht gemeiniglich jede

---

*) Folgende Schilderung der Wilden giebt einen Beweis. Lorsqu'ils arrivent à quelque lieu, ils ne ſaluent presque jamais ceux qui y ſont. Ils demeurent accroupis, & ne regardent perſonne. Ils entrent par fois dans la premiere cabanue, qu'ils trouvent, ſans dire un mot. Ils prennent place où ils peuvent, & allument enſuite leur pipe ou leur calumet. Ils fument ſans rien dire & s'en vont de même. Lorsqu'ils entrent dans nos maiſons baties à la Europeenne, ils prennent la premiere place. S'il y a une chaiſe au milieu du foyer, ils s'en ſaiſiſſent, & ne ſe levent pour qui que ce ſoit. Ils font autant de cas de leurs perſonnes, que du plus grand & du premier homme du monde. Voy. au Miſiſipi. S. Rec. des Voy. au Nord, V. 349. Von den Grönländern ſchreibt Kranz: „Sie ſetzen ſich weit über die Europäer hinaus; und treiben wohl heimlich Spott mit ihnen. Denn ob ſie gleich die vorzügliche Geſchicklichkeit derſelben an Verſtand und Arbeit geſtehen müſſen: ſo können ſie doch dieſelbe nicht ſchätzen. Dahingegen giebt ihre eigene unnachahmliche Geſchicklichkeit im Seehundfang, wovon ſie leben, und außer welchem ſie nichts unentbehrlich benöthiget ſind, ihrer Einbildung von ſich ſelbſt genugſame Nahrung. Sie halten ſich allein für geſittete Menſchen, weil viel unanſtändige Dinge, die ſie nur gar zu oft bey den Europäern geſehen, unter ihnen wenig oder gar nicht vorkommen. Daher ſie zu ſagen pflegen, wenn ſie einen ſtillen eingezogenen Fremden ſehen: Er iſt beynahe ſo ſittſam, als wir; oder: Er fängt an ein Menſch, d. h. ein Grönländer, zu werden. Eben ſo die Eskimaux, ihre Brüder. Als der Miſſionar Drachart von dem Verderben aller Menſchen mit ihnen redete, ließen ſie dieſes von den Kablunät (Ausländern) gelten; meynten aber, ſie wären gute Karaler (Menſchen). Eben ſo meynten ſie wieder nur, daß die Kablunät in die Hölle kämen, II. 314. f.

jede Nation, auch unter den geſitteten, den Vorzug vor den übrigen ſich zueignen? Nach einem durch die Klugheit des Themiſtokles über die Flotte des Xerxes erhaltenen Siege, ſollten die Griechiſchen Heerführer ſagen, wer unter ihnen ſich am meiſten dabey verdient gemacht. Da, erzählt Plutarch, habe jeder ſich die erſte Stelle, die nächſte aber nach dieſer dem Themiſtokles gegeben *).

Es iſt auch dieſes nicht nur dem gemäß, daß die Liebe zu ſich ſelbſt von Natur ſtärker iſt, als die Liebe zu andern: ſondern die Gründe der Eigenliebe, die ſtärkere Vorſtellung vom Eigenen, als vom Fremden, und die Leichtgläubigkeit in dem, was man wünſcht, ſcheinen es auch begreiflich zu machen.

Auch hebt das jenen Satz noch nicht auf, wenn etwa ausgemacht iſt, daß ein Menſch in gewiſſen Stücken einem andern den Vorzug vor ſich einräumet.

Unterdeſſen, ſo vieles auch zur Vertheidigung dieſes Satzes aufgebracht werden kann: ſo ſcheint es doch allzuverwegen, über die innerſten Empfindungen der Menſchen ſo allgemein und ſo entſcheidend zu urtheilen. Und es giebt doch auch Erfahrungen, die eher das Gegentheil zu beweiſen ſcheinen. Beyſpiele von Menſchen, die mit zu lebhafter Empfindung, als daß man es für Verſtellung halten könnte, über ihre Unvollkommenheit klagen, und Mißtrauen in ſich ſetzen, in Beziehung auf das Hauptſächlichſte von dem, was den Werth eines Menſchen ausmacht. Die Selbſtliebe verhindert nicht, daß durch Mitleiden, Wohlwollen und andere ſympathetiſche Triebe hingeriſſen, ein Menſch bisweilen ſich ſelbſt im

*) S. Plutarch Themiſtokl. K. 17.

Gefühle für andere vergeſſen kann. Warum ſollten die Eigenliebe und ihre Gründe nicht geſtatten, daß ein Menſch ein richtiges Urtheil über ſich und einen andern, in Beziehung auf alle Haupteigenſchaften, fälle, und von den Vollkommenheiten des andern mehr eingenommen werde, als von ſeinen eigenen?

Natürliche Diſpoſition zu dieſem letzteren möchte wohl freylich in den meiſten Menſchen nicht ſeyn. Alſo mag ein jeder ſich ſelbſt prüfen; und den Ausſpruch, wie er in dieſem Punkte geartet iſt, ſelbſt thun. Offenbar aber iſt der Gedanke übertrieben, wenn Helvetius ſogar auf alles, was auch äußerlich nur einen Menſchen angehet, allgemein ihn ausdehnt.

Abtheilung II.

Von den freundſchaftlichen Neigungen und den entgegengeſetzten feindſeligen Trieben.

Kapitel I.

Von der eigentlichen freundſchaftlichen Liebe.

§. 68.

Ob es uneigennützige Freundſchaften geben könne?

Bey der Unterſuchung der Gründe, aus denen die freundſchaftliche Liebe und Zuneigung entſtehet, bey welcher Epikur und Zeno, Cicero und Helvetius ſo verſchiedene Ausſprüche thun, iſt es nöthig, den Begriff von der freundſchaftlichen Liebe aufs genaueſte zu beſtimmen. Freundſchaft iſt nicht bloße Liebe des Wohlgefallens, derglei-

dergleichen man auch gegen Thiere und lebloſe Dinge haben kann. Auch nicht bloße Liebe des Wohlwollens, wie die Menſchenliebe und das Mitleiden. Sondern Wohlgefallen und Wohlwollen, und dabey noch Verlangen nach ähnlicher Gegenliebe.

Daß es ein uneigennütziges Wohlwollen gebe; daß nicht immer durch die Liebe zu ſich ſelbſt, auf irgend eine Weiſe, ſondern durch die Sympathie, Menſchen bewogen werden, andern Gutes zu wünſchen und Gutes zu thun; läſſet ſich leicht erweiſen (§. 21.). Aber wenn ein Menſch ſein Vergnügen an dem andern, und in dem Umgange mit ihm findet; wenn er um dieſes Vergnügens willen dem andern zu gefallen, und demſelben ſich eben ſo nothwendig zu machen ſucht, als ihm derſelbe ſchon geworden iſt: ſo läßt ſich ohne Verleugnung der offenbarſten Empfindungen, ohne Widerſpruch der Begriffe, nicht behaupten, daß dieſe Neigung von der Selbſtliebe unabhängig ſey.

Eigennützig kann darum doch nicht eine jede Freundſchaft um dieſes Grundes willen genennet werden. Denn der Eigennutz iſt nur ein Zweig der Selbſtliebe, und in der gewöhnlichen ſchlimmen Bedeutung des Wortes, nur eine Ausartung oder eine unvernünftige Art von ihr (§. 15.). Ja man kann noch weiter gehn, und mit denen, die das ſchmeichelhaftere Syſtem von dem natürlichen Verhältniſſe des menſchlichen Herzens zur Freundſchaft vortragen, behaupten, daß Eigennutz und Freundſchaft ſich gar nicht mit einander vertragen; daß in ſo weit einer nur aus Eigennutz die Verbindung mit dem andern und deſſen Vollkommenheiten liebt, er noch nicht von freundſchaftlicher Liebe gegen ihn beſeelt ſey. Denn

dieſe

dieſe beruht auf Wohlgefallen und Wohlwollen, und dem unmittelbaren Bedürfniſſe, geliebt zu werden *). Hingegen iſt auch richtig, was ſchon einige Epikureer bemerkt, und zur Vertheidigung und Beſchönigung ihres Satzes, daß alle Neigungen, und ſo auch die Freundſchaft, aus dem Eigennutz entſtehen, gebraucht haben, daß eine Zuneigung, die wirklich einen ſolchen Urſprung gehabt hat, in der Folge, abgeſondert von dem Eigennutze, Beſtand haben könne. Die Gewohnheit kann dieſe Veränderung ſchon hervorbringen, wenn auch weiter nichts wäre (§. 11.).

Hieraus erhellet auch leicht, daß noch immer Grund genug vorhanden ſey, ächte und falſche, edle und unedle Freundſchaften von einander zu unterſcheiden; wenn gleich allemal die Selbſtliebe mit zum Grunde liegt. Dieſe Unterſchiede hängen nämlich theils von der Art der Beweggründe ab, aus denen das Wohlgefallen und Wohlwollen, und das Verlangen nach Gegenliebe, entſpringen; theils von der Stärke dieſer Neigung, im Verhältniſſe zu den übrigen. Es iſt nicht nur möglich, daß Zuneigung zu einem andern Menſchen aus lauter edlen und rechtſchaffenen, obgleich auf die Selbſtliebe, wenigſtens zum Theil, ſich beziehenden Empfindungen und Antrieben entſpringe; ſondern auch gewiß, daß die Liebe zu dem

*) Aber freylich, wenn man Nutzen oder Intereſſe bey allem dem annimmt, was uns nicht gleichgültig iſt, wenn es auch nur durch unmittelbares Vergnügen reizt: ſo ſind wir bey jeder Freundſchaft intereſſirt, haben Vortheil, Nutzen davon. Allein dies iſt doch nicht der gemeine Begriff von Eigennützigkeit. Des Helvetius aimer c'eſt avoir beſoin läßt ſich in Abſicht auf die eigentliche Freundſchaft wohl vertheidigen.

dem andern ſo ſtark werden, ſo ſtark die Seele auf einige Zeit einnehmen könne, daß man alle ſeine andern Neigungen und ihre Gegenſtände darüber vergißt; alles, Leben und Ehre, der Erhaltung des Freundes aufopfert. Ob dies juſt die gemeinnützigſte Art von Freundſchaft ſey, die einer ſolchen Heftigkeit, einer ſolchen Ueberwältigung aller andern Empfindungen und Antriebe, fähig iſt; ob auch nur zur beſtändigen wechſelſeitigen Glückſeligkeit der Freunde die beſte; dies kann noch immer mit dem Helvetius zur Frage gemacht werden; gehört aber nicht hieher.

Daß nur vollkommen Tugendhafte ächte Freundſchaft mit einander pflegen können; hieße, die Worte in der allerſtrengſten Bedeutung genommen, ſo viel, als daß es keine Freundſchaft unter den Menſchen gebe. Wenn man aber bey beyden Begriffen von der idealiſchen Vollkommenheit etwas nachläßt: ſo iſt zwar wohl zu begreifen, daß für die Vollkommenheit der Freundſchaft die moraliſche Beſchaffenheit der ganzen Denkart und des ganzen Characters, nichts weniger als gleichgültig ſey; dennoch aber auch durch Erfahrungen gewiß und begreiflich, daß Menſchen Laſtern ergeben ſeyn, und dennoch bisweilen auf lange Zeit alles dasjenige für einander empfinden und thun können, was der allgemeine Begriff von Freundſchaft in ſich faßt. Eine verkehrte Neigung bringt nicht allemal nothwendig den Verluſt aller guten Geſinnungen mit ſich. So wie nicht ein Irrthum ſo fort alle richtigen Einſichten benimmt *).

§. 69.

*) Es ſchreibt doch auch *Voltaire*, Dict. philoſ. art. Amitié, wie *Cicero* de amicitia cap. V. niſi in bonis amicitiam eſſe non poſſe: „Les mechants n'ont que des complices,

§. 69.

Von den Urſachen der verſchiedenen Stärke dieſes Antriebes.

Der Grund der freundſchaftlichen Zuneigung iſt zuſammengeſetzt: es müſſen alſo auch die Urſachen der mehrern oder mindern Fähigkeit, der verſchiedenen Grade des Antriebes zur Freundſchaft, an mehrern Orten geſucht werden. Nämlich, vermöge des Weſens der Freundſchaft, wird ein Menſch um ſo viel mehr dazu aufgelegt und angetrieben ſeyn; je mehr er geſchickt iſt, die Vollkommenheiten, die angenehmen und nützlichen Eigenſchaften anderer Menſchen, mit Wohlgefallen gewahr zu werden, und lebhaft zu empfinden; je mehr er die freundſchaftliche Verbindung mit dem andern zu ſeiner Glückſeligkeit für nöthig hält; und endlich auch, je weniger er gehindert iſt, mit Wohlwollen ſich erfüllen zu laſſen.

Aus dieſen Grundſätzen ergeben ſich vielerley Anwendungen von ſelbſt; und einige werden bey anderweitigen Unterſuchungen vorkommen. Itzt ſollen ſie nur dazu dienen, ein Paar bekannte und merkwürdige Erfahrungen aufzuklären. Erſtlich die Bemerkung, daß die freundſchaftliche Liebe ſtärker und wärmer iſt in der Jugend, als im männlichen Alter. Hievon laſſen ſich verſchiedene Gründe angeben. Einmal ſind die jugendlichen und die erſten Empfindungen in jedweder Art gemeiniglich die lebhafteſten. In Abſicht auf die Freundſchaft thut beſonders die Lebhaftigkeit der Sympathien vieles; welche in

plices, les voluptueux ont des compagnons de debauche, les gens interreſſés ont des aſſociés, les politiques aſſemblent des factieux, les princes ont des courtiſans; les hommes vertueux ſont les ſeuls, qui aient des amis.

in der Jugend ſtärker ſind, ſowohl wegen der mehrern Lebhaftigkeit des ſich Mittheilenden, als der größern Empfindlichkeit deſſen, der den Eindruck empfängt. Und ſchon darum ſcheinen auch leicht die ſpäter vorkommenden Gegenſtände minder vollkommen; weil der Eindruck, den ſie machen, da es nicht mehr der erſte iſt, ſo ſtark nicht rührt. Sodann können die Triebe einzeln ſo ſtark nicht mehr ſeyn, wenn ihrer ſo viele geworden ſind; wenn insbeſondere auch unſer Wohlwollen ſo viele Gegenſtände in und außer der Familie an ſich ziehen und unter ſich theilen. Hiezu kömmt, daß das manchfaltigere und verwickeltere Intereſſe des Mannes, leichter dauerhafte Hinderniſſe der herzlichen Freundſchaft hervorbringt, oder doch befürchten läſſet. Insgemein nimmt auch die Empfindlichkeit für Mängel und Unvollkommenheiten mit den Jahren zu, die man in der Jugend nicht achtet. Und endlich muß der Trieb zur Freundſchaft abnehmen, wie das Bedürfniß eines Geſellſchafters und Vertrauten ſich vermindert. Der Mann, dem ſeine Geſchäfte keine Zeit zur langen Weile und zum ergötzenden Umgang übrig laſſen; der Mann, der durch ſeine eingebildeten Verſtandeskräfte, und was er ſonſt in ſeiner Gewalt hat, ſich ſelbſt Zeitvertreib, Rathgeber und Richter ſeyn kann, mehr als der Jüngling; der endlich, dem die Freuden der häuslichen Verbindung zu Theil geworden ſind *); wenn

*) In manchen Fällen kann auch noch die Schwächung aller Empfindungen, der angenehmen ſowohl als der unangenehmen, zu dieſen Urſachen hinzugenommen werden. Sein Herz ſich zu erleichtern von allzuheftigen Empfindungen und beunruhigenden Vorſtellungen, iſt eines der vornehmſten Bedürfniſſe, um welches willen dem Jüngling ein Freund und Vertrauter nöthig wird.

wenn er gleich nicht unempfindlich gegen die Reize der Freundſchaft iſt, wird doch ganz natürlich weniger ſtark von ihnen angezogen, weniger lebhaft gerührt.

Aus eben dieſen Gründen läßt ſich die andere Bemerkung erklären, daß die glänzendeſten Beyſpiele, die ſtärkſten Proben von Freundſchaft nicht ſowohl unter geſitteten, als vielmehr unter wilden und halbgeſitteten Völkern vorkommen. Die noch immer zum Beyſpiel der vollkommenſten Freundſchaft dienenden Namen des Oreſtes und Pylades ſind aus einem ſolchen Zeitalter. Aber dem Wilden iſt eben auch der Freund vorzüglich nöthig; oft ſein einziger Schutz bey ſo vielen Gefahren, gegen die er ſein Leben vertheidigen muß *). Und auch bey ihm theilen wenigere Gegenſtände die Empfindungen und Triebe des Herzens; und ſeine einfachere Lebensart, ſeine wenigeren Bedürfniſſe, können nicht ſo oft Streit zwiſchen ſeinen und ſeines Freundes Abſichten verurſachen.

§. 70.

Von den verſchiedenen Arten der Freundſchaftsverſicherungen.

In der Naturgeſchichte der freundſchaftlichen Neigungen wird die Bemerkung der unterſchiedenen Arten, wie die Menſchen einander ihre freundſchaftlichen Geſinnungen zu erkennen geben, keine Ausſchweifung ſeyn. Die Zeichen der Neigungen, wenn ſie natürlich ſind, helfen zur Erkenntniß der Beſchaffenheit und der Gründe derſelben.

Unter

*) S. Meiners über die Männerliebe unter den Griechen; Vermiſchte Schriften, Th. I, S. 84.

Unter allen Himmelsgegenden, bey allen Arten von Völkern, findet ſich die Gewohnheit der Umarmung *); obgleich allerhand Abweichungen in der genauern Beſtimmung dieſer Freundſchaftsbezeugung dabey vorkommen. Man läßt unter uns bald die Wangen ſich berühren, bald die Lippen; die Neuſeeländer halten die Naaſen gegen einander **). Verſchiedene Völkerſchaften in den Inſeln der Südſee vertauſchen die Namen mit denenjenigen, mit welchen ſie Freundſchaft machen wollen ***). Bey eben denſelben und mehrern andern Völkern iſt die Vorhaltung eines grünen Zweiges von einem Baum, oder auch weißgefärbten Sachen, ein Zeichen der freundſchaftlichen Geſinnungen †). Bey einigen Völkern iſt das Zeichen der errichteten Freundſchaft und Treue, daß einer dem andern aus ſeiner Hand zu trinken giebt ††). Bey den Nordamerikanern dient das Calumet dazu, oder die Tobackspfeife, aus der gemeinſchaftlich geraucht wird. In den Ritterzeiten ließen diejeni-

---

*) Bey den Kalmucken ſollen doch Umarmungen nicht gebräuchlich ſeyn, außer am erſten Morgen eines jährlichen Feſtes. Man ſieht ſie auch ihre Weiber oder Dirnen nie küſſen, und es ſoll dies auch bey den vertrauteſten Liebkoſungen derſelben nicht gewöhnlich ſeyn. Gute Freunde, die einander lange nicht geſehen, geben ſich die rechte Hand beym Gruße. Pallas Nachrichten von den Mongol. Völk. I. 229.

**) *Forſter's* Voyage round the World.

***) Hiſtoire des Navigations aux terres auſtrales I. p. 261. *Hackesworth* und *Forſter*.

†) S. *Forſter's* Voyage I. p. 167.

††) S. Les Voyages de *Schaw*. I. p. 393.

jenigen, die Waffenbrüder werden wollten, ſich zu gleicher Zeit eine Ader öffnen, und vermiſchten ihr Blut mit einander *).

Alle dieſe Beweiſe der Freundſchaft können eben ſo, wie die Darreichung oder Ergreifung der Hand, und auch die Geſchenke, für natürliche Wirkungen der bey der Freundſchaft eintretenden Empfindungen und Abſichten angeſehen werden. Sie beweiſen entweder eine Neigung, mit dem andern in Gemeinſchaft zu treten, Zutrauen; oder eine Neigung, ihm Vergnügen zu machen. Bey den mehreſten iſt dieſe Abſicht und Bedeutung der Handlung offenbar; bey den übrigen doch vermuthlich. Die grüne und weiße Farbe ſind den Menſchen von Natur angenehm; ſind es auch leicht überall durch Nebenideen. Das Grüne, die Farbe des durch ſeinen Schatten und ſeine Früchte ſo wohlthätigen Baums; das Weiße, als das Reine, Unbefleckte, Ungeſchminkte **).

Einige andere Gewohnheiten ſind ſchwerer auf natürliche Gründe zurück zu bringen. Die Einwohner der Inſel Mallicollo, und die Neugineer, mit welchen jene einerley Urſprung zu haben ſcheinen, ſollen dadurch, daß

*) S. Memoires ſur l'ancienne Chevalerie, p. 227. ſeq.

**) *Forſter* Voyage I. 167 meynt, daß dieſe Gebräuche Folgen einer von der Zerſtreuung der Menſchen eingeführten Gewohnheit ſeyn müſſen; weil kein natürlicher Grund dazu vorhanden. Wenn man ſich aber die Frage vorlegt, was Menſchen, wenn ſie im Bedürfniſſe wären, durch ſtumme Zeichen, von der Ferne zu, einander freundliche Geſinnungen zu erkennen zu geben, wohl thun müßten; wird man da viele andere Dinge angeben können, auf die ſie eben ſo gut oder noch beſſer verfallen könnten, als auf die angezeigten?

daß ſie ſich Waſſer über den Kopf gießen, ihre freundſchaftlichen Geſinnungen zu erkennen geben *). Soll es vielleicht die Idee vom Baden, einer friedlichen und geſelligen Handlung erwecken? Die groben Mißhandlungen, die bey den Kamſchadalen **) mit dem neuen Freunde vorgenommen werden, laſſen ſich wohl auf die Vorſtellungen von Ergebenheit und Gefälligkeit zurückführen; beweiſen aber freylich einen großen Mangel an feinern Empfindungen.

Kapitel II.

Von der Liebe gegen das andere Geſchlecht.

§. 71.

Vermiſchung unterſchiedener Triebe beym Urſprung und der Unterhaltung dieſer Leidenſchaft. Große Gewalt derſelben.

Mit gutem Grunde unterſcheidet man zwey Gattungen der Zuneigung, die Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes gegen einander haben können; wovon die eine der Freundſchaft gleicht, und aus den gemeinen Gründen derſelben entſteht; die andere aber auf die Bedürfniſſe der Geſchlechter ſich bezieht. Aber gewiß iſt es, daß dieſe verſchiedenen Gründe öfter zuſammen kommen, und manchfaltiger und feiner ſich unter einander vermiſchen, als mehrentheils geglaubt wird.

Schon dies würde es ſchwer machen, durch Beobachtungen zu entſcheiden, ob die bloße freundſchaftliche

*) S. *Forſter* II. 235. ſeq.

**) S. Stellers Beſchreibung von Kamſchatka, S. 328. ff. Meiners vermiſchte Schriften, Th. I.

Liebe zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte ſtärker ſey, als zwiſchen denen von einerley Geſchlechte? Vermöge der Natur der Sache ſolches zu vermuthen, ſind einige Gründe allerdings vorhanden; aber auch wieder Gründe dagegen. Mittelſt der verſchiedenen angenehmen oder nützlichen Eigenſchaften, die ein Geſchlecht vor dem andern voraus hat, können ſie beſonders anziehend für einander werden. Und da ſie nicht ſo oft nach einerley Dingen ſtreben; ſo kommen ihre Abſichten nicht ſo leicht mit einander in Streit. Dagegen iſt aber auch die mehrere Verſchiedenheit der Vorſtellungs- und der Empfindungsart eine mehrere Veranlaſſung zum Mißfallen; der Eiferſucht und des wechſelſeitigen Anſpruchs auf Herrſchaft — weil dieſe doch bey bloß freundſchaftlicher Verbindung keinen beſondern Grund haben müßten — gar nicht zu gedenken.

So ſtark übrigens auch die bloße Freundſchaft unter den Geſchlechtern werden kann: ſo iſt doch wohl außer Zweifel, daß die höchſte Leidenſchaft der Liebe, deren Gewalt ſich durch ſo vielerley Arten von Wirkungen bekannt genug gemacht hat, ohne den offenbaren oder geheimen Einfluß des thieriſchen Bedürfniſſes nicht entſteht *).

Dieſe Leidenſchaft iſt die mächtigſte unter allen. Sie feſſelt oder übertäubt die Rachſucht, ſie überwindet die

*) Daher findet man auch bey denjenigen Völkern, bey denen entweder durch das ungeſunde Klima, oder die kärgliche Nahrung, oder irgend eine andere Urſache, das Temperament ſehr geſchwächt iſt, kein Beyſpiel einer ſolchen Leidenſchaft; ſondern vielmehr außerordentliche Gleichgültigkeit gegen das andere Geſchlecht. Die Amerikaner ſind ein Beyſpiel hievon. S. *Robertſon* Hiſt. of America I. 292. ſeq.

die Ehrbegierde, ſie erſtickt die älterliche und die kindliche Liebe; ſie macht treulos, gegen Freund, König und Vaterland. Selbſt der Eigenliebe leget ſie Feſſeln an. So vollkommen, ſo über die gemeine Menſchennatur erhaben, ſcheint dem Liebhaber ſeine Geliebte, daß er vor ihr, wie vor einer Gottheit, in den Staub niederſinkt; daß er ſich oft kaum für würdig hält, von ihr geliebt zu werden. Daher bekömmt auch das geringſte Zeichen ihrer Gewogenheit, alles, was mit ihr in Verbindung ſteht, was ihre Hand, was ihr Fußtritt berührt, einen außerordentlichen Werth. Alles andere wird in eben dem Verhältniſſe gleichgültig oder verächtlich. Keine andere Schönheit iſt itzt im Stande ihn an ſich zu ziehen; und gern entbehrt er grobe Lüſte, indem ſeine Seele wonnetrunken an dem Bilde der Geliebten hängt, und alles überſteigende Hoffnungen ahndet oder träumt. Es iſt daher von vielen Moraliſten angemerkt worden, daß die Unſchuld in ſolcher innigen Liebe zu einem würdigen Gegenſtande, nächſt der Religion, die mächtigſte Beſchützerinn hat *).

Am feyerlichſten und am weiteſten ins Ernſthafte trieb man die Sache in den Ritterzeiten. Der Feldherr, der zum Kriege für das Vaterland ſich rüſtete, hielte es noch für etwas wichtiges, den Griff ſeines Degens von der Angebeteten berühren zu laſſen. In der Schlacht erſchien er mit einem ihrer Kniebänder um den Arm. Belagerer und Belagerte ſtellten ihre Feindſeligkeiten ein, ganze Armeen hielten mitten im Gefechte inne, um dem Ritter, der zur Ehre ſeiner Dame einen

*) S. Fordyce's Reden an Jünglinge, Th. I. S. 180. ff.

Zweykampf beginnen wollte, Platz zu machen, und Zuſchauer abzugeben. Bey einigen ſoll die verliebte Schwärmerey ſo weit gegangen ſeyn, daß, um die Stärke ihrer Liebe durch Unempfindlichkeit gegen alles übrige zu beweiſen, ſie am Sommer ſich mit Kleidung und Feuer heiß machten, als ob für ſie keine Sonne wäre; und des Winters ſich der Kälte ausſetzten, daß wirklich etliche darüber erfroren *).

Uebrigens kann doch wohl ſchwerlich behauptet werden, daß, vermöge dieſer gedoppelten Gattung natürlicher Antriebe, die Liebe zu irgend einer Perſon, bey einem zum Gebrauch ſeiner Vernunft ſonſt gewöhnten Menſchen, wie eine hitzige Krankheit, plötzlich in aller ihrer Gewalt entſtehen könne; und daß es alſo nicht von menſchlicher Freyheit abhänge, ſich zu verlieben oder nicht **).

§. 72.

---

*) S. Memoires ſur l'ancienne Chevalerie I. p. 221. ſeq. Tom. II. p. 63. und *Thomas* Eſſai ſur les femmes, p. 168.

**) S. Meiners vermiſchte Schriften, B. III. St. II. Ein anderer ſcharfſinniger Philoſoph vergleicht doch in allem Ernſt den Urſprung des Verliebens, wie daſſelbe bisweilen entſteht, mit dem Elektriſchen Schlag; und meynt, daß die Vergleichung der Liebe mit einer Flamme, die das Anzündbare plötzlich und unwiderſtehlich ergreife, im buchſtäblichen Verſtande wahr ſey. *Anton. Genoveſi* S. deſſen Scienze metafiſiche, p. 374. Vergleiche *Tiſſot* Traitê des Nerfs, Vol. II, p. 180. ſſ.

§. 72.

Von der Schaamhaftigkeit, in Beziehung auf den Geſchlechtstrieb, und den verſchiedenen Meynungen über die Moralität deſſelben.

So natürlich dieſer Trieb auch iſt, ſo kann es doch das Anſehn gewinnen, als ob die Vernunft, oder das natürliche Gefühl deſſen, was recht und ſchicklich iſt, etwas verwerfliches dabey finde; indem es ſcheint, daß die Menſchen der Aeußerungen dieſes Triebes und der Befriedigung deſſelben ſich ſchämen, und daher ſich dabey vor andern zu verbergen ſuchen. Aber iſt dies auch das Werk der bloßen Natur; oder was könnte dieſe Sitte ſonſt für Gründe haben? Ganz genau dieſe Frage zu beantworten, iſt in der That nicht leicht. Wir wollen uns begnügen zu bemerken, was die Erfahrung gewiß gemacht hat. Dieſe belehrt uns erſtlich, daß es allerdings in warmen Ländern viele Völker gegeben hat und noch giebt, bey denen das männliche Geſchlecht im geringſten nicht an diejenige Bedeckung denket, die unter uns für eine nothwendige Wirkung der Schaamhaftigkeit gehalten wird; und das weibliche zum Theil auch nicht, zum Theil auf eine ſehr nachläſſige und unvollkommene Weiſe *). Ferner iſt bey einigen andern Völkern, wo dieſe Bedeckung gewöhnlich iſt, eine andere Abſicht, als die der Schaamhaftigkeit, höchſtwahrſcheinlich

*) *Robertſon's* Hiſt. of America I. 92. 97. 369. *Hackesworth* III. 622. ſeq. *Gumilla* Deſcription de l'Orinoco I. ch. VII. p. 187. 189. *Dobrizhoffer* de Abiponibus I. Voyage *d'Ovington* II. 69. *Forſter's* Obſervations, pag. 288. 310.

lich der Grund derſelben; nämlich die Abſicht, vor Verletzungen ſich zu ſichern. So ſehr wenig ſtimmt mit jener erſten Abſicht die Art, wie ſie es thun, überein; und ſo leicht unterlaſſen ſie es, wo die andere Abſicht es nicht nöthig macht *).

Und eben dieſe Abſicht auf die Sicherheit, bey dem Beſitz eines Gutes, das gar zu leicht einen andern auch reizen könnte, und in einem Zuſtande, der zur Vertheidigung vor einem feindlichen Ueberfalle ſehr wenig geſchickt iſt, läßt ſich auch als die Urſache denken, um welcher willen der roheſte Menſch, bey der Befriedigung des Geſchlechtstriebes, den Augen anderer gemeiniglich ſich zu entziehen ſuchet.

So ſehr nun aber auch dieſe Bemerkungen, in der ganzen Geſchichte dieſes Theils der Sitten, mit Grunde zu gebrauchen ſeyn mögen: ſo iſt daraus doch nicht zu folgern, daß die cyniſche Denkart der Vernunft angemeſſener ſey, als diejenige, die alle geſittete Völker für nothwendig halten. Nur auf die Rechnung eines beſondern Inſtinktes muß man nicht ſetzen, was begreiflich genug iſt als Wirkung des vernünftigen Nachdenkens, oder der Ideenadſociation.

Aber woher kömmt es denn doch, daß die klar am Tage liegenden Meynungen von der Moralität der Befriedigung dieſes Triebes zum Theil ſo äußerſt weit von ein-

*) S. *Forſter's* Voyage II. p. 206. 230. 278. *Helvetius* de l'Eſprit diſc. II. ch. XIV. Dieſer letztere Schriftſteller führt die Sache, was das andere Geſchlecht anbelangt, auch noch auf einen andern Grund hinaus, nämlich auf Buhlkunſt. S. ch. XV.

einander abweichen; daß einige die gänzliche Enthaltung von derſelben für das erſte Geſetz der vollkommenen Heiligkeit halten *); nach andern hingegen der uneingeſchränkteſte Genuß zu den natürlichſten Rechten der Menſchheit, zu den vornehmſten Stützen der Glückſeligkeit, ja ſogar zu den vorzüglichſten Arten, die Gottheit zu verehren, und ihr Wohlgefallen zu verdienen, gehöret **)?

Kurz hierauf zu antworten: ſo hat man zu bedenken, daß auch dieſe Sache verſchiedene Seiten, und nach dieſen verſchiedenen Seiten, beſonders aber auch nach verſchiedenen Graden beachtet, ſehr verſchiedene Verhältniſſe hat zu dem, was dem einzelnen Menſchen, oder der Geſellſchaft nützlich iſt. Wenn man auch nur bey der Bevölkerung, ohne Zweifel der vornehmſten der natürlichen Wirkungen und Abſichten dieſes Triebes, ſtehen bleibt: ſo iſt bekannt, daß nicht unter jedweden Umſtänden der Werth derſelben gleich geachtet wird. Einige der vornehmſten Weiſen unter den Griechen haben die Ausſetzung der Kinder, oder doch wenigſtens die Abtreibung, für erlaubt gehalten; in der Abſicht, die gar zu ſtarke Bevölkerung dadurch zu vermindern. Sollte nicht aus eben dem Grunde auch die Lehre haben entſtehen

*) Auch bey heidniſchen und zum Theil wilden Völkern findet ſich dies. Von zwölf Secten in Japan erlaubt nur eine ihren Prieſtern die Ehe. S. Voyages au Nord. III. 116. ſeq. Noch gemeiner iſt in den Religionen das Geſetz der Enthaltung vom Beyſchlafe kurz vor gottesdienſtlichen Verrichtungen.

**) Wenn man von den Geſchichten dieſer Art auch alle verdächtige übergeht: ſo bleibt doch zum Beweis der Sache noch genug. S. *Helvetius* diſc. I. chap. XIV. Iſelin Geſchichte der Menſchheit, B. III. K. XVIII.

können, daß die Enthaltung von der Befriedigung dieſes Triebes die Pflicht vorzüglich rechtſchaffener Menſchen ſey *)?

Aber es laſſen ſich auch noch andere Gründe dieſer Denkart angeben. Einmal der Abſcheu, den die unregelmäßige, ausſchweifende Befriedigung dieſes Triebes nothwendig erweckt; und dabey der den Menſchen ſo gewöhnliche Fehler, von einer Uebertreibung auf die entgegengeſetzte zu verfallen. Aus dieſem Grunde ſind ja alle ſinnliche Ergötzungen von einigen für ſündlich gehalten worden. — Dann die ungeläuterte Idee, durch Aufopferung des Liebſten, durch gänzliche Unterwerfung und Verleugnung ſeiner ſelbſt, Gott ſich gefällig zu machen. Ferner der Gedanke, der Seele die ihr geziemende Herrſchaft über den Körper zu verſchaffen, und durch Entziehung von den Empfindungen und Trieben deſſelben ſie zu reinigen und zu erheben. Vielleicht auch bisweilen die Verachtung gegen das andere Geſchlecht.

Die Ausſchweifungen auf der entgegengeſetzten Seite laſſen ſich aus dem Einfluſſe der ſtärkſten Neigungen in die Urtheile vom Rechte überhaupt, und in die Vorſtellungen von den Eigenſchaften und Neigungen der Gottheit, hinlänglich begreifen **).

§. 73.

---

*) Helvetius hat dieſe Vermuthung Diſc. II. ch. XIII.

**) Wie leicht hiebey das Gewiſſen dem ſinnlichen Triebe nachgiebt, kann, wenn noch Beyſpiele nöthig ſind, auch das beweiſen, was den Spaniern in Louiſiana Schuld gegeben wird, daß ſie nämlich eine Wilde, mit der ſie ſich einlaſſen wollen, erſt taufen, und damit ſich beruhigen. Voy. au Nord. V. 16. Unter den Perſern, bey denen es erlaubt iſt, auf eine beſtimmte Zeit ſich zu

§. 73.

Von der Eiferſucht.

Zu den merkwürdigen natürlichen Wirkungen der Liebe gehört die Eiferſucht. Ueberhaupt iſt es natürlich, den Beſitz eines Gutes nicht gern mit andern zu theilen; zumal wenn die Theilung einen unvollkommenen Genuß, den gänzlichen Verluſt oder andere nachtheilige Folgen befürchten läſſet. Und demnach ließe ſich annehmen: je heftiger einer liebte, deſto weniger könne er gleichgültig ſeyn, bey der Vorſtellung, daß ein anderer die Gunſt der geliebten Perſon gewinnen werde. Unterdeſſen gehören noch andere Bedingungen dazu, wenn Eiferſucht wirklich entſtehen ſoll; und ſie kann auch aus ſolchen Gründen entſpringen, die keinesweges von der Stärke der Liebe zeugen. Zutrauen in die dem Liebhaber günſtige Denkungsart der geliebten Perſon, und Zutrauen zu ſeinen eigenen Vollkommenheiten, bewahren vor dieſer Leidenſchaft auch bey einem großen Grade der Liebe. Hingegen kann auch, ohne viele eigentliche Liebe, Eiferſucht entſtehen aus der ſtolzen Herrſchſucht, die eine völlige Ergebenheit und ausſchließende Rechte bey allem fordert, was ſie als ihr zugehörig anſieht; oder aus der Eigenliebe, die ſich beleidiget findet durch die Vorſtellung, einem andern nachgeſetzt zu werden; oder endlich auch nur aus der Furcht vor der Schande und Verſpottung.

Dieſe verſchiedenen Gründe der Eiferſucht verhalten ſich zu den unterſcheidenden Gemüthseigenſchaften der bey-

---

zu verheyrathen, ſtellen diejenigen, die gewiſſenhaft ſeyn wollen, ſich vor, daß ſie bey vorkommender Gelegenheit auf eine ſo kurze Zeit, als ihnen gefällig iſt, ſich verheyrathen. S. *Chardin*. edit. 1711. 4to vol. I. p. 165.

beyden Geſchlechter zu verſchiedentlich; als daß man, in Erwägung derſelben, ein Geſchlecht überhaupt mehr als das andere zur Eiferſucht geneigt halten könnte. Aber bey beſtimmteren Characteren der Individuen, oder auch der Nationen, findet man mehr Gründe zu einer ſolchen Unterſuchung.

Wenn die Eiferſucht von der Leidenſchaft der Liebe herrührt: ſo offenbaren ſich bey derſelben insbeſondere auch alle die Wunderkräfte dieſer Leidenſchaft, und der von Leidenſchaft belebten Imagination. Erhebung des kleinſten Umſtandes zur Sache von der größten Wichtigkeit, des Möglichen zum unzweifelhaft Gewiſſen; unabläſſige Beſchäftigung mit dem einzigen quälenden Gedanken, Gleichgültigkeit, Blindheit gegen alles andere; Abzehrung des Körpers, plötzliche Umſchaffung des ganzen Characters, oder doch der ganzen Handlungsart.

In dieſer Geſtalt kann die Eiferſucht freylich für nichts anders, als für das größte Unglück bey der Liebe gehalten werden. Aber wenn ſie durch Vernunft gemäßigt, durch Sympathie in beſcheidenen Gränzen erhalten wird: ſo erweckt ſie den Eifer, ſich gefällig zu machen, ſchmeichelt dem Geliebten, und bringt höchſtens nur kleine Wolken in den Geſichtskreis der Liebenden; nach deren Uebergang ſie die wohlthätige Wärme der Liebe deſto lebhafter empfinden.

§. 74.

Verſchiedene Grade der Achtung für die Keuſchheit und für das andere Geſchlecht überhaupt.

Die bisherigen Bemerkungen laſſen ſchon vermuthen, daß, nach andern Verſchiedenheiten der Sitten, auch

auch die Eiferſucht ſich richten, mancherley verſchiedene Gränzen und Wirkungspunkte erhalten müſſe.

Im Stande der Wildheit, wo die Stärke der Grund der Rechte iſt, und eben daher auch der Mann alles Eigenthum an ſich zieht, die Frau nichts mitbringt, vielmehr von ihren Eltern gekauft werden muß; da ſind die Weiber gemeiniglich Sklavinnen. Als ſolche müſſen ſie den Lüſten des Mannes dienen, ohne Anſprüche auf Treue und Ergebenheit deſſelben machen zu können. Eiferſüchtig ſeyn wollen auf eine andere Liebe des Mannes, hieße die Rechte des Oberherrn angreifen. Er hingegen, der Deſpote, ahndet es mit dem Tode, wenn eine dieſer ſeiner Leibeigenen den Trieben nachgiebt, die oft ſo wenig Befriedigung durch ihn erhalten *).

Unter Völkern von gemilderten, aber doch unvollſtändig ausgebildeten Sitten, finden ſich mehrere Beyſpiele, daß es zur Gaſtfreundſchaft gerechnet wird, nicht nur die Tochter, ſondern auch wohl die Frau, einem andern zu überlaſſen; und übel aufgenommen wird, wenn man von dieſer Gefälligkeit keinen Gebrauch macht **).

Die

*) S. *Millar's* Obſervations on the diſtinctions of rank in Society, chap. I. *Robertſon's* Hiſtory of America, I. p. 318. ſeqq. *Alexander* Hiſt of Women, Lond. 1779. 2 voll. 4. Zu beſtreiten und einzuſchränken ſucht dieſen Satz *Gilb. Stewart* im Abriß des geſellſch. Zuſtandes in Europa B. I. K. I. u. II.

**) S. von den Kalmucken Pallas Nachrichten von den Mongol. Völk. Th. I. S. 105. In der Inſel Ceylon iſt die Hahnreyſchaft überhaupt ſehr gemein, und wird insgemein wenig geachtet. Insbeſondere iſt es gewöhnlich, daß der Mann, wenn er von ſehr guten Freunden oder Vornehmern beſucht wird, ihnen ſeine Frau

oder

Die Begierde, Kinder zu haben *), abergläubiſche Einbildungen und andere Gründe haben bey einigen eben dieſe Gefälligkeit bewirkt.

Am wenigſten aber wird bey den allermeiſten vom Zwange bürgerlicher und religieuſer Geſetze hierinn befreyten Völker auf die Keuſchheit unverheyratheter Perſonen geachtet. Ja bey verſchiedenen ſoll es ſogar einer Weibsperſon zur Empfehlung gereichen, und leichter zu einem Manne verhelfen, wenn ſie ſchon mit vielen Liebhabern in der größten Vertraulichkeit gelebt hat **).

Daß ſehr vieles in dieſem Theil der ſittlichen Denkungsart der Wirkung politiſcher und religieuſer Geſetze zu-

oder Tochter zur Geſellſchaft in die Schlafkammer ſchickt. S. *Knox* part. III. ch. 7. S. auch *Millar's* Obſervat. p. 12. *Carvers* Travels p. 131.

*) Bey den Grönländern werden Mann und Frau wohl einig in der Abſicht, einen geſchickten Landsmann oder auch Europäer zu miethen. Cranz II. 328. Die Grönländer ſind ſonſt ein ziemlich keuſches Volk; und das unverheyrathete Frauenzimmer iſt nicht nur ſehr züchtig, ſondern ſogar ſpröde. Die Jungfrauen werden ohnmächtig, oder laufen in eine Wüſteney, wenn ihnen ein verliebter Antrag geſchieht. Ebend. I. 201. ff. Von dieſer letztern Art von Sitte giebt es noch viele Beyſpiele. S. Stewart l. c. K. II. Abſchn. II.

**) S. von den Kamſchadalen Steller S. 346. und von mehrern Völkern Buffon Allgem. Naturhiſt. Th. V. S. 105. ff. Iſelin Geſch. der Menſchheit I. S. 331. ff. *Millar* chap. I. *Alexander's* Hiſt. of Women I. 265. ff. *Carvers* Travels p. 245. f. Genauer hingegen nehmen es die Kirkiſen. S. Ryttſchkow Tagebuch S. 349. Und ſo dachten anch die alten Teutſchen. Publicatae pudicitiae nulla venia; non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit. Tacitus de M. G. cap. 19. Am genauſten nehmen es aber wohl die Araber, Niebuhr Beſchreibung von Arabien S. 35. f.

zuzuſchreiben ſey; beweiſen alle Beobachtungen zuſammen genommen ſehr deutlich.

Ein Menſch, der nur die groben ſinnlichen Lüſte kennt, betrachtet auch das andere Geſchlecht nur als ein Mittel, thieriſche Triebe zu befriedigen, oder eines Theils ſeiner Arbeiten ſich zu entledigen. Ein ſolcher wird daher auch bey der Wahl eines Gegenſtandes nicht auf diejenigen Vollkommenheiten ſehen, von denen die feinern geſellſchaftlichen Vergnügungen abhängig ſind; er wird nicht darauf bedacht ſeyn, weder dem andern Geſchlechte Gelegenheit zu verſchaffen, dieſe Vollkommenheiten ſich zu erwerben, noch ſich ſelbſt ſo zu bilden und zu betragen, daß er einer Perſon, die ſie beſitzt und zu ſchätzen weiß, gefallen könne. Ueberhaupt alſo muß ſeine Achtung für das andere Geſchlecht nur geringe ſeyn. Und wie es in vielen Fällen geht, ſo kann auch hiebey die Wirkung wieder zur Urſache eben deſſelben Erfolgs werden; und das eine Geſchlecht weniger geachtet ſeyn, weil ihm diejenigen Vollkommenheiten fehlen, von denen es durch die Uebermacht des andern abgehalten wird *).

Daß dieſes am häufigſten der Fall des weiblichen Geſchlechtes ſeyn müſſe, iſt begreiflich. Unterdeſſen finden ſich Beyſpiele, daß auch im Stande der Wildheit die Frauen ein großes Anſehn, und faſt die Oberherrſchaft über die Männer erlangt haben; wovon allerdings die mehrere Ausbildung, die in den ruhigern und manchfal-

*) Bey den Griechen ſind die Buhlerinnen mehr geachtet worden, als die Ehefrauen; weil die mehrere Freyheit, deren ſie ſich bedienten, jenen zu mehrern geſellſchaftlichen Vollkommenheiten verhalf.

faltigern häuslichen Beſchäftigungen ihr Geiſt erlangt hatte, die Urſache ſeyn konnte *).

§. 75.

Ob die eheliche Geſellſchaft eine Wirkung des Inſtinktes ſey?

Daß die Vernunft es zur Pflicht mache, den Geſchlechtstrieb mittelſt ehelicher Verbindung zu befriedigen; iſt gewiß. Aber ob unabhängig von den Vernunftsgründen, ſchon irgend ein Empfindungstrieb oder mehrere zuſammen die eheliche Geſellſchaft bewirken, kann noch gefragt werden. Ein berühmter Schriftſteller glaubt, daß der Menſch einen eigenen Naturtrieb hiezu habe, und findet einen Beweis hievon auch in der Neigung der kleinen Kinder, ſchon in ihren Spielen eheliche Verbindungen einzugehn **).

Andere laſſen bisweilen einen Wilden von dem unnatürlichen Zwang der Ehe ſo ſpitzfindig ſprechen, als ob er ſich in der Geſellſchaft großſtädtiſcher Wollüſtlinge gebildet hätte †).

Zieht man hiebey die bekannteſten Erfahrungen unpartheyiſch zu Rathe: ſo iſt erſtlich ſo viel leicht ausgemacht, daß der vertrauteſte Umgang nicht verhindert, daß

*) S. von den Marianiſchen Inſeln Hiſt. des navigations aux terres auſtrales, II. p. 505. Von Kamſchatka Steller S. 287. Und überhaupt *Millar's* Obſervat. chap. I. und *Alexander* l. c.

**) Home Verſuche über die Geſch. der Menſchh. Verſ. VI. deutſch. Ueberſ. S. 196.

†) S. Voyages au Nord, prem. edit. V. 293. 296.

daß nicht oft eine Perſon die andere bald vergißt, oder doch auf beſtändig verläſſet. Hingegen iſt doch auch eben ſo begreiflich, daß bey geringerer Empfänglichkeit für jeden neuen Reiz, oder weniger äußerlichen Anläſſen zu ſolchen Reizungen, im Stande der Wildheit, die bloße Gewohnheit, nebſt dem Bedürfniſſe, in der Perſon des andern Geſchlechts zugleich einen treuen Gehülfen und Beyſtand zu haben, eben das, wenn gleich nicht völlig ſo geſichert, bewirken könne, was Geſetz, Religion und Sittenlehre bey mehrerer Ausbildung einſchärfen. Die Kinderliebe geſellt ſich nachher auch noch zu jenen erſten Antrieben.

Das weibliche Geſchlecht muß, überhaupt davon zu urtheilen, dieſe fortdaurende Verbindung am meiſten begehren, und zur Erhaltung derſelben ſeine Schmeicheleyen anwenden; je mehr es überhaupt, und beſonders bey den Folgen der höchſten Vertraulichkeit mit dem Manne, das Bedürfniß eines Schutzes und Beyſtandes empfindet.

Oder giebt es noch andere Gründe, dem weiblichen Geſchlechte eine mehrere Anlage zur Treue und Beſtändigkeit in der Liebe zuzuſchreiben? Giebt die Erfahrung Anlaß, nach mehrern ſolchen Gründen zu fragen? — Bey der genauern Zergliederung der unterſcheidenden Gemüthseigenſchaften der beyden Geſchlechter, werden ſich vielleicht einige zur Beantwortung dieſer Fragen dienliche Bemerkungen machen laſſen.

Kapitel III.

Von der Liebe gegen die Wohlthäter, und den natürlichen Antrieben zur Dankbarkeit.

§ 76.

Natürliche Gründe der Dankbarkeit und Undankbarkeit.

Daß auch die Dankbarkeit nur von Eigennutze herkomme, gehört mit zu den manchen Ausſprüchen, die die Partheylichkeit für einen ſo voreilig angenommenen Grundſatz, gegen die unleugbarſten Erfahrungen, hervorgebracht hat. Unter das unvernünftige Vieh wäre auch der Menſch herabgewürdiget, wenn er keiner uneigennützigen Liebe gegen ſeinen Wohlthäter fähig wäre. Aber er iſt es. Ohne noch durch Vorſtellungen der Pflicht angetrieben zu werden, hat der Menſch ſtarke Reize in ſich, ſeinen Wohlthäter mit Wohlgefallen anzuſehn, über deſſen Wohlſtand ſich zu freuen, ſein Beſtes zu wünſchen. Er iſt ja die Quelle ſeines Glücks. Ein Gegenſtand, an welchen die Vorſtellungen, die uns Vergnügen geben, angeknüpft ſind, wird durch dieſe ſelbſt zum angenehmen Gegenſtande. Ein todtes Brett, mit dem ein Menſch ſich aus dem Schiffbruche errettet, wird ihm mittelſt der Ideenadſociation und ihrer natürlichſten Wirkungen, zur theuren, lieben Reliquie.

Bey empfangenen Wohlthaten kömmt noch die Vorſtellung des Wohlwollens, der Liebe und Achtung des andern gegen uns dazu. Es iſt angenehm, von andern werth geachtet zu ſeyn, noch mehr aber von denen, die ſelbſt achtungswerth ſind: es iſt alſo ſehr natürlich, Liebe gegen die Wohlthäter zu empfinden.

Endlich kann auch die Selbſtachtung und die Ehrbegierde zu den natürlichen Trieben, die die Dankbarkeit erzeugen, gerechnet werden. Es iſt eine angenehme Vorſtellung, der Wohlthaten, die man empfangen hat, ſich würdig zu zeigen, zu machen, daß es dem Wohlthäter nicht gereuet, ſie einem erwieſen zu haben, und im Stande zu ſeyn, auf irgend eine Weiſe ſie vergelten zu können. In erhabenen Seelen kann bloß durch dieſe Gründe die Dankerweiſung ein dringendes Bedürfniß werden.

Es kann noch hinzu kommen die Sympathie mit dem Wohlthäter, der Dankbarkeit erwartet, und mit andern Hülfsbedürftigen, denen jedes Beyſpiel der Undankbarkeit es ſchwerer macht, Wohlthäter zu finden.

Alle dieſe Antriebe zur Dankbarkeit ſind unabhängig von dem Eigennutze, obgleich einige darunter mit der Eigenliebe nahe verknüpft ſind.

Aber ſie ſind freylich ſo ſtark nicht, daß ſie nicht leicht auch überwältiget werden könnten, durch entgegengeſetzte Triebe der menſchlichen Natur. Die vornehmſten Hinderniſſe der Dankbarkeit ſind, thörichter Stolz und Hang zur Unabhängigkeit, Eigenliebe und übertriebenes Mißtrauen. Jener macht, daß bisweilen Menſchen ungeneigt ſind, es zu geſtehen, daß ſie durch anderer Hülfe emporgekommen oder erhalten worden ſind. Sie ſuchen dieſe ihre Schwäche und Abhängigkeit, ſo wenig ſie ihnen auch zur wahren Schande gereichen könnte, vor ſich und andern zu verbergen; und vergeſſen ihren Wohlthäter, ſo bald ſie können. Die Eigenliebe wird auf mehr als eine Weiſe die Quelle der Undankbarkeit. Sie macht, daß einer alles, was ihm Gutes wiederfahren iſt, für lauter eigenes Verdienſt, oder Schuldigkeit des andern an-

anſieht; es ſcheint ihr das Geſchehene wohl gar zu wenig, und ſie empfindet mehr Unzufriedenheit über das, was unterblieben, als Vergnügen über das, was ihr wiederfahren iſt. Und die geringſte Beleidigung vergrößert ſich in ihren Vorſtellungen ſo ſehr, daß die Eindrücke vieler empfangenen Wohlthaten dadurch verdunkelt werden. Wie das argwöhniſche Weſen, die Geneigtheit, von andern immer das Schlimmere zu glauben, der Dankbarkeit im Wege ſtehe; iſt einleuchtend. Wenn man denkt, daß der andere nicht aus Wohlwollen gethan hat, was uns zum Vortheil gereichte, ſondern aus Eigennutz, oder vielleicht aus noch verhaßtern Abſichten: ſo verſchwinden die mächtigſten Antriebe zur Dankbarkeit, und nur etwa einer von den angezeigten Einflüſſen der Eigenliebe darf dazu kommen, um die entſchloſſendſte Undankbarkeit zu erzeugen.

§. 77.

Ob alle Menſchen von Natur die Beleidigungen ſtärker empfinden, als die Wohlthaten?

Dies ſind die natürlichſten Gründe zur Dankbarkeit und Undankbarkeit. Welche ſind wohl urſprünglich die ſtärkſten?

Wird, vermöge dieſer Anlagen, der Menſch durch Beleidigungen oder durch Wohlthaten ſtärker gerührt werden; mehr zur Gegenliebe, oder zur Rache geſtimmt ſeyn? Die Erfahrung giebt nur einzelne, und bis zu dieſem Punkt nicht leicht gewiß zu machende Entſcheidungen. Es ſcheint aber jene Frage durch etliche andere der Beantwortung näher gebracht werden zu können. Macht auf alle Menſchen das Böſe lebhaftere und dauerhaftere Ein-

Eindrücke, als das Gute? Mögen alle Menſchen ſich gern als gehaſſet, oder lieber als werth geachtet denken? — Vielerley Erfahrungen und Unterſuchungen beweiſen, daß es in dieſen Punkten ſehr von einander abweichende Gemüthsarten gebe und geben müſſe; daß bey einigen die Neigung zu angenehmen Vorſtellungen, und beſonders der, geliebt zu ſeyn, ſo ſtark iſt, daß es leichter iſt, durch Wohlthaten und Gefälligkeiten ſie zu Freunden, als durch Beleidigungen zu Feinden zu machen.

Mit dieſer Frage ſteht eine andere im Zuſammenhange; ob nämlich die Furcht vor übler Begegnung mehr über den Menſchen vermöge, als die Erkenntlichkeit für das Gute? Sehr zuverſichtlich wird dieſes von vielen behauptet, und oft iſt es zur Rechtfertigung tyranniſcher Maaßregeln, oder doch des Hangs zur deſpotiſchen Gewalt behauptet worden. Und leugnen läßt ſich nicht, daß es ſich mit vielerley, aus der Natur des Menſchen und der Erfahrung hergenommenen Gründen, vertheidigen laſſe *). Aber alle Menſchen hierinn einander gleich zu achten, läuft doch eben ſo gewiß auch gegen Erfahrungen und allgemeine Grundſätze. Selbſt unter den Wilden, ob ſie gleich überhaupt wenig erkenntlich ſcheinen, hat man mehrere Beyſpiele von Zuneigungen, die durch Wohlthaten erweckt wurden, und ſowohl gegen bereits erlittene, als noch zu befürchtende Beleidigungen aushielten **). Und unter allen Völkern muß es Menſchen

 geben,

*) S. *Helvetius* de l'Eſprit diſc. III. chap. XI.

**) Ueberhaupt ſcheint es mir, man gehe zu weit, wenn man die Wilden ſo ſchlechthin der Undankbarkeit beſchuldiget. Was man zum Beweis anführet, giebt doch nicht völlig

geben, die vermöge der Temperamentsanlagen der Furcht trotzen; hingegen durch Beweiſe der Achtung und Liebe gewonnen, und zu ſehr großen Aufopferungen gebracht werden können.

Uebrigens wenn auch von den allermeiſten Menſchen das Gegentheil gewiß wäre: ſo würde dies doch noch nicht ſogleich die Folge geben, daß, um zu vernünftigen Abſichten die Menſchen auf das beſte zu nutzen, die Furcht überhaupt die vorzüglichſte Triebfeder ſey.

Kapitel IV.

Von der Liebe der Blutsverwandten.

§. 78.

Allgemeine Gründe einer beſondern Zuneigung zu den Blutsverwandten.

Die Neigungen der Blutsverwandten unter einander machen unterſchiedene Claſſen aus; wovon eine jede insbeſondere unterſucht zu werden verdienet, und unterſucht werden muß, wenn man die Gründe der hiebey ſich beweiſenden Triebe gehörig verſtehen will. Es entdecken ſich

lig ſo viel zu erkennen; ſondern nur Ungeneigtheit, ſich für den Schuldner des andern auszugeben, oder von einer Sache, die man ſelbſt gern hat, ihm zu Gefallen ſich zu trennen. Und beydes iſt freylich ein Character des mehr ſinnlichen, als empfindſamen und auf ſeine Unabhängigkeit ſtolzen Wilden. Aber daß Wohlthaten nicht ſeine innere Zuneigung gewinnen, und zu gelegenheitlichen, ihm nicht zu beſchwerlichen Freundſchaftbeweiſen antreiben; das kann man nicht ſagen. Man ſehe unterdeſſen *Robertſon* H. A. I. 405. 487.

ſich aber bald einige Triebfedern, die bey dieſer ganzen Gattung der Neigung wirkſam ſind; welche, zur Abkürzung der beſondern Unterſuchungen, zum voraus angemerkt zu werden verdienen.

1) Die Selbſtliebe läßt ihre Einflüſſe ſich leicht über diejenigen Gegenſtände verbreiten, die mit uns in einer genauen Verknüpfung ſind; wovon die Vorſtellungen mit der Idee von unſerm Selbſt genau zuſammenhängen. In Beziehung auf die nahen Anverwandten finden ſich noch beſondere Gründe, dieſe Ausdehnung der Selbſtliebe zu befördern. Die Vortheile und Nachtheile, das Glück und Unglück unſerer Verwandten treffen uns leicht mit. Die Urtheile, die man über ſie fällt, verbreiten ſich oft über uns.

2) Die Gewohnheit vermag, Dingen, die uns anfangs gleichgültig waren, und noch es ſeyn würden, einen Werth zu geben, um welches willen wir die Trennung von ihnen nicht gleichgültig ertragen, mit allerhand zärtlichen Geſinnungen gegen ſie erfüllt werden. Perſonen aus der Familie, mit denen man aufgewachſen iſt, einen angenehmen Theil des Lebens zugebracht hat, können alſo auch aus dieſem Grunde einem lieb werden.

3) Hiezu kömmt bey mehrerer Ausbildung die Vorſtellung der Pflicht; die zwar zum Theil aus einigen der zuerſt angemerkten Gründe entſteht, aber auch noch andere Gründe für ſich hat; und wenn ſie auch keine weitere Gründe hätte, bloß durch die Form, die die andern Vorſtellungen von ihr erhalten, durch die Macht der allgemeinen Idee von Pflicht, jene Antriebe ſehr verſtärken könnte.

Dieſe Gründe ſcheinen völlig hinreichend, die Liebe, die Geſchwiſtere oder andere Seitenverwandte gewöhnlich gegen einander hegen, zu erklären; ohne daß es nöthig wäre, noch geheime phyſiſche Gründe in der Gemeinſchaft des Urſprungs, ſogenannte Bande des Bluts, anzunehmen *). Wenn bisweilen unter Blutsverwandten eine beſondere Freundſchaft bemerkt wird, von der Art und aus Gründen, wie unter nicht verwandten Perſonen häufig ſich findet: ſo gehöret dies nicht hieher.

Die Leichtigkeit, mit welcher dieſe Art von Neigungen durch die angelegenern Triebe der Selbſtliebe bezwungen werden können, giebt auch keine Vermuthung für noch mehrere und urſprünglichere Gründe derſelben.

Je weniger hingegen dieſe letztern jenen ſich widerſetzen, und je mehr dieſer Gründe in beſondern Fällen Statt finden; deſto ſtärker werden ſie ſich auch beweiſen. Dieſe Schlüſſe beſtätigt der Nepotismus der Päbſte. Um ihr eigenthümliches Anſehn nicht durch die Verächtlichkeit ihrer Familie zu ſchwächen, müſſen ſie dieſe zu erheben ſuchen. Kinder haben ſie nicht. Zur Freundſchaft ſind ſie, wenn auch weiter nichts dagegen wäre, zu alt. Für ſich ſelbſt einen großen Aufwand und viel Staat

*) Wenn man dennoch dergleichen etwas behaupten wollte, oder zu behaupten Grund fände: ſo ließe ſich die Sache einigermaßen begreiflich machen, durch die Idee und Vorausſetzung einer mehrern Einartigkeit unter verwandten Perſonen. Denn bey dieſer findet ſowohl die Eigenliebe als die Sympathie mehr Anlaß, ſich wirkſam zu beweiſen. Aber dieſer Vorausſetzung kann freylich in den meiſten Fällen mit Grunde widerſprochen werden. Oder die Uebereinſtimmung der Neigungen könnte auch eine Folge der gemeinſchaftlichen Erziehung ſeyn.

Staat zu machen, iſt wider ihre Geiſtlichkeit. Was könnte mehr erſonnen werden, um die Richtung der ſelbſtiſchen Triebe auf die nächſten Verwandten zu befördern? Auch iſt bey vielen Päbſten die Erhebung ihrer Familie eine Triebfeder geweſen, die alle andere überwand *).

Die Gründe machen aber auch begreiflich, daß bey wenig ausgebildeten Völkern die Liebe zu den Blutsverwandten ſtark ſich beweiſen könne. Es wird unter andern von den Grönländern bezeugt. Sie ſollen ihre Anverwandte bis in die entfernteſten Grade werth halten, und daher auch mehr Namen zur Bezeichnung dieſer Grade in ihrer Sprache haben, als in der unſrigen nicht gefunden werden **).

§. 79.

Von der Liebe der Kinder zu den Eltern.

Geheime Bande des Bluts ſind einige geneigt zu vermuthen insbeſondere bey der Zuneigung, die Kinder und Eltern gegen einander empfinden. Allein es fehlet, auf der einen Seite wie auf der andern, zu deren Behauptung an hinlänglichen und ſichern Gründen.

Scenen aus Schauſpielen oder andern dichteriſchen Werken, die nach einer angenommenen Meynung eingerichtet worden ſind, können hiebey nicht als hiſtoriſche Beweiſe gelten. Und wenn nun auch einmal ein Vater und ein Sohn, ohne dies ihr Verhältniß zu wiſ-

 ſen,

*) Bey Clemens VII. gab ſie völlig den Ausſchlag zwiſchen Franz I. und Carl V. *Robertſon* II. 344. S. auch Il nipotiſmo di Roma 1667. 2 voll. 12.

**) S. Cranz Hiſtorie von Grönland II. 329.

ſen, gleich im erſten Anblicke Zuneigung gegen einander verſpührten, und im kurzen warme Freunde wurden: trägt ſich dies nicht auch oft genug unter ganz fremden Perſonen zu?

Allenfalls könnte man auch hiebey annehmen, daß die Aehnlichkeit, die doch wirklich oft in den Phyſiognomien der Eltern und Kinder ſich findet, eine Urſache einer ſolchen Neigung, oder eine gemeinſchaftliche Wirkung und Beweis ſolcher ähnlichen Diſpoſitionen ſey, aus denen Uebereinſtimmung der Empfindungen, leichtere und ſtärkere Sympathie entſtehen könne. Doch würde dieſes immer auf etwas, dieſem phyſiſchen Verhältniſſe nicht eigenthümliches, ſondern auch bey nicht verwandten Perſonen Statt findendes hinaus laufen.

Gewiß iſt, daß die **Liebe der Kinder zu ihren Eltern**, außer den gemeinen Gründen der Liebe zu den Anverwandten, wo nicht ganz allein, doch hauptſächlich aus der Empfindung und Vorſtellung der von ihnen erhaltenen **Wohlthaten** entſpringt. Dies lehrt die Erfahrung deutlich

1) dadurch, daß ein Kind diejenige Perſon von ſeinen Eltern gemeiniglich doch am meiſten liebt, die ſich daſſelbe in allem Betracht am meiſten durch Wohlthaten verbindet; und auch leicht damit abwechſelt, wie dieſe Urſache ſich wendet. Daher geht in der erſten Zeit die Mutter — wenn ſie nämlich ganz Mutter iſt — dem Vater die meiſten male vor.

2) Dadurch, daß ein Kind eine fremde Perſon gar leicht mehr liebt, als Vater oder Mutter, wenn

wenn dieſe ihm öfter oder nachdrücklicher Vergnügen macht *).

Wenn ſich es findet, daß die Liebe zu den Eltern die Liebe zu jedweder andern Art von Wohlthätern überwiegt: ſo iſt dies aus der Größe der Wohlthaten, oder aus dem Einfluſſe der Selbſtliebe, und den andern Gründen der Liebe zu den Anverwandten überhaupt leicht zu erklären **).

§. 80.

---

*) Man kann zu dieſem Beweiſe auch noch die gemeiniglich ſehr geringe Achtung und Liebe der Kinder gegen ihre Eltern unter den wilden Völkern hinzuſetzen. Die kurze Dauer der Erziehung, der Zeit, in welcher ſich die Eltern für ihre Kinder beſorgt zeigen, nebſt dem Leichtſinn des Wilden, in Anſehung der empfangenen Wohlthaten, ſind, wenn auch nicht die einzigen, doch wenigſtens Miturſachen hievon. S. *Robertſon* Hiſt. of America, I. 323. Doch wird von einigen ſolchen Völkern auch bezeuget, daß ſie, wenn die Eltern zum hohen Alter gelangt ſind, anfangen, Liebe und Ehrfurcht zu beweiſen. S. von den Grönländern Cranz I. 213. von den Caraiben, Oldendorp, Geſchichte der Miſſion I. 28. Ob nun das ſittliche Gefühl erſt bey mehrern Jahren in ihnen zur Reife kommt? oder ob das Anſehn ſchwächlicher, alter Eltern ſie nicht mehr, wie ehedem, für ihre eigene Freyheit beſorgt macht? oder ob ſie auch wohl ſchon anfangen, an ihr eigenes nahes Alter zu denken, und ihrem künftigen Vortheile zum Beſten ein Beyſpiel der kindlichen Liebe und Ehrfurcht geben wollen?

**) Die kindliche Liebe und Ehrfurcht des edelmüthigen, aber noch halb wilden Coriolans, iſt zu bekannt, vielleicht auch zu unhiſtoriſch, um hier angeführet werden zu dürfen. Aber die Erzählung davon beym Plutarch K. 34. bleibt allemal ein meiſterhaftes Gemählde der höchſten Gewalt dieſer Triebe, und des ſchnellen Ueberganges aus einer Leidenſchaft in die andere.

§. 80.

Von der Liebe der Eltern zu den Kindern.

Von der elterlichen Liebe entdecken ſich bey der Beobachtung folgende beſondere Gründe:

1) Die den Menſchen überhaupt natürliche Neigung, gegen kleine Kinder, als hülfsbedürftige und unſchädliche, unſchuldige Geſchöpfe, mitleidig und gütig ſich zu beweiſen. Eine ſolche Neigung iſt nicht nur den allgemeinen Begriffen von der menſchlichen Natur gemäß, ſondern auch beſondern Erfahrungen. Man findet häufig Menſchen, die in ihrem Verhalten gegen Erwachſene hart und unempfindlich ſich beweiſen, und ſehr zärtlich ſind gegen kleine Kinder. Und dabey läßt ſich oft die Urſache, daß ſie von jenen zu wenig Gutes denken, um Liebe für ſie zu empfinden, mit aller Wahrſcheinlichkeit annehmen. Wenn ſich nun dieſe Urſache bey den Eltern mit den allgemeinen Gründen der Liebe zu den Seinigen verbindet: ſo kann ſie gewiß vieles wirken. Es findet ſich dieſes noch mehr beſtätigt, dadurch, daß die Liebe gegen ein Kind, das durch Krankheit oder Unglücksfälle viel ausſtehen mußte, oft vorzüglich wird; ohne daß eine andere Urſache ſich davon angeben läſſet. Desgleichen ſcheinet dieſes zum Grunde wenigſtens mit angenommen werden zu müſſen davon daß die Zärtlichkeit gegen die Kinder von mehreren Jahren insgemein geringer iſt, als gegen die ganz kleinen. Und wenn die Liebe der Mutter von Natur ſtärker iſt, als die Liebe des Vaters: ſo iſt außerdem, daß die Mutter noch mit mehrerem Grunde das Kind als das Ihrige, als von ihr entſprungen, anſehen kann, der Umſtand, daß ſie durch die genauere

nauere Verbindung, und faſt durch phyſiſche Nothwendigkeit anfänglich angetrieben wird, ſeine Wohlthäterinn zu ſeyn, gewiß auch Urſache einer mehrern Zuneigung. Und zwar einer bleibenden Zuneigung auch deswegen, weil der Menſch, wie ſonſt ſchon gezeigt worden iſt, (§. 37.) die Gegenſtände ſeiner Wohlthaten ſich gern liebenswürdig vorſtellet. Selbſt die Schmerzen, die es ihr verurſacht hat, werden in der Verbindung Urſachen einer heftigern Liebe. Vielleicht auch wegen des allgemeinen Geſetzes, daß angenehme Gefühle, durch einige Beymiſchung unangenehmer Empfindungen oder contraſtirender Vorſtellungen, Verſtärkung ihrer Reize bekommen können (§. 27.).

2) Mit dieſer Urſache verbindet ſich als eine zweyte ſehr oft das Wohlgefallen an der körperlichen Bildung eines Kindes. Es muß zugegeben werden, daß dieſer Grund nicht ganz allgemein iſt; und auch, daß bey genauerer Unterſuchung er ſich zum Theil in den vorigen auflöſet, daß die Vorſtellungen von Unſchuld, von Unſchädlichkeit, die Phyſiognomie des Kindes in unſerm Urtheile verſchönern helfen. Dennoch bleibt immer etwas von dieſer Urſache übrig. Man muß nur auch bedenken, daß Eltern ein Kind leicht ſchön finden, wenn es zumal ihnen ähnlich iſt, in dem, wo es von der Regel der Schönheit abweichet. Daß aber bey der Erklärung der Wirkungen der elterlichen Liebe, dieſe Urſache nicht als unbedeutend überſehen werden dürfe; iſt um ſo gewiſſer, je häufiger die Beyſpiele ſind, daß Eltern ein Kind um der beſſern Bildung willen vorzüglich lieben, und ein anderes wegen körperlicher Fehler zurückſetzen. Wenn freylich bisweilen eine Mutter eitel genug iſt, um

ihrer heranwachſenden Tochter Nebenbuhlerinn ſeyn zu wollen, und über ſie eiferſüchtig zu werden: ſo kann es ſeyn, daß ſie lieblos gegen ſie wird, weil das, was ſonſt eine Urſache der elterlichen Liebe iſt, und vielleicht auch bey ihr war, ſo lange ſie glaubte, ihrer Tochter Schönheit zu ihrem Vortheil anwenden zu können, itzt ihr eine Urſache des Mißfallens wird.

Einen ſtarken Einwurf gegen die Beweiskraft des bisherigen und Grund zur Vermuthung geheimer phyſiſcher Antriebe zur Liebe der Eltern, ſonderlich der Mutter, enthält die Bemerkung, daß dieſe Mutterliebe ſo ſtark, ja am ſtärkſten zu ſeyn ſcheint, wenn die beyden bisher erklärten Gründe noch nicht wirken können; wenn das Kind noch nicht geboren iſt. Dagegen aber iſt wieder zu erwägen, daß, wenn das Kind auch noch nicht wirklich da iſt, noch nicht mittelſt der äußern Sinne die Seele rühren kann, es doch in der Vorſtellung ſchon da ſeyn, und durch die Einbildungskraft zum reizendſten Gegenſtande ausgemalt ſeyn kann; daß die Selbſterhaltung oder die Abſicht auf eigenes Wohlbefinden eine gewiſſe Sorgfalt für ihr Kind, ſowohl während der Schwangerſchaft, als bey und nach der Geburt, der Mutter nothwendig macht; daß endlich außer dieſen beyden es noch mehrere Gründe giebt, durch die bey allen Gattungen von Menſchen die Liebe und Sorgfalt für das Kind verſtärkt werden kann. Nämlich:

3) Für die Selbſtliebe iſt es eine angenehme Vorſtellung, ſich zu vervielfältigen und fortzupflanzen, in den Kindern einigermaßen in der Welt ſein Leben fortzuſetzen, — in Rückſicht auf viele Völker läßt ſich hinzuſetzen — ſeinen Namen zu erhalten. Daher iſt auch

die Annehmung fremder Kinder an eigener Statt hauptſächlich gekommen. Daher kömmt es vielleicht auch, daß die Liebe zu den Kindern im hohen Alter zunimmt; dem abſterbenden Alten iſt ſein Bild, ſein Name im Enkel der erquickendſte Anblick *). Daher kömmt es ohne Zweifel auch mit, daß das Gelübde, nicht zu heyrathen, dem älternden Hageſtolz am ſchwerſten zu halten wird.

4) Auch Stolz und Eigennutz können der Kinderliebe Vorſchub thun. Von ſich abhängige Menſchen zu haben, einen Vertheidiger mehr, eine Stütze im Alter zu haben, iſt dieſen Trieben angenehm. Dieſer Grund muß zumal bey den Betrachtungen der elterlichen Liebe wilder Völker nicht überſehen werden. Die Kinder ſind ihnen ein wichtiges Stück des Eigenthums; und oft das einzige Mittel, im Alter ihre Nahrung zu erhalten; zumal die Söhne. Die väterliche Gewalt iſt uneingeſchränkte, höchſte Herrſchaft unter ihnen **). Wenn man nun hiezu nimmt, daß, ſowohl die Geburt als der Unterhalt der Kinder, ihnen weniger Beſchwerde und Sorge verurſachet, als den durch den Luxus geſchwächten und gedruckten Völkern: ſo wird ſich begreifen laſſen, wie bey der Mangelhaftigkeit der moraliſchen Antriebe, viele

*) Ich weiß nicht, welcher Schriftſteller den Gedanken geäußert hat, daß die Menſchen ihre Kindeskinder lieben, weil ſie die Feinde ihrer Feinde in ihnen ſehen? — Was ſieht der boshafte Witz nicht im Menſchen?

**) Aus dieſem Grunde nehmen die Grönländer auch fremde Kinder gerne an; und verſtoßen ihre Frauen, wenn ſie unfruchtbar ſind. S. Cranz I. 213. II. 328. f.

viele wilde Völker in der Stärke der elterlichen Liebe den geſitteten dennoch gleich ſeyn, oder ſie noch in einigen Stücken übertreffen können.

Wie vieles aber auf allen dieſen Gründen, und beſonders auch auf den moraliſchen Antrieben beruhe; das läßt ſich abnehmen aus den unter einigen wilden Nationen beſonders häufigen Beyſpielen entgegengeſetzter Geſinnungen und Handlungen.

Wenn nemlich entweder die ausſchweifenden Triebe der Wolluſt *) in den Kindern ein Hinderniß finden; oder der Eigennutz im Handel mit denſelben eine Befriedigung der Habſucht **); oder ihre Erzeugung und Erziehung †) zu koſtbar und beſchwerlich ſcheint; oder wenn mit

---

*) S. von den Kamſchadalen Steller S. 249. f. und von den Otaheitern *Hackesworth* II. 207. Aus andern politiſchen Gründen leitet dieſen Orden der Kinderloſen, oder vielmehr der Mörder ihrer eigenen Kinder Forſter ab, in ſeinem Voyage round the World. I. 129. ff. Desgl. Obſervat. p. 411. ſeq.

**) Chardin bezeugt dies von den Mingreliern, Tom. I. 45. Von den Negern wird es in vielen Nachrichten verſichert.

†) Die ausgezeichneteſte Liebloſigkeit in Anſehung der Kinder wird den Gagas oder Giachas Schuld gegeben, einem in der ſüdlichern Hälfte des mittlern Afrika herumſchweifenden, außerordentlich verwilderten Volke. Dieſe ſollen niemals ihre eigenen Kinder erziehen, ſondern ſogleich nach der Geburt verbrennen; ihre Nachkommenſchaft aber ſich wählen aus 13 = 14 jährigen Mädchen und Knaben ihrer gefangenen Feinde. Wenn die Sache ſich wirklich ſo verhält: ſo iſt ohne Zweifel die Urſache, daß dieſe herumſchweifende Menſchenfreſſer ſich die Mühe der Erziehung erſparen wollen; die ſich auch mit ihrem kriegeriſchen unſtäten Leben nicht gut

mit der Liebe zum Kinde die Furcht vor Schande, oder ſonſt ein ſtarker ſelbſtiſcher Trieb in Widerſprüche kömmt: ſo wird, vermöge vieler Erfahrungen, die Erſtickung der Kinderliebe dem Menſchen leichter, als diejenigen ſich nicht vorſtellen können, die nur nach ihren, durch eine beſſere Erziehung gebildeten Empfindungen, und außer dem Falle ſolcher Colliſionen, darüber nachdenken.

Was insbeſondere Deſpotismus und Aberglaube zur Schwächung dieſes Triebes thun können, wird bey nachfolgenden Unterſuchungen genauer zu bemerken ſeyn *).

Zur

gut vertragen würde. Nach einigen Nachrichten, ſoll auch eine abergläubiſche Einbildung ſich dazu geſellen. S. Geſchichte von Loango, Leipz. 1777. S. 293. vergl. *Helvet*. I. 219. Bey ſehr vielen wilden Völkern aber, wird durch dieſe Urſache die Beſchwerde der Erziehung, die Kinderliebe, wenn gleich nicht ſo weit, doch einigermaßen eingeſchränkt. Wenn es ihnen ſchwer wird, genugſamen Unterhalt für ſich und mehrere Kinder aufzutreiben: ſo machen ſie ſich es wohl zum Grundſatze, nicht mehr als zwey aufzuziehen. Von Zwillingen wird häufig das eine verlaſſen. Kränkliche und Verwachſene ſterben nicht nur natürlicher Weiſe leicht unter einer ſo ſchlechten Wartung, ſondern werden mehrentheils vorſetzlich getödtet. Daher es nicht zu verwundern iſt, wenn man unter dieſen Völkern weniger ſolche Perſonen bemerkt, als unter geſitteten. S. *Robertſon* Hiſt. of America I. 321. ſeq. 297. ſeq 469. S. auch von den Mingreliern *Chardin* l. c.

*) Es kommen auch bisweilen mehrere Urſachen zuſammen, und die ehrbarſte wird zum Vorwande genommen. Den Ceyloneſern giebt Knox (part. III c. 7.) ein ſchlechtes Zeugniß Außer dem, daß ſie, die Kinder in Mutterleibe zu tödten, gut verſtehn, und ſehr in Gewohnheit haben:

Zur Unterſtützung der Vermuthung geheimer phyſiſcher Antriebe bey der Liebe zu den Kindern, könnte vielleicht auch jemand die ähnlichen Triebe der unvernünftigen Thiere gebrauchen wollen; die ja nicht auf moraliſchen, ſondern nur auf ſolchen phyſiſchen Gründen beruhen müſſen? Unterdeſſen können die Gründe der Liebe der unvernünftigen Thiere zu ihren Jungen zum Theil wohl auch den bey den Menſchen ſich findenden ähnlich ſeyn. Wohlgefallen an dem, was Aehnlichkeit mit ihnen hat, und Sympathie, ſcheinen keine dem Begriff von dieſer untern Gattung beſeelter Weſen entgegenlaufende Eigenſchaften zu ſeyn; und gerade bey der Zärtlichkeit gegen die Jungen ſich bisweilen zu offenbaren. Aber immer noch iſt es wahrſcheinlich, daß die Handlungen der Thiere zum Beſten ihrer Jungen zum Theil auch aus uns unbekannten Gründen herkommen; und vielleicht aus ſolchen, in deren Betrachtung, wenn wir ſie kennten, ſie uns nicht mehr Handlungen der Liebe ſcheinen würden. Solche verborgene Gründe bey den Menſchen anzunehmen, iſt man,

haben: ſo pflegen ſie auch bey der Geburt eines Kindes einen Aſtrologen zu fragen, ob es gut, oder ſchlimm werden wird. Wenn er letzteres prophezeiht: ſo bringen ſie es mehrentheils, und auf grauſame Art um. Bisweilen überlaſſen ſie es Anverwandten, bey denen es, ihrer Ausſage nach, beſſer gerathen ſoll. Da ſie es mit dem Erſtgebornen nicht ſo machen: ſo iſt zu vermuthen, daß jenes Verfahren mehr vom Eigennutz, als Aberglauben herkömmt. Befremden kann es, daß die Geſetze des Landes, in dem doch ſchon einige Cultur iſt, es geſtatten, wie Knox ausdrücklich bezeuget. Aber wie lange währt es nicht immer, bis die Politik den Werth der Menſchen gehörig zu ſchätzen verſteht, und vermöge ihrer übrigen Anſtalten darauf achten kann?

man, ſo lange die Beobachtungen aus den ausgemachten erklärt werden können, bey dem allen nicht berechtiget.

In einzelnen Fällen kann zu den Gründen der Kinderliebe wohl auch noch die Liebe zu den Ehegatten gerechnet werden. Uebrigens hat die Stärke dieſer Neigung ſich oft auch dadurch bewieſen, daß die ſtandhafteſten Gemüther, die alle Leidenſchaften wenigſtens in ſich zu verſchließen vermochten, dem Ausbruche dieſes Affects nicht widerſtehen konnten *).

§. 81.

Ob ein Naturtrieb der fleiſchlichen Vereinigung der nächſten Blutsverwandten ſich widerſetze?

Es iſt nicht ſehr zu verwundern, daß diejenigen, die ſich einmal daran gewöhnt haben, bey allem, was ſie nicht erklären können, ein beſonderes Naturgeſetz, einen eigenen Inſtinkt anzunehmen, auch ſo etwas zum Grunde der beynahe allgemeinen Verabſcheuung **) der

 Ehen

*) S. vom Perikles Plutarch, K. 36.

**) Von den Grönländern bezeugt es Kranz I. 209. Von den Abipoen Dobrizhoffer tom. II. p. 222. Von den Caraiben, von denen ſonſt das Gegentheil angenommen wurde, verſichert es nun doch auch Oldendorp Geſch. der Miſſion, I. 28. Nach eben demſelben ſollen die Caſſendi, eine Negernation, aus Furcht, eine Verwandtinn zu heyrathen, ſich von ihren Nachbarn Frauen holen, S. 294. In Ceylon iſt es nur dem Könige erlaubt, wenn es in der Abſicht geſchieht, einen ächten Erben zu haben. Man gebraucht aber doch auch dabey das Sprichwort, den Königen und Bettlern gehe alles hin; jenen, weil ſie zu groß, und dieſen, weil ſie zu

Ehen unter den nächſten Blutsverwandten ſich dachten. Allein es ſind von den ſcharfſinnigern Unterſuchern ſolche Gründe angegeben worden, bey denen man des Inſtinkts wohl entbehren kann; mit welchem doch auch die Menge der Ausnahmen und die Art, wie dieſe ſich ereignen können, und wie ſie verhindert werden, nicht gut ſich würden zuſammen reimen laſſen *).

Kapitel V.

Von der Liebe zum Vaterlande.

§. 82.

Verſchiedene Arten von Vaterlandsliebe, und Gründe derſelben.

Wie in andern Fällen Liebe bisweilen nur ſo viel heißt, als Wohlgefallen ohne beſonderes Wohlwollen, bisweilen Wohlwollen ohne Wohlgefallen, bisweilen aber beydes zuſammen: ſo findet ſich dieſes auch ſo in dem Begriffe von Vaterlandsliebe. Nicht immer iſt es Patriotismus, Beeiferung für das gemeine Beſte; ſondern oft nur vorzügliche Luſt zu ſeiner Heymath, was dieſen Namen führet. Aber auch ohne ſein Land ſchöner, vollkom-

---

zu geringe ſind, um dem Tadel ausgeſetzt zu ſeyn. *Knox* part. II. ch. II. Von der Nachſicht der Mahommedaniſchen Caſuiſten ſ. *Chardin* I. 169. S. mehrere übereinſtimmende und auch entgegenlaufende Beyſpiele bey *Montesquieu* Eſprit de Loix. liv. XXVI. ch. 14. Michaelis Moſaiſches Recht, Th. II. §. 104. ff.

*) S. die eben genannten beyden Schriftſteller.

kommener zu finden, als ein anderes, kann man patriotiſch gegen daſſelbe geſinnet ſeyn, kann es lieben.

Schon dieſe Verſchiedenheiten, die der Begriff zuläſſet, geben zu erkennen, daß in mehrern Gründen der Urſprung der Vaterlandsliebe müſſe geſucht werden. Er kann ſich finden

1) In der Eigenliebe. Alles, was unſer heißt, an deſſen Vollkommenheit und Ehre wir Theil nehmen, gewinnt gar leicht im Streit gegen das Fremde. Man kann oft merken, daß Leute Fehler ihres Vaterlandes, die ſie ihren Mitbürgern gern eingeſtehen, wo nicht ſelbſt zum Vorwurf machen, in Unterredungen mit Ausländern leugnen, oder ſo viel möglich unbedeutend zu machen ſuchen. Auch zeigt man am liebſten diejenigen Vorzüge ſeines Vaterlandes an, die man vortheilhaft auf ſich ſelbſt beziehen kann.

2) In der Ideenadſociation, nebſt der Macht der eigenen Erfahrung und Gewohnheit. Das Vaterland enthält Orte und Gegenden, in denen man ſo oft Vergnügen gefunden, die angenehmſten Jahre der Jugend durchlebt, rühmliche Thaten verrichtet; in denen man ſeine Verwandte, Freunde hat oder gehabt hat; in denen Leichname oder andere Dinge, die ihr Andenken uns werth macht, aufbewahrt liegen. Das Gute ſeines Landes kennt man aus Erfahrung, hat alſo die lebhafteſten und vollſtändigſten Vorſtellungen davon; die durch Vorſtellungen, wie ſie aus Zeugniſſen und Beſchreibung entſtehen, wenn nicht die Einbildungskraft beſonders gereizt wird, ſo leicht nicht überwältiget werden können. Endlich wirkt zum Vortheil des Vaterlandes die Gewohnheit, indem daſſelbige allein diejenige Befrie-

digung geben kann, die durch die Gewohnheit gebildete Bedürfniſſe und Triebe verlangen; die Perſonen zu ſehen, die Dinge zu genießen, die Spiele und Zeitvertreibe, die Feyerlichkeiten und Luſtbarkeiten; an denen man ehedem ſich ſo oft ergötzt hat, und vielleicht noch mehr Vergnügen gefunden zu haben ſich einbildet, als wirklich war; vermöge einer bekannten Täuſchung, bey der Vorſtellung des Vergangenen und Abweſenden (§. 34.) Bey der Sehnſucht nach dem Vaterlande, die krank macht, wird dieſe Täuſchung ſelten unterbleiben.

3) Vaterlandsliebe kann von der Selbſtliebe und dem Eigennutze herkommen. Wenn ein Menſch ſeine wichtigſten Güter in einem Lande hat, und die nicht ſo leicht mit ſich auf dem Rücken wegtragen kann; wenn er Vortheile daſelbſt genießet, die er anderswo eben ſo gut nicht leicht finden wird: ſo brauchet es nichts, als jene Antriebe, um ihm ſein Land lieb und werth zu machen.

4) Endlich aber kann auch die Vaterlandsliebe eine Folge ſeyn vom Triebe der Dankbarkeit, und dem vernünftigen Grundſatze, da hauptſächlich ſich nützlich zu machen, wo man iſt, und es thun kann, am meiſten, wenn es durch beſondere Verbindungen zur Schuldigkeit geworden iſt.

§. 83.

Urſachen, wodurch die Vaterlandsliebe geſchwächt und ausgerottet wird.

Dieſe Gründe ſind ſtark genug, um die Allgemeinheit der Vaterlandsliebe begreiflich zu machen. Unterdeſſen ſind die Verhältniſſe, aus denen ihre Wirkung ent-

entſpringt, nicht alle ſo nothwendig, und einige Neigungen des menſchlichen Gemüths in ſo weit dagegen, daß ſich bald einſehen läſſet, wie die Vaterlandsliebe geſchwächt, wo nicht gar ausgerottet werden könne.

Wenn ſich die Neigungen und Talente eines Menſchen gar zu wenig für ſein Vaterland ſchickten; wenn er, ſtatt Ehre und Anſehen, Geringſchätzung, Schande darinne zu erwarten hätte: wenn ihm überhaupt von Jugend auf viel Böſes wiederfahren wäre; wenn er alles, was er vorzüglich ſchätzt, mit ſich tragen könnte; wenn eine romanenhafte Einbildungskraft am reizendſten ihm vorſtellte, was er am wenigſten kennt: ſo würde Gleichgültigkeit gegen das Land der Geburt, und Liebe zu einem andern nicht mehr unnatürlich ſeyn. Und wie ſonſt auch der Hang zur Veränderung, die Liebe zum Neuen, die Macht der Gewohnheit einſchränken: ſo können dieſe Triebe insbeſondere auch der Liebe zum Vaterlande nachtheilig werden.

§. 84.

Warum bey rohen Völkern und in kleinen Republiken die Vaterlandsliebe am ſtärkſten ſich zeigt?

Beyderley Bemerkungen zuſammen genommen, werden auch erklären, unter welchen Umſtänden die Liebe zum Vaterlande am ſtärkſten ſich beweiſen müſſe. Vermöge der Erfahrung, iſt ſie bey unwiſſenden Völkern ſtärker, als bey den aufgeklärten. So heftig wie der Grönländer und Lappe ſein kaltes, und der Californier ſein felſichtes, unfruchtbares Land liebt, lieben nicht das ih-

rige der Deutſche, der Engelländer und Franzoſe. Wenn auch mit Bewunderung jene Menſchen die Erzählungen von den Reichthümern und Bequemlichkeiten der Europäiſchen Staaten anhören, und in dem Augenblicke Luſt bezeigen, da zu ſeyn; ſo vergeht ihnen doch alle Luſt, wenn ſie hören, daß nicht das auch da zu finden iſt, was ihr Vaterland ihnen lieb macht *). Man weiß, wie einige derſelben mit der äußerſten Lebensgefahr, durch die verwegenſten Anſchläge, ſich aus allen den Vortheilen, in die man ſie verſetzt zu haben ſich einbildete, loszureißen, und in ihr Vaterland zurückzukehren bemüht waren. Die Unterſuchungen der Urſachen dieſer Verſchiedenheit in den Geſinnungen einfältiger und aufgeklärter Völker läßt es nicht zu, daß man jene deswegen für tugendhafter halte. Sondern nur dies; daß ſie nicht ſo gut im Stande ſind, mittelſt deutlicher Begriffe und manchfaltiger Einſichten Dinge zu vergleichen, das Fremde gehörig zu ſchätzen, und dem Antriebe der Gewohnheit Einhalt zu thun; daß es, um eben dieſer ihrer eingeſchränkten Erkenntniß willen, ihnen auch am Vermögen fehlt, in einem ſo ſehr verſchiedenen Lande ſich zurechte zu finden, es ſich ſo völlig bekannt, und ihre Lage dadurch behaglich zu machen; endlich auch oft, daß ihre gehäſſigen Begriffe, ihr Mißtrauen gegen Fremde, ſie nicht zur ruhigen Hoffnung einer beſtändigen guten Begegnung derſelben kommen laſſen. Wo entgegengeſetzte Umſtände eintreten; da findet man, daß auch ein Wilder ſein Volk leicht

*) Die Grönländer, ſo bald ſie erfahren, daß es da keine Seehunde gebe, und oft donnere. S. Kranz I. 226.

leicht vergißt, und bey einem andern einheimiſch wird. Ein Kriegsgefangener kehrt nicht leicht in ſein Land zurück. An Austauſchung wird unter ihnen nicht gedacht; und es ſchändet zu ſehr, ein Gefangener des Feindes geweſen zu ſeyn, um eine gute Aufnahme bey der Rückkehr hoffen zu dürfen. Wenn nun, wie oft geſchieht, einer das Glück hat, von den Siegern adoptirt zu werden: ſo nimmt er ſofort Namen, Sitten und Ergebenheit eines Eingebornen an *).

Bey einem gewiſſen Grade des Wachsthums der Erkenntniß, wo Antriebe genug für die Einbildungskraft entſtehen können, und weniger Einwendungen des Verſtandes, als bey noch mehrerer Aufklärung; und wenn zu gleicher Zeit es leichter ſcheint, der vorhandenen Vortheile anderer Länder mit Gewalt ſich zu bemächtigen, als bey ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit ſie hervorzubringen: da iſt Trieb zum Auswandern genug vorhanden. Die Streifereyen nomadiſcher Völker, und die Züge der nordiſchen Eroberer, ſind aus dieſen Gründen begreiflich. Wiewohl dieſe doch keine recht eigentliche Beweiſe gegen die Vaterlandsliebe abgeben; da dieſe Leute zwar ihr Land, aber nicht ihr Volk, ihren Staat und ihr Eigenthum verließen.

Die andere der glänzendſten Erſcheinungen der Vaterlandsliebe iſt die in den Republiken; beſonders in der Zeit ihres erſten Emporſtrebens und Vordringens. Die Gründe, aus denen dieſelbe hier entſpringt, können zum Theil eben dieſelben ſeyn, die bey dem erſten Falle

---

*) S. *Robertſon* Hiſt. of America, I. 367. ſeq.

bemerkt wurden; Einſchränkung der Einſichten und der Bedürfniſſe, Einfalt der Sitten. Aber hauptſächlich kömmt doch hier die Stärke dieſer Liebe zum Vaterlande von den Vorzügen und Vortheilen her, die der Bürger eines Freyſtaats beſitzt, oder doch zu beſitzen glaubt; an allen Rechten, an der höchſten Gewalt Theil zu haben, keiner menſchlichen Willkühr, ſondern nur Geſetzen unterworfen zu ſeyn, die man ſelbſt macht. Man kann da auch weniger das Land und die Staatsverfaſſung verachten, ohne ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen.

Gleichwie unterdeſſen in einer wohleingerichteten Monarchie Freyheit und Eigenthum ſo gut geſichert ſeyn können, als in einem Freyſtaate, und oft noch beſſer: alſo kann auch der Ruhm des Regenten und der Nation noch eine beſondere Urſache ſeyn, daß man ſich freut, ihnen zuzugehören, und durch Selbſtliebe ſowohl als Eigenliebe ſich antreiben läſſet, für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes mit Worten und Thaten ſich zu beeifern.

Daß die Vaterlandsliebe, wenn ſie ſonſt gegründet iſt, in kriegeriſchen Perioden am ſtärkſten ſich hervorthut; kömmt daher, daß Güter uns am liebſten werden, wenn wir fürchten müſſen, ſie zu verlieren. Ferner ſind überhaupt mehrere Antriebe der Thätigkeit alsdenn erregt; ſowohl wegen der Erweckung, die die ungewöhnlichern und lebhaften Auftritte, und die beſtändigen Abwechſelungen in dem Gemüthe verurſachen; als auch wegen des manchfaltigen Intereſſe, ſo die Ehrbegierde, die Herrſch- und Eroberungsſucht vor ſich haben.

Daß endlich die Liebe zum Ganzen in kleinen Republiken leichter Statt finden müſſe, in ſo fern man

da

da leichter mit dem Ganzen und allen ſeinen Theilen ſich als Eines, als zuſammen gehörig gedenket, oder durch Bekanntſchaft, Gewohnheit, Einartigkeit der Sitten und anderer Bande wirklich verknüpfet iſt; iſt ſehr begreiflich.

Kapitel VI.

Von der Menſchenliebe und Geſelligkeit.

§. 85.

Ob in den allgemeinen Eigenſchaften der menſchlichen Natur die Menſchenliebe gegründet ſey?

Menſchenliebe, in der hohen moraliſchen Bedeutung, iſt eben ſo wenig eine gemeine Eigenſchaft aller Menſchen, als Patriotismus. Aber man kann fragen, ob ein Menſch, bloß als Menſch betrachtet, dem andern ein völlig gleichgültiger Gegenſtand ſey; oder ein Gegenſtand des Haſſes vielmehr, als des Wohlgefallens? Und man darf behaupten, daß er das letztere iſt. Er muß es ſeyn, vermöge des Wohlgefallens, ſo der Menſch an ſich ſelbſt hat, und dem zufolge auch an dem, was ihm ähnlich iſt. Er muß es, vermöge der Sympathie; die einen Menſchen mit dem andern genauer vereinigt, als mit keiner andern Art von Weſen. Dieſer Schlußfolge wird auch von der Erfahrung nicht widerſprochen. Dampier, der dreymal die Welt umreißte, ein Boucanier war, dabey aufgelegt genug, was er ſahe, zu beobachten, giebt der Menſchheit ein vortheilhaftes Zeugniß. Nach demſelben, iſt kein Volk ſo wild, bey dem nicht ein einzelner wehrlo-

ſer

ſer Menſch Mitleiden und Beyſtand fände *). Mehrere Zeugniſſe ſtimmen damit überein **).

Es beweiſet dies auch die ſo gemeine Gaſtfreyheit, von der man faſt bey allen Völkern ſichere Beyſpiele bemerket hat; und ſolche Beyſpiele, bey denen kein Eigennutz, auch nicht Eitelkeit und Prahlerey, auch nicht Furcht, ſondern nur die Vorſtellung, er iſt ein Menſch, zum Grunde zu liegen ſcheint †).

Auch verdient hiebey das **Vertrauen**, ſo die roheſten Völker in gegebenen Freundſchaftsverſicherungen, feyerlichen Verſprechungen und Verträgen ihnen weiter nicht bekannter Menſchen ſetzen, in Erwägung gezogen zu werden. Man hat oft bey ganz wilden Völkern bemerkt, daß nach ſolchen empfangenen Verſicherungen ſie nicht unruhig wurden, wenn die Anzahl der Fremden ſich vermehrte, und außerdem ihnen fürchterlich hätte seyn müſſen ††). Sollte nicht auch dies beweiſen, daß die Grundtriebe des Menſchen urſprünglich ihn zur Liebe gegen ſeines Gleichen, zum Glauben an Gegenliebe und Zutrauen beſtimmen; und daß nur zufällig die entgegengeſetzten Beſtimmungen in ihm entſtehn?

§. 86.

Wodurch ſie hauptſächlich geſchwächt werden kann?

Freylich ſind alle dieſe Antriebe zur Menſchenliebe von Natur ſo ſtark nicht, daß ſie nicht durch mancherley Ur-

*) S. Hiſt. des navigat. aux T. A. II. 92.

**) S. Forſter I. 321.

†) S. Hirſchfeld von der Gaſtfreundſchaft.

††) S. von den Neuſeeländern Forſter.

Urſachen geſchwächt und überwältiget werden könnten. Unter der Empfindung des eigenen Schmerzes oder Bedürfniſſes erſtirbt die Regung der Sympathie *). Durch Unwiſſenheit und Eigenliebe geſtimmte Vorſtellungen können machen, daß zufällige Verſchiedenheiten ſtärker afficiren, als die Uebereinſtimmung der weſentlichen Eigenſchaften. Vorurtheile verblendeter und Beyſpiele verdorbener Menſchen endlich, können zu den unnatürlichſten Geſinnungen und Handlungen verleiten. Dieſe Gründe werden ſich entdecken in allen Fällen, wo die Menſchenliebe am meiſten vermißt wird.

Schon die Verſchiedenheit der Sprache iſt den wilden Völkern oft ein Grund, ſich als Feinde zu betrachten. Noch mehr aber macht die Verſchiedenheit der Religion. Wie die Einheit der Religion, die Gemeinſchaft des Tempels und anderer heiligen Dinge, eines der kräftigſten Mittel iſt, die Stämme und Geſchlechter mit einander vereinigt zu halten; alſo können die darauf ſich beziehenden Unterſcheidungen am meiſten dazu beytragen, Fremde als Feinde, als Unmenſchen anzuſehen; als Verächter der Götter, und von ihnen gehaßte **).

Auch

*) Doch giebt es edlere Gemüther, bey denen auch durch dieſes Hinderniß die Menſchenliebe nicht zurückgehalten wird. Philipp Sidney, einer der tapferſten, gelehrteſten und rechtſchaffenſten Ritter unter der K. Eliſabeth, ward in einem Gefechte gegen die Spanier in den Niederlanden tödtlich verwundet. Als er ſo auf dem Schlachtfelde lag, brachte man ihm einen Krug Waſſer, ſeinen Durſt zu löſchen. Neben ihm lag ein Soldat in gleich elenden Umſtänden und gleichem Bedürfniſſe. Als er dies gewahr wurde, ſagte er, er braucht es nothwendiger, und überließ ihm den Trank. *Hume* Hiſtory IV. 589.

**) S. Iſelins Geſch. der Menſchheit, B. V. K. II. XIII. XIV.

Auch dies iſt aus den angezeigten Gründen begreiflich, daß die Triebe der beſondern Neigungen zu den Verwandten und Bekannten, zum Vaterlande, natürlicher Weiſe ſtärker wirken müſſen, als der Trieb der allgemeinen Menſchenliebe.

Stolz und Eigennutz zeigen hiebey die größte Gewalt; nicht bloß in der Ueberwältigung der Empfindungen und Triebe, ſondern ſelbſt in der Verfälſchung der Urtheile des von der Seite der Einſichten genugſam aufgeklärten Verſtandes. Jene Leidenſchaften nur machten es den Spaniern ſo ſchwer, die neu entdeckten Amerikaner für Menſchen gelten zu laſſen, und einen päbſtlichen Ausſpruch in der Sache nöthig. Wenn es auf Befriedigung eines ſinnlichen Bedürfniſſes ankam, hatten ſie kein Bedenken, ſie für ihres Gleichen zu erkennen. Und eben jene Urſachen machen es auch, daß die Einwohner eines andern Welttheils, unter den größtentheils elendeſten Scheingründen irgend einer Rechtmäßigkeit, von den chriſtlichen Europäern wie Laſtthiere gebraucht, und der natürlichſten Rechte der Menſchheit beraubt werden; wenn ſie ihnen gleich, um ihrer ſchwarzen Farbe willen, den Namen ihrer Mitmenſchen nicht ſtreitig machen.

Indem auf dieſe Weiſe der Menſch durch ſeine eigenen Gefühle und Erfahrungen belehrt wird, daß die urſprünglichen Triebe zur Menſchenliebe ſo ſchwach ſind, ſo leicht von ſelbſtſüchtigen Empfindungen überwältiget werden: ſo nimmt ſein Mißtrauen gegen andere noch mehr zu; treibt ihn an, zu ſeiner Vertheidigung ſich feindſelig gegen ſie zu bezeigen, wenn irgend eine Gefahr ihm ſcheint bevorzuſtehen; ſie dadurch noch mehr wider ihn einzunehmen; und ſo endlich, beym Anblick eines Fremden, leich-

leichter die Idee eines Feindes, als die von einem Menſchen in ſich zu erwecken *).

§. 87.

Ob der Menſch von Natur geſellig ſey?

Man hat noch nie mehrere Menſchen in einer Gegend angetroffen, ohne geſellſchaftliche Verbindungen unter ihnen zu bemerken; man weiß es aus Beobachtungen aller Arten, daß der Menſch zur elendeſten Geſellſchaft ſich bequemet, wenn er keine beſſere zu hoffen hat; die ſtärkſten und natürlichſten Triebe der menſchlichen Natur machen die Menſchen einander nützlich und angenehm. Und dennoch hat man daran zweifeln können, daß die Natur den Menſchen zur Geſelligkeit beſtimmt habe; weil man fand, daß er ohne die Einflüſſe der Geſellſchaft gewiſſe Laſter und Plagen nicht haben würde; und auch einzuſehen glaubte, daß nur von der Gewohnheit herkommen könne, und nicht von der Natur, was in der Geſellſchaft aufgewachſenen Menſchen zum unentbehrlichen Bedürfniſſe geworden iſt.

Man kann freylich, wenn man dieſe Unterſuchung genauer entwickeln will, drey Fragen von einander unterſcheiden: ob vermöge der Erfahrung Trieb zur Geſelligkeit bey allen Menſchen geſunden werde; ob die Gründe dieſes

*) Die Beobachtungen, die den Menſchen von der Seite vorſtellen, giebt in großer Menge, aber ein wenig zu einſeitig an, Home in den Verſuchen über die Geſchichte des Menſchen, B. II. Verſ. I. S. 412. ff.

dieſes Triebes in der Natur des Menſchen weſentlich, oder zufällig entſtanden ſeyn; ob die Beſtimmung des Menſchen in der Welt, und ſeine Vervollkommnung geſellſchaftliche Verbindungen erfordere?

Aber abhängig von einander werden dieſe Fragen immer bleiben. Es werden wenigſtens ganz beſondere Beweiſe dazu erfordert; wenn das nicht für natürlich gelten ſoll, was allgemein bey einer Art von Dingen bemerket wird.

Daß der Menſch durch Triebwerk der Natur zur Geſellſchaft beſtimmt ſcheinen müßte; wenn die Zwecke ſeines Daſeyns, wenn ſeine Vollkommenheit, dieſelbe erforderte: dies hat Rouſſeau ſo gut eingeſehn, als ſeine Gegner. Aber er iſt auch kühn genug geweſen, den Nutzen der Wiſſenſchaften und aller Cultur zur Beförderung der wahren Glückſeligkeit und Vollkommenheit des Menſchen zu leugnen.

Wenn es nöthig iſt, ſolche Schwärmereyen zu widerlegen: ſo iſt es auch ſo hinreichend von vortreflichen Männern geſchehen, daß ich nicht Urſache habe, mich weiter hiebey aufzuhalten *). Dies einzige will ich nicht unbemerkt laſſen, daß auch ſolche Neigungen Beweiſe der natürlichen Geſelligkeit des Menſchen abgeben, oder doch auf die Gründe derſelben zurückführen, die beym erſten Anblicke das Gegentheil zu enthalten ſcheinen können. Eingeſchloſſen in ſeine Studierſtube, in Bücher eingegraben, bringt dort einer ſeine Zeit zu; der Geſellſchaft abgeſtorben, ſagt man; ein Menſchenfeind! Aber womit

*) S. *Ferguſon* Hiſt. of civil ſociety, part. I. Sect. 3. 4. II. Sect. 1. Reimarus Nat. Relig. S. 512. ff. 3te Aufl.

mit beſchäftiget er ſich denn? Mit Menſchen in ſeinem Kopfe. Und wofür arbeitet er ſo? Für den Beyfall der Menſchen in ſeinem Kopfe. Rouſſeau ſelbſt würde nicht ſo gegen die Geſellſchaft deklamiret haben, wenn ſie ihm gleichgültiger geweſen wäre; mich dünkt, ich muß hinzuſetzen, wenn er die Menſchen weniger geliebt hätte.

Man ſieht Menſchen, die mit Thieren faſt vertrauter und zärtlicher umgehen, als mit ihres Gleichen; Sonderlinge, Hageſtolze u. ſ. f. Aber wie gehn ſie mit ihnen um? Sie unterreden ſich mit ihnen, ſie behaupten einem wohl gerade zu, ſie verſtehen ſie und haben Vernunft. Kurz, ſie haben ſie in ihrer Phantaſie zu einer Art von menſchenähnlichen Weſen umgeſchaffen: und ihre Liebe zu denſelben iſt eine Wirkung des Triebes zur Geſelligkeit, den irgend eine Urſache verhindert hat, ſeine natürlichſte Richtung zu nehmen.

Wenn noch etwas zum Beweiſe der urſprünglichen Beſtimmung des Menſchen zur Geſelligkeit nöthig iſt: ſo giebt allerdings die Uebereinſtimmung der Einrichtungen im ganzen Thierreiche einen neuen Grund dazu her. Bey allen Arten von Thieren findet ſich der Trieb zur Geſelligkeit um ſo viel mehr, wie ſie einander zur Auferziehung ihrer Jungen, oder zu ihren ſonſtigen Bedürfniſſen nöthiger ſind. Und der Menſch, dem die geſellſchaftliche Hülfe doch allemal ſo nöthig bleibt, ſollte nicht durch das urſprüngliche Geſetz ſeiner Natur, ſondern deſſen Uebertretung, in der Geſellſchaft ſeyn *)?

Kapi-

*) Home's Verſuche über die Geſchichte der Menſchheit. Erſt. B. Sechſt. Verſ. Anhang. Zweit. B. Erſt. Verſ. vom Anfange.

Kapitel VII.

Von der Liebe gegen Verſtorbene und gegen unvernünftige Thiere.

§. 88.

Verſchiedene Beweiſe der Achtung und Liebe gegen Verſtorbene.

Faſt bey allen Völkern finden ſich vielerley Beweiſe einer ſtarken Liebe oder Achtung für Verſtorbene. Den letzten Willen derſelben, wenn er nicht den heiligſten Pflichten entgegen läuft, zu erfüllen, haben die geſittetſten Völker für ein Naturgeſetz gehalten; und eben ſo ſehr für eine Pflicht, ihnen nicht unverdienter Weiſe, oder lieber gar nicht, Böſes nachzuſagen. Nur wenige Völker machen ſich es nicht zur Pflicht, die Leichname der Verwandten, durch den Scheiterhaufen, oder das Begräbniß, oder ein genugſam erhöhtes Lager in freyer Luft, vor gewaltſamen Angriffen wilder Thiere, zu bewahren *). Einige ſuchten

*) Die Tibetaner begraben ihre Todten nicht, ſondern laſſen ſie die Thiere freſſen. Rec. des Voyages au Nord, Vol. III. p. 319. Die Kalmucktatarn halten es für ein ſchlimmes Zeichen, wenn die wilden Thiere nicht daran wollen. S. Pallas Reiſen I. S. 363. Die Kamſchadalen ſollen ehemals wohl gar mit den Sterbenden es ſo gemacht haben. S. Stellers Beſchreibung, S. 271. in der Note und S. 294. Es iſt nicht unbegreiflich, wie dieſe von der gemeinen ſo ſehr verſchiedene Denkart entſtehn kann. Die Noth oder ein Zufall haben etwa den Anfang gemacht, das erſte Beyſpiel gegeben. Geiz oder Bequemlichkeit finden ihre Rechnung dabey. Und die dienſtfertige Vernunft einiger Dogmatiker und Moraliſten findet endlich gar einen Grund

ten durch Einbalſamirungen und undurchdringliche Gebäude die Verweſung derſelben zu verhindern. Allerhand Koſtbarkeiten ihnen in das Grab mitzugeben, iſt ein eben ſo allgemeiner Gebrauch als das Begräbniß ſelbſt *); bey barbariſchen Völkern grauſam dahin ausgedehnt **), daß man auch Sklaven und Weiber ihnen zur Geſellſchaft tödtet. Bey den Chineſern iſt es eine der vornehmſten Religionspflichten, den verſtorbenen Vorfahren jährliche Opfer zu bringen †). Viele wilde Völker ſondern bey ihren feſtlichen Mahlzeiten immer einen Antheil für die Verſtorbenen ab. Das Trauerceremoniel iſt eine große Beſchwerde für die Lebendigen in Europa; aber eine ungleich größere, ſowohl der Dauer als der Art nach, bey mehreren anderen Völkern ††).

Grund aus, um es zur Pflicht zu machen. Ueberhaupt hat auch hier alles ſo viele Seiten; und kann es alſo auf die Vorſtellungsart ankommen, um verfaulen oder verbrannt, oder lebendigen Thieren einverleibt werden, für beſſer zu halten.

*) Die Tſcheremiſſen geben nicht nur, unter andern ihrer Meynung nach zur Glückſeligkeit überall, auch jenſeit des Grabes nöthigen Dingen, eine Form, wornach der Verſtorbene Baſthüte ſich flechten kann, mit; ſondern auch einen Prügel, um vor dem Höllenhund damit ſich zu wehren. S. Rytſchkow Tagebuch S. 95. ff.

**) S. Recherches philoſ. ſur les americains, II. 210. ſeqq.

†) S. Recherches philoſophiques ſur les Egyptiens & les Chinois, II. 219.

††) In Corea ſollen die Kinder drey Jahre um ihren Vater dergeſtalt trauren müſſen, daß ſie nicht nur allen öffentlichen Geſchäften, ſondern auch den häuslichen Pflich-
ten

§. 89.

Verſchiedene Urſachen davon.

Unterſuchet man die Urſachen dieſer Gewohnheiten: ſo läſſet ſich von den mehreſten weder die Vernunft, noch ein beſonders angeborner Trieb zum Grunde angeben. Etliche laſſen ſich zwar als Wirkungen vernünftiger Beweggründe gedenken; aber man hat ſehr Urſache zu zweifeln, ob ſie dieſes bey den meiſten Menſchen wirklich ſind, oder urſprünglich waren. Dagegen entdeckt man überall Täuſchungen der Einbildungskraft, und kühne Schlüſſe aus ungewiſſen Vorausſetzungen.

Man

---

ten, ja allen lebhafteren Empfindungen, ſich zu entziehen haben. „Il ne leur eſt pas permis pendant tout ce tems de coucher avec leur femmes, de ſe mettre en colere, de ſe battre, & encore moins de s'enyvrer. Rec. des Voyages au Nord, IV. 73. S. von den Chineſen Recherch. philoſoph. ſur les Egyptiens l. c. Memoires concernant l'hiſtoire des Chinois. tom. 10. G. A. 1779. Zugl. St. 50. Von den Negern ſ. *Boſſmann* Voyages de Guinée, Lettr. XIII. Die Gewohnheit anderer Völker, beym Tode eines nahen Anverwandten nicht nur Thränen, ſondern Blut zu vergießen, ja ein Glied an einem Finger ſich abzuſchneiden, iſt doch wohl auch nur aus der Abſicht entſtanden, ein Zeichen eines großen Verluſtes an ſich zu tragen. Eine Perſon von belobter Empfindſamkeit hat den braven Einfall zuerſt gehabt; und die andern glaubten, es Ehren halber nachthun zu müſſen. S. von der Gewohnheit ſelbſt Nachrichten in den Recherch. philoſ. ſur les Americains, II. 224. ſeqq. Vergl. Hiſt. of Women I. 353. II. 294 ff. *Forſters* Obſerv. p. 269. *Carver's* Travels p. 403. Meiners Geſchichte aller Religionen K. V. u. VI.

Man kann ſehr vernünftige Gründe für das Begraben der Todten oder andere ähnliche Anſtalten anführen. Verhinderung ungeſunder Ausdünſtungen; Verhinderung, daß nicht leichtſinnige Menſchen ſich zu Mißhandlungen und Grauſamkeiten an Leichnamen gewöhnen u. d. gl. Aber dieſe Gründe entſprechen nicht hinlänglich weder den ſo ſehr hohen Begriffen von der Heiligkeit und Nothwendigkeit dieſer Pflicht, die die meiſten hegen; noch den andern Geſinnungen, die ſich dabey hervorthun. Vielmehr iſt die Macht der ſinnlichen, obgleich größtentheils nur von der Einbildung erzeugten, Vorſtellungen für den hauptſächlichſten Grund dieſer, und der verwandten Gewohnheiten, zu halten. So ſehr die Vernunft es einigen auch ſagt, daß nicht der Körper der eigentliche Menſch iſt: ſo ſehr iſt er es doch in der Denkart der meiſten Menſchen, und beſonders unter unaufgeklärten Völkern. An dem ſinnlichen Bilde kleben die intereſſanteſten Vorſtellungen, hängen die mächtigſten Neigungen. Seinen Gatten, ſeinen Vater, ſein Kind ſieht der Menſch im erblaßten Leichname. Wie ſollte er gleichgültig dieſen Gegenſtand einem jeden Zufall, einem jeden Muthwillen überlaſſen können? Der Gedanke, daß auch er einmal erblaſſen werde, kömmt hinzu; und erſchrecklich wird nun die Vorſtellung, ſo verlaſſen und preißgegeben einem jeden wilden Thiere, einer jeden Mißhandlung da zu liegen. Einem Geſchöpfe, das ſich ſo ſehr im Körper fühlt, iſt es gar zu ſchwer, gleichgültig gegen dieſen Körper zu werden, und mit Beyſeitſetzung deſſelben ſein ganzes künftiges Selbſt ſich zu denken. Eben dieſelbe Täuſchung der gegenwärtigen Empfindungen bey der Vorſtellung vom Künftigen, die die meiſten Men-

Menſchen ſo beſorgt macht für ihre Ehre nach dem Tode; macht ſie auch für ihren Leichnam und für ſeine Grabſtätte beſorgt. Und vermöge der Sympathie müſſen ſie es denn auch für andere werden. Auch hier können ſich wohl unmittelbarer noch Selbſtliebe oder Eigenliebe einmengen. Es iſt ein Menſch, wie wir, es iſt unſer Verwandter, unſer Oberhaupt, unſer Landsmann.

Eine zweyte Haupturſache dieſer Sorgfalt für den Leichnam der Verſtorbenen findet ſich aber freylich auch in dem Glauben an ein anderes Leben; beſonders wenn man ſich eben wieder den Körper dabey nöthig, eben ſolche Neigungen und Bedürfniſſe, wie hier den Menſchen begleiten, dabey gedenket. Dann entſteht erſtlich die Furcht vor den abgeſchiedenen Seelen; eine Furcht, die durch ſo viele andere Gründe unterſtützt wird, in den Zeiten der Unwiſſenheit; wo die gemeinſten Erſcheinungen zu erklären, geiſtiſche Kräfte angenommen, und allgewaltige Kräfte bey der vom Körper entbundenen Seele, wie Träume und Begierden ſie nur immer ausdichten mögen, ohne Widerrede angenommen werden. Um dieſer Furcht willen wird es für nöthig gehalten, die Todten zu verſöhnen, und auf alle Weiſe ſich in Acht zu nehmen, daß ſie nicht gereizt werden *). Wenn aber auch die Be-

*) Aus gleichem Grunde hegen einige Wilde eine ähnliche Sorgfalt für todte Thiere. Einige Völker in Louiſiana getrauen ſich nicht, das Gebeine der Biber und anderer wilder Thiere den Hunden vor, oder in einen Fluß zu werfen; aus Beſorgniß, die Seelen dieſer Thiere, die es beobachteten, ſagten es den lebendigen Thieren und den andern Todten, ſo daß ſich dieſe Thiere weder in dieſem noch in jenem Leben von ihnen fangen ließen. S. des P. *Hennepin* Voyages au Miſſiſippi; Rec. des Voyages au Nord, V. 283.

Bedürfniſſe dieſes Lebens nach dem Tode auf das neue Statt finden: ſo iſt es ja natürlich, daß die Sterbenden wünſchen, keinen Mangel leiden zu müſſen, an allem dem, was ihnen dort, wie hier, nöthig ſeyn wird; und daß die Zurückbleibenden hierinn aufs beſte für ſie ſorgen, theils aus Liebe zu ihnen, theils auch aus Liebe zu ſich ſelbſt; damit man ihnen dereinſt ein Gleiches thue.

Es iſt nicht ſchwer, die andern vorher angezeigten Beweiſe der Liebe und Achtung für die Verſtorbenen aus eben dieſen Gründen herzuleiten.

Auch dies darf nicht ſehr befremden, wenn etwa gegen einen Menſchen nach ſeinem Tode mehr Liebe oder Achtung von einigen bewieſen wird, als ſie gar nicht ſchienen für ihn empfunden zu haben, ſo lange er lebte. Es kann dies von der gewöhnlichen Täuſchung herkommen, daß uns Dinge anders, oft vollkommener, erſcheinen, wenn wir ſie nicht wirklich haben, wenn wir ſie nur mittelſt der Einbildungskraft betrachten. Es kann auch von der Begierde herkommen, Empfindſamkeit oder ein gutes, zärtliches, billiges Gemüth zu zeigen; oder durch ſeine Traurigkeit Aufmerkſamkeit, Mitleiden zu gewinnen. Bisweilen iſt das Gute, was man von Verſtorbenen rühmt, nur eine feinere Wendung der Vorwürfe, die man Lebendigen machen will. Endlich aber fallen oft die Urſachen, die der vollen, herzlichen Achtung für den andern im Wege ſtunden, mit ſeinem Tode weg; man hat nicht mehr Urſache, ſich vor ſeinen ſteigenden Verdienſten zu fürchten, man kann ihm eben deswegen auch leichter verzeihen, da man weiter nichts mehr von ihm zu fürchten hat; und freylich iſt

man auch um ſo viel mehr dazu geneigt, wenn wahre Traurigkeit und Betrachtungen des Todes die Empfindungen gemildert und veredelt haben. Oder ſo man glaubte, vorher zu wenig gethan zu haben; kann der Antrieb dahin gehen, nach dem Tode es noch einzubringen, und eine Art von Abbitte und Ehrenerklärung bey dem Grabe zu thun.

§. 90.

Von der Liebe zu den unvernünftigen Thieren.

Die Liebe zu unvernünftigen Thieren geht bey einigen Menſchen ſo weit ins Sonderbare, und kann in ihr ganzes Verhalten ſo viel Einfluß gewinnen, daß ſie die Aufmerkſamkeit des moraliſchen Naturforſchers verdienet. Und ob ſie gleich nicht völlig in eine Claſſe mit der Liebe zu den Verſtorbenen geſetzt werden darf: ſo wird man doch in den Gründen dieſer beyden Neigungen ſo viele Verwandſchaft leicht gewahr werden, daß die Ordnung, in der hier davon gehandelt wird, nicht ganz unnatürlich ſcheinen kann.

Erſtlich beſitzen freylich die Thiere zum Theil ſo vieles von der manchfaltigen Schönheit, die der Menſch an ſeines Gleichen oder an andern Werken der Schöpfung bewundert, daß Grund genug vorhanden iſt, Wohlgefallen an ihnen zu finden. Zur ausſchweifenden Neigung, zu einer Art von Freundſchaft wird dieſes Wohlgefallen, durch die Macht der Gewohnheit und Einbildungskraft. Nicht nur vermöge der allgemeinen, ſonſt ſchon bemerkten Einflüſſe der Gewohnheit, nimmt die Neigung zu einem

nem Thiere mit der Zeit zu; ſondern weil wir auch immer mehrere und ſtärkere Beweiſe ſeiner Zuneigung, ſeines Einverſtändniſſes mit uns empfangen. Je mehr man ſich aber mit einem Gegenſtande beſchäftiget, und durch immer neue Eindrücke die Vorſtellung von ihm belebt; deſto ſchwächer werden verhältnißweiſe die Vorſtellungen von andern Dingen, deſto gleichgültiger werden ſie. So kann das auf dieſe Weiſe wachſende Wohlgefallen an einem Thiere endlich Gleichgültigkeit gegen andere Dinge, gegen Menſchen ſelbſt verurſachen. Je weiter man nun in dieſer Neigung ſchon gegangen iſt, je mehr man den Gegenſtand liebt; deſto geneigter iſt man auch hier, mehr Vollkommenheiten in ihm zu finden, als er wirklich nicht hat; die Einbildungskraft findet leicht Stoff, die Beweiſe dazu zu ſchaffen. Vernunft und Empfindſamkeit, und alles, was dem Menſchen zur Vollkommenheit angerechnet wird, ſieht man auf dieſe Weiſe in Thieren.

Etwas muß der Menſch lieben. Je mehr alſo die Liebe zu den Menſchen bey einem geſchwächt oder gehindert iſt; deſto eher kann die Liebe zu den Thieren ausſchweifend werden. Man hat ſie daher auch bey Tyrannen oft bemerkt, die ſich zu ſehr bewußt waren, den Haß und die Verachtung der Menſchen auf ſich geladen zu haben, um Liebe zu ihnen haben zu können *). Freylich

*) S. von Tiber Sueton Kap. 72. Das ſonderbare Wohlgefallen dieſes Tyrannen an der Mythologie — Notitiam hiſtoriae fabularis uſque ad ineptias atque deriſum curavit cap. 70. — läßt ſich vielleicht als verwandt mit jener Neigung zu den Thieren gedenken.

kann auch dieſe ausſchweifende Liebe zu den Thieren mit der Liebloſigkeit im Verhalten gegen Menſchen, als gemeinſame und gleichzeitige Wirkung aus einerley Urſache, einer Unregelmäßigkeit der Anlagen der Seele, verknüpft seyn.

Die Völkergeſchichte macht uns noch andere Urſachen einer ausſchweifenden Achtung und Liebe für die Thiere bekannt; nämlich allerhand abergläubiſche Meynungen. Zuförderſt die von der Seelenwanderung; zufolge welcher die Indianer und andere aſiatiſche Völker befürchten, in einem Thiere einen ihrer ehemaligen Verwandten, oder eine andere würdige und wichtige Menſchenſeele zu beleidigen. Dieſe Leute tödten daher nicht nur keine Thiere; ſondern ſie haben ſogar Hoſpitäler für ſchadhaſte Affen, und andere wohlthätige Anſtalten zum Beſten der Thiere *).

Die Indianer in dem ſpaniſchen Amerika, ſonderlich in der Provinz Guatimala, glauben, daß ihr Schickſal mit dem Schickſale gewiſſer Thiere ſo ſehr verflochten ſey, daß ſie die größte Achtung und Zärtlichkeit für ſie hegen. Auch glauben ſie, daß es einigen unter ihnen gegeben ſey, ſich bisweilen in ſolche Thiere zu verwandeln. Dieſe ihre Neigung gegen die Thiere ſoll auch einer

---

Der Tyrann mußte ſeine Freunde unter Menſchen ſich aufſuchen, die die wenigſte Aehnlichkeit hatten mit denenjenigen, die er haßte, und von denen er gehaßt war.

*) *Buffon* Hiſt. naturelle edit. 4to vol. XIV. p. 227. S. auch von den Banianen Ebend. Berl. Ueberſetz. 8. Th. VI. S. 59 Voyage *d'Ovington* I. ch. XXII. Niebuhr Reiſebeſchreib. II. 24. 72. Kämpfer von Dohm I. 142.

einer von den Hauptgründen ihrer Ehrfurcht und Inbrunſt gegen einige Heilige der katholiſchen Kirche ſeyn; weil nämlich dieſelben gewöhnlich mit gewiſſen characteriſirenden Thieren an der Seite abgebildet werden *).

Kapitel VIII.

Von den feindſeligen Neigungen und Trieben.

§. 91.

Einige vorläufige Betrachtungen über die Gründe dieſer Triebe.

So wie es vermöge der Sympathie ſchon natürlich iſt, andern lieber gutes als böſes zu gönnen: ſo macht es die Vernunft zur Pflicht, neben ſeiner eigenen auch aller übrigen Menſchen Glückſeligkeit möglichſt zu befördern; und nur in der einzigen Abſicht, Unrecht von ſich abzuwenden, oder überhaupt ein größeres Uebel zu verhindern, erlaubt ſie, wenn es anders nicht ſeyn kann, jemanden ein Leid anzuthun. Dies fühlt und erkennet der Menſch bey einigermaßen ruhiger Faſſung des Gemüths ſo ſehr; daß er nicht leicht unterläßt, aus dieſem einzigen rechtfertigenden Grunde ſeine Feindſeligkeiten gegen andere herzuleiten.

Aber in gar vielen Fällen ſcheint es ſo unmöglich, den Anfang und Fortgang der Feindſeligkeiten auf dieſen Grund zurück zu bringen; die Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten, die, vermöge trauriger Erfahrungen, Men-

*) S. Voyages de *Thomas Gage* dans la nouvelle Eſpagne; Troiſ. part.

Menſchen an Menſchen begehen können, ſcheinen zum Theil ſo ſehr den Grundgeſetzen unſerer Natur zu widerſprechen; daß freylich der Empfindung des erſtaunten Beobachters von zärtlicherm Gefühle, kein Ausdruck natürlicher und anpaſſender vorkömmt, als der von **Unmenſchen, Ungeheuern.** Und doch ſind es Menſchen; und die Unterſuchung zwingt uns das Bekenntniß ab, daß Anlagen zu ſolchen anſcheinenden Unmenſchlichkeiten in den allgemeinſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur enthalten ſeyn.

Und nun, worinn beſtehen dieſe? Sollte der wahre Widerſpruch in der menſchlichen Natur ſeyn, daß der Menſch geradezu und unmittelbar ſich ergötzen kann am Leiden anderer? Allerhand Schriftſteller behaupten dies, oder ſcheinen es doch zu behaupten. Nicht nur ſolche, die die menſchliche **Natur** auf das gehäſſigſte abmalen, um der **Gnade** deſto mehr Gelegenheit zu geben, ſich an ihr zu verherrlichen; ſondern auch Philoſophen, die alles mit der Natur ausrichten wollen *).

Um dieſe Frage beantworten zu können, iſt es nöthig, die ausgemachten Urſachen des Haſſes und der Grauſamkeit und aller Arten von feindſeligen Neigungen näher zu betrachten; und zu ſehen, ſowohl was ſie wirken können, als auch auf was für Gründe man bey der Entwickelung ihrer Beſtandtheile zurück kömmt. Aber um

*) S. *Helvetius* diſc. III. chap. XII. Il eſt des hommes malheureuſement nés, qui, ennemis du bonheur d'autrui, deſirent les grandes places, non pour jouir des avantages, qu'elles procurent, mais pour gouter le ſeul plaiſir des infortunés, pour tourmenter les hommes & jouïr de leur malheur.

um ſich dieſe Unterſuchung nicht zu leicht zu machen, und aus unvollſtändiger Betrachtung zu übereilt das Schlußurtheil abzuleiten; iſt es auch nöthig, nicht bey den gemeinen Beyſpielen von Grauſamkeiten ſtehen zu bleiben, ſondern ſich an die grauenvollen Auftritte zu erinnern, die von der Wirkung der Eroberungsſucht, der Nachbegierde, des Religionshaſſes und des ſectireriſchen Verfolgungsgeiſtes überhaupt, in den Annalen der geſitteten Völker aufgezeichnet ſind; an die Wünſche und Thaten eines Tiberius, Nero, Caligula, eines Richard III, und Heinrich VIII, eines Carl IX, eines Herzogs von Alva, und der Eroberer der neuen Welt. Ich will dieſe Abhandlung nicht anfüllen mit den ohnedem genug bekannten Geſchichten. Aber Geſetz muß es mir und meinen Leſern ſeyn, an ſie zu denken, bey den nachfolgenden Unterſuchungen *).

§. 92.

---

*) Einer einzigen, die nicht alt und doch nicht ſo gemein erinnerlich, völlig gewiß iſt, und verſchiedene bemerkenswürdige Umſtände enthält, will ich nur einigen Raum hier verſtatten. Bey dem Aufſtande in Irrland unter Carl I, von welchem Geiz, Rachbegierde, Nationalhaß, unterdrückte, aber nicht ausgerottete Neigungen der vormaligen Wildheit, beſonders aber Religionseifer die Urſachen und Triebfedern waren, wurde keines Alters, keines Geſchlechts geſchonet. Diejenigen, die als Freunde und Nachbarn mit den andern gelebt hatten, raubten ihnen nicht nur ohne Verſchonung das Leben, ſondern übten auch die unerhörteſten Martern an ihnen aus. Das zarte Geſchlecht, ja Kinder wurden von der Wuth angeſteckt, und widmeten ihre Kräfte der Mordſucht. Der Geiz ſelbſt wich ihr; das Vieh der Proteſtanten wurde ohne weitere Abſicht, als die Wuth auszulaſſen, ermordet, oder verwundet.

§. 92.

Rachſucht. Allgemeine Betrachtungen über ihre Gründe und Wirkungen.

Der gewöhnlichſte Fall, wo der Trieb, Feindſeligkeiten dem andern zu beweiſen, erwacht, iſt der, wenn ſich ein Menſch von dem andern beleidiget glaubt. Die Empfindung ſeines Schmerzes, oder das lebhafte Andenken an denſelben, treibt ihn an, zu vergelten, ſich zu rächen. Wenn die einzige Abſicht und das genaue Maaß des Verhaltens dabey wäre, den Beleidiger durch ein gleiches Gefühl zur Erkenntniß des angethanen Unrechtes zu bringen, und überhaupt von künftigen Beleidigungen abzuhalten: ſo würde man ſich leicht in den Gränzen der Vernunft erhalten. Aber die Rachſucht hat noch andere Gründe. Der Beleidiger iſt ein Gegenſtand des Haſſes geworden, durch die Verknüpfung der Ideen, wenn er ſchon nicht mehr beleidiget. Wenn wir ihn ſchon nicht mehr zu fürchten haben: ſo empört ſich doch das Gemüth bey dem Anblick deſſelben, bey dem Gedanken an ihn. Ohne ſeinen Untergang, ſeine Vernichtung geſehen zu haben, will es ſich nicht beruhigen. Der Stolz iſt beſonders noch eine mächtige Triebfeder dabey. Der Ge-

danke,

Der auf dieſe Weiſe hingerichteten Schlachtopfer ſind, nach einigen Schriftſtellern, 200000, nach Hume 40000 geweſen. Noch weiß man am Ende dieſer Geſchichte nicht, ob man mehr über die Grauſamkeit der Irrländer, oder über das Zaudern der Engelländer, ihren ſo bedrängten Brüdern zu Hülfe zu kommen ſich entſetzen muß. — Der Hauptanführer dieſer Grauſamkeiten war ein muthloſer Kerl. *Hume* Hiſt. Tom. V.

danke, der Schwächere geweſen zu ſeyn, oder es nur geſchienen zu haben, vielleicht noch dafür gehalten zu werden, erregt den heftigſten Wunſch, den Gegner zu demüthigen, ihm das Bekenntniß abzuzwingen, dem Verwegenen, daß wir nicht ſo verächtlich ſind, wie er glaubte, daß er Urſache gehabt hätte, ſich vor uns zu fürchten. Daher iſt der Rachgierige dieſer Art nicht zufrieden, wenn er ſich gerächet hat, ohne daß es der andere weiß.

— Ma vengeance eſt perdue,
S'il ignore en mourant, que c'eſt moi, qui le tue.

— Qu'il apprenne à l'Ingrat
Qu'on l'immole à ma haine & non pas à l'état.

Und nicht nur aus dem allgemeinen Grunde, daß die Leidenſchaft die urſprüngliche Abſicht des Triebes vergeſſen macht, opfert oft der Rachſüchtige ſich ſelbſt mit auf; ſondern um die Schande der ungerächeten Beleidigungen von ſich abzuwenden, um der Vorſtellung des vor ihm ſichern Feindes los zu werden, ſcheuet er nicht den gewiſſen Tod; wenn er nur den Feind mit ſich in das Grab ſtürzen, wenn er nur ſich rächen kann.

Que je me perde ou non, je ſonge à me venger.

Die Dichter haben noch einen viel abſcheulichern Gedanken der Rache auf die Schaubühne gebracht *); den ich aber

*) Er kömmt, wo ich nicht irre, unter andern auch im Trauerſpiel: der Freygeiſt, vor.

aber Bedenken tragen muß, als eine Bemerkung aus der Geſchichte der Menſchheit nachzuſchreiben. Bey ſo manchen und ſo gewaltigen Antrieben zur Rache, zu denen man noch den mechaniſchen, oder doch inſtinctartigen Reiz, unangenehme Eindrücke von ſich abzuwenden, und ihnen zu widerſtreben, rechnen kann (§. 30.), laſſen ſich wohl keine mäßige Wirkungen erwarten. Aber es ſind noch beſondere Gründe vorhanden, von denen es kömmt, daß die Rache, auch bey der bloßen Abſicht der Wiedervergeltung, das Maaß der erlittenen Beleidigung ſo leicht, und oft ſo ſehr überſchreitet. Das Uebel, das einem ſelbſt wiederfahren iſt, hat man empfunden; mißt es alſo nach einem lebhaftern Eindrucke, und ſchätzt es daher leicht für größer, als dasjenige, was man dem andern anthut, und nicht eigentlich empfindet, nur ſich vorſtellt. Dann macht die Eigenliebe, daß man auf ſich einen größern Werth ſetzt, als auf den andern; und demnach auch die Beleidigungen, die einem wiederfahren, höher anrechnet, als diejenigen, die man andern anthut. Endlich hat der Menſch eben ſo ſehr Wohlgefallen an dem Gefühl ſeiner ſich auslaſſenden Kraft, an den Beweiſen ſeiner Uebermacht; als die Empfindung ſeiner Ohnmacht ihm unangenehm iſt.

Wie ſich überhaupt die Bemerkungen und Urtheile nach den Leidenſchaften richten: ſo macht auch die Rachbegierde, und der damit verknüpfte Haß des andern, daß man alles, was ihm zum Nachtheile gereichen kann, leichter gewahr wird und glaubt. Und ſo mit gelingt es auch der Rachbegierde nicht ſelten, ſich hinter edlere Triebe und Abſichten zu verbergen; die Abſicht, den andern zu beſſern, oder die Welt vor ihm in Sicherheit zu ſetzen.

§. 93.

§. 93.

Von der Rachſucht wilder Völker.

In den Sitten wilder Völker zeichnet ſich nichts ſo ſehr und ſo allgemein aus, als ihre höchſte Rachſucht. Sie ſcheinet bey einigen die einzige Leidenſchaft zu ſeyn, deren ſie fähig ſind; wenigſtens diejenige, der alle andere weichen.

Sowohl in Anſehung der Art, wie ſie ihre Rache ausüben, als in Anſehung ihrer Dauer, unterſcheiden ſie ſich bis zum Entſetzen von geſitteten Menſchen. So leicht der Wilde ſonſt vergißt: ſo ſehr ſcheint das Andenken einer ihm oder den Seinigen angethanen Beleidigung gegen die Länge der Zeit in ſeinem Gemüthe auszuhalten, und den Zunder der Rache aufzubewahren *).

Sie ſuchen aber die Gelegenheit zur Rache mit aller ihnen möglichen Vorſicht; und wiſſen ihre Empfindlichkeit auf das ſorgfältigſte zu verbergen, ſo lange bis ſie mit völliger Sicherheit ſich rächen zu können vermeynen. Wenn ſie ihren Feind in ihrer Gewalt haben, wenn ſie ihn gefangen aus dem Kriege in ihr Land gebracht haben; dann erſt überlaſſen ſie ſich der ganzen Wuth ihrer Rache; die ſich, um ſie nur kurz zu beſchreiben, nicht eher legt,

*) *Robertſon* Hiſt. of America I. 351. Auch die ſonſt in Vergleichung mit andern Wilden gutmüthigen Grönländer ſind ihnen darinn gleich. Sollten auch dreyßig Jahre vergangen ſeyn: ſo vergeſſen ſie nicht ſchwere Beleidigungen, dergleichen Mord und Behexung nach ihren Begriffen ſind, zu rächen, wenn ſie den Thäter wo allein finden. Cranz S. 249. f.

legt, bis derſelbe unter allen nur erſinnlichen Martern, mittelſt des langſamſten Todes, aller Empfindung beraubt iſt. Weiber und Kinder nehmen mit größter Begierde an dieſen Unmenſchlichkeiten Theil, und einer ſucht es dem andern darinn zuvor zu thun *).

Auch der Gedanke, den Feind aufzufreſſen, ſcheint, nach der Meynung verſchiedener Unterſucher, eine Wirkung der Rachbegierde zu ſeyn **).

Iſt denn nun alſo die Rachbegierde ſo ſehr in der menſchlichen Natur, daß ſie nur bey geſitteten Völkern hat weggekünſtelt werden können, bey rohen Völkern ſeyn muß? Oder iſt ſie vielleicht auch bey dieſen zum Theil erkünſtelt, durch äußerliche Urſachen erzeugt? Wir wollen ſehen.

1) Der Wilde weiß, daß er ſeine Sicherheit, und die Behauptung ſeiner Rechte hauptſächlich von ſich ſelbſt zu erwarten hat. Vom Schutz der Geſetze, von Genugthuung und Sicherheit, mittelſt obrigkeitlicher Hülfe, iſt ihm wenig oder nichts bekannt. Die Geſetze und Obrigkeiten, die er kennt, haben ſolche Gewalt nicht; und er verſteht auch noch nicht eine ſolche Gewalt genug zu ſchätzen, um mit Aufopferung ſeiner Unabhängigkeit ihr das Daſeyn zu geben. Unter dieſen Umſtänden iſt ihm ſehr viel daran gelegen, ſich ſeinen Feinden ſo furchtbar als möglich zu machen.

2)

---

*) *Robertſon* l. c. p. 359. f. 362.

**) *Robertſon* l. c. p. 361. ſeq. Daß die Rachſucht der gemeinſte Trieb zur Menſchenfreſſerey geweſen, mag man wohl behaupten. Aber daß auch der Hunger dazu antreiben könne, iſt durch einige Erfahrungen nicht weniger gewiß. S. Einleitung §. 2.

2) Eben daher iſt es auch ein Hauptſtück der Erziehung, ſolche Geſinnungen gegen den Feind von Jugend auf einzuflößen. Es wird dem Sohne vom Vater, von einem Freunde dem andern zur ehrwürdigen Pflicht gemacht, die noch unvergoltenen Beleidigungen nicht zu vergeſſen, die erſchlagenen, gemarterten Brüder zu rächen. Einer ſucht durch ſeine Wuth dem andern die wilde Begeiſterung mitzutheilen *).

3) Nun kömmt noch hinzu, daß der Wilde, der ſeinem Feinde in die Hände fällt, ſeine größte Ehre darinn ſetzt, unempfindlich zu ſcheinen gegen die Schmerzen, die der andere ihm verurſachen will; vielleicht mit aus dem Grunde, um ihm das Vergnügen der Rache zu entziehen. Daher ſucht dieſer immer neue Mittel auf, um ſeinen Feind zum Geſtändniß ſeines Leidens zu bringen. Ja, vermöge jenes Begriffes von Ehre, begnügt ſich der Gefangene nicht, ſeine unangenehme Empfindungen zu unterdrücken; er reizt vielmehr ſeinen Feind durch alle nur erſinnliche Beweiſe von Haß und Verachtung, und durch prahleriſche Beſchreibungen der noch größern Leiden, die er den Seinen zu verurſachen gewußt habe **).

Wenn man nun hiezu noch die allgemeinen Gründe nimmt, warum man bey der rachſüchtigen Wiedervergeltung ſo leicht zu weit geht; und daß die Sympathie, ohne den Beyſtand der höheren moraliſchen Erkenntniſſe, nur ein ſchwacher Widerſtand gegen die ſelbſtſüchtigen Triebe iſt; ſo wird man freylich zwar in der Natur der

 ſinn-

*) *Robertſon* l. c. p. 352. 359.

**) *Robertſon* ll. cc.

ſinnlichen Triebe des Menſchen den Grund einer Rachſucht, die die Vernunft nicht billigen kann, erkennen; zugleich aber auch eingeſtehen müſſen, daß jene Grauſamkeit des Wilden nicht ganz urſprüngliche Geſtalt der Natur ſey, ſondern vielmehr Folge von Irrthümern und von der Unvollkommenheit des äußerlichen Zuſtandes; daß von ihr frey machen, nicht der Natur Gewalt anthun, ſondern vielmehr ihr zu Hülfe kommen heißen müſſe.

§. 94.

Andere Urſachen des Haſſes und der Grauſamkeit.

Eine jede Leidenſchaft kann eine Urſache der Feindſchaft gegen andere werden, in ſo fern ſie Haß gegen dasjenige erwecket, was ſich ihr widerſetzet. Aber nicht alle ſind bey einerley Grad der abſoluten Stärke gleich geſchickt, die ſympathiſchen Gefühle zu erſticken und zur Grauſamkeit anzutreiben; wie es einige vermöge ihrer Natur und nach der Erfahrung ſind. Von dem falſchen Religionseifer wird dies an einem andern Orte erhellen. Hier ſoll es von einigen andern Leidenſchaften dargethan werden.

1) Der Geiz, auri ſacra fames, iſt als eine Quelle der entſetzlichſten Grauſamkeiten, aus den Beyſpielen der Spanier in Amerika, und der Boucaniers *), und

*) Von den, nach der Zeit der Eroberung, verübten Grauſamkeiten, findet man vieles in der Nouvelle Relation contenant les Voyages de *Thomas Gage* 1695. part. III. ch. VI. Die Grauſamkeiten der Boucaniers, ſonderlich des Lolonais und Morgan ſind beſchrieben in der Hiſtory of the Boucaniers, Lond. 1741. Vol. I.

und hundert andern Geſchichten hinlänglich bekannt. Es iſt Grund dazu in der Natur dieſer Leidenſchaft. Wenn die Begierde nach Geld nicht mehr untergeordneter, ſondern Haupttrieb geworden iſt: ſo iſt der Menſch aus den natürlichen Empfindungen ſo weit heraus gekommen, lebt ſo ganz in der einen unnatürlichen Vorſtellung vom Geldreichthum, als dem höchſten einzigen wahren Gute; daß Rührungen der Sympathie, Vorſtellungen von Ehre und Schande, von Billigkeit und Gemeinnützigkeit, nichts mehr über ihn vermögen. Er opfert ſich ja ſelbſt dieſem ſeinem Abgotte auf; wie ſollte er eines andern Menſchen ſchonen, jenem zum Nachtheile?

2) Muthloſigkeit und äußerſte Grauſamkeit finden ſich ſehr häufig beyſammen *). Und es ſcheint auch, man müſſe nach der bloßen Vorſtellung es ſchon ſo erwarten. Der durch ſeine Kraft ſich immer ſicher dünkende kann verzeihen, kann den ohne Gefahr leben laſſen, der ihm ſchaden wollte, und es nicht vermag. Der Furchtſame iſt nicht ruhig, ſo lange ſeinem Feinde noch Kräfte übrig ſind. Gleichwie unterdeſſen doch auch in dem Gefühle der Kraft, aus dem der Muth entſteht, Grund zum Stolze und, mittelſt deſſen, zur Vergrößerung der

*) Beſonders unter den wilden Völkern; und am häufigſten unter den Negern. S. z. B. *Boſſmann* Voyages de Guinée, p. 27. ſeq. Ein großer Geſchichtforſcher, *Robertſon* Hiſt. of America. vol. I. will zwar der Wilden Furcht vor dem Tode in der Schlacht auf patriotiſche Sorge für die Erhaltung der ohnedem geringen Volkszahl zurückführen. Aber der ſelbſtſüchtige Trieb zum Leben ſcheint doch mehr in den Character ſolcher Menſchen einzupaſſen.

Vorſtellungen von erlittener Beleidigung ſich findet: alſo ſcheint nicht jedwede Art von Furchtſamkeit an ſich ſchon den Character zur Grauſamkeit zu ſtimmen. Sie kann aus einem ſolchen Selbſtgefühl herkommen, mit welchem beſcheidene Herabwürdigung ſeiner Selbſt, Duldſamkeit und Achtung für den andern verknüpfet iſt. Aber wenn große Einbildung von ſeinem Werthe, und Furchtſamkeit zuſammen kommen; oder ein hoher Grad von Argwohn und übler Meynung von andern ſich ihr zugeſellt; dann wird ſie freylich eine Miturſache des Triebes zur Grauſamkeit.

3) Wie die Herrſch- und Eroberungsſucht dieſen Trieb erzeugen können, iſt oben (§. 62.) ſchon angezeigt worden. Doch findet einige Nachleſe hier noch Statt. Der Herrſchſüchtige wird nicht nur durch den Reiz, den die Macht, für die er alles thut, für ſeine Leidenſchaft hat, unempfindlich gegen die Regungen der Sympathie; ſondern er kann auch leicht, mittelſt der Vorſtellung der Gemeinnützigkeit ſeiner Gewalt und ſeines Anſehns, oder der Rechte, die er in Abſicht auf dieſelbe bereits zu beſitzen ſich einbildet, allem, was er zur Behauptung derſelben für nöthig hält, einen Anſchein von Rechtmäßigkeit geben. Die Schmeichler, die den Mächtigen nie fehlen, unterſtützen die Vorſtellungen mit ihrer ſophiſtiſchen Beredſamkeit. Je mehr er gewohnt wird, mit ſeinem Willen alles auszurichten; deſto unerträglicher wird ihm jeder Widerſtand. Mit der Idee der unumſchränkten Gewalt, als des höchſten Glücks und Vorzugs, deſſen ein Menſch theilhaftig werden kann, erfüllt, kann er ſich endlich jeden noch ſo unſinnigen und unmenſchlichen Einfall, der einen

neuen Beweis ſeiner Macht und Gewalt abgiebt, in ſeiner taumelnden Phantaſie begehrungswerth vorſtellen. Des Caligula und andrer raſender Wüthrige Unthaten werden nur bey dieſem Grunde noch einigermaßen begreiflich *).

4) Ein allgemein übler Begriff von den Menſchen, Menſchenhaß, iſt auch noch eine natürliche Urſache zur Grauſamkeit. Und ſo kann das erlittene Unrecht, bey andern mitwirkenden Urſachen, vieles dazu beytragen, daß ein Menſch hart und grauſam wird.

Mens incorrupta miſeria corrumpitur,
Mutat ſe bonitas irritata injuria **).

5) Daß die Wolluſt, mehr als jedwede andere ungeordnete Leidenſchaft, zur Grauſamkeit führe; ſcheinet mir nicht natürlich. Wenn beyde Laſter ſich oft beyſammen gefunden haben: ſo können ſie auch wohl beyde Wirkungen einer gemeinſchaftlichen Urſache, der ungeſtümen Sinnlichkeit geweſen ſeyn. Oder die Grauſam-

*) Man leſe den Sueton im Leben dieſes Ungeheuers, Kap. 29. 32. 27. Nur weniges daraus. Trucidaturus fratrem, quem metu venenorum praemuniri medicamentis ſuſpicabatur: *Antidotum*, inquit, *adverſus Caeſarem*? — Lautiore convivio effuſus ſubito in cachinnos, Coſſ. qui juxta cubabant, quidnam rideret, blande quaerentibus: *Quid*, inquit, *niſi uno meo nutu jugulari utrumque veſtrum ſtatim poſſe*?

**) Aber ſchlechthin mit Helvetius zu ſagen: L'Homme malheureux eſt mechant, iſt ungerecht. Auch Trublet hat den Grundſatz: L'Homme n'eſt mechant, que parcequ'il eſt malheureux; der doch noch eher ſich vertheidigen ließe, als der Helvetiſche.

ſamkeit kann den Trieb zur Wolluſt, als der geſchwindeſten und lebhafteſten Zerſtreuung der den Grauſamen nothwendig oft verfolgenden Schreckenbilder, erzeuget haben.

6) Jedwede Art der Laſterhaftigkeit aber, wenn ſie ſo weit geht, daß ſie zum Gegenſtand der allgemeinen Verachtung und Verabſcheuung macht, kann leicht zur Grauſamkeit verleiten. Wer ſich verachtet und verhaßt ſieht von andern, iſt nicht geneigt, ſie zu lieben und zu achten. Und wenn ein Menſch die Würde der menſchlichen Natur in ſich ſelbſt nicht mehr empfindet; wie will er von Beleidigungen anderer durch dieſes Gefühl zurückgehalten werden?

§. 95.

Noch einige Urſachen des Wohlgefallens an anderer Leiden, oder doch bey Gelegenheit deſſelben.

Wie Neid und Schadenfreude aus den allgemeinern Gründen der menſchlichen Neigungen entſtehn; iſt an einem andern Orte ſchon gezeiget worden (§. 35.). Es giebt aber gewiſſe andere Arten angenehmer Gemüthsbewegungen, beym Anblicke oder der Vorſtellung unglücklicher Zufälle, oder ſchmerzhafter Zuſtände, in denen andere ſich befinden, die man damit nicht verwechſeln darf; die entweder gar nichts tadelhaftes an ſich haben, oder doch wenigſtens nicht von Haß und Grauſamkeit herkommen.

1) Aus der Betrachtung des Uebels, das andere betroffen hat, Troſt und Beruhigung ſchöpfen in ſeinem eigenen Leiden, kann aus dem unſchuldigſten Herzen kommen,

men, und vor der Vernunft gar wohl gerechtfertiget werden. Einmal dient jene Betrachtung dazu, die Vorſtellung von der Größe ſeines eigenen Leidens zu mäßigen; indem man ſieht, daß andere eben dergleichen, oder noch mehr ertragen und ausgehalten haben. Gar zu leicht ſtellt ſich ſonſt ein Menſch ſein Leiden als einzig in ſeiner Art und unausſtehlich vor. Dann gewährt ſie auch oft den Troſt, daß man nicht durch ſeine Schuld leide, nicht nothwendig dadurch verächtlich werden müſſe; wenn man findet, daß andern rechtſchaffenen, angeſehenen Leuten dergleichen auch begegnet iſt. In ſo fern man doch zum Mitleiden gegen dieſe andern dabey bewogen wird, im Falle nämlich, daß ſie noch wirklich leiden; ſo iſt es freylich ein kümmerlicher Troſt, Miſerum ſolamen, ſocios habuiſſe malorum. Aber ein Beweis eines harten und menſchenfeindlichen Herzens liegt nicht darinn.

2) Der Ausſpruch des Rochefoucault, dans l'adverſité de nos meilleurs amis nous trouvons toujours quelque choſe, qui ne deplait pas *): iſt gewiß nicht allgemein richtig. Aber daß etwas daran ſey; kann man um ſo viel weniger in Zweifel ziehen; da ein Mann von einem ganz andern Sinn und Herzen, in den Beobachtungen über ſich ſelbſt, einer ſolchen Erſcheinung gedenket **). Es laſſen ſich Urſachen davon ge-

*) S. Reflexions morales de *Mr. de la Rochefoucault*, Lauſanne 1760. p. 25.

**) S. Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt. S. 64. 65. Die darüber gemachten Bemerkungen ſtimmen mit den hier beygebrachten Gründen überein.

gedenken, die keinen böſen Trieb beweiſen. Vielleicht iſt es die Vorſtellung, dem Freunde beyſtehen zu können, eine Gelegenheit zu haben, ihm ſeine Liebe zu beweiſen. Vielleicht der noch allgemeinere Trieb zur Geſchäftigkeit, zu Scenen, die etwas neues, beſonderes haben. Vielleicht auch das lebhaftere Gefühl ſeines Wohlſtandes bey der contraſtirenden Vorſtellung. Daß es Menſchen geben könne, in denen Neid und Selbſtſucht ſo kleinmüthig über alle andere Triebe herrſchen, daß ſie bey eines jeden Menſchen, ſelbſt ihres beſten Freundes, ſinkendem Glücke ihren Wohlſtand ſich ſteigend gedenken können; mag ſeyn. Nur ſo leicht vermuthen läßt es ſich nicht; geſchweige denn zu einem allgemeinen Grundſatze machen.

3) Der Trieb zur Beſchäftigung und zu Scenen, die den innern oder äußern Sinnen eine neue oder manchfaltige Beſchäftigung geben, erkläret manches, was dem erſten Anſcheine nach für Grauſamkeit gehalten werden könnte. Wie es einige Menſchen giebt, die kein Thier, geſchweige denn einen Menſchen, könnten tödten ſehen: ſo giebt es auch andere, die nicht nur ganz ruhig von Köpfen und Rädern ſprechen, ſondern auch eine Gelegenheit, dergleichen mit anzuſehen, ungern verſäumen. Man weiß, daß es geſittete Nationen gegeben hat, bey welchen die mörderiſchen Fechterſpiele eine der liebſten Vergnügungen des Volks waren, an welchen auch das edelſte Frauenzimmer den lebhafteſten Antheil nahm. Und Thiergefechten zuzuſehn, iſt für die mehreſten Menſchen ein Vergnügen.

Die Vorſtellungen von Gemeinnützigkeit, von Handhabung der Gerechtigkeit, von Erweckung kriegeriſcher Triebe und dergleichen abgerechnet, die das meiſte

bey

bey der Sache überhaupt wohl nicht thun, iſt die Quelle des Vergnügens bey ſolchen Auftritten, ſo wie bey Erzählungen oder dem entfernten Anſchaun von Kriegen, Schlachten, Seeſtürmen und Schiffbrüchen, in der Manchfaltigkeit der Sinne und Einbildungskraft beſchäftigenden Gegenſtände, in dem Wohlgefallen am Großen, Neuen, Lehrreichen; und gar nicht im menſchenfeindlichen Wohlgefallen am fremden Elende zu ſuchen *). Ich habe gewiß recht gutgeartete Jünglinge nur mit halbem Scherze es bedauern hören, daß eine entſtandene Feuersbrunſt ſobald gedämpfet ward. Nach dem wahren Grunde ausgelegt, hieß es weiter nichts, als daß ſie den Auflauf, und die Gelegenheit zur Auslaſſung ihrer eigenen Kräfte ſich länger gewünſcht hätten. — Es gehört freylich etwas dazu, wenn die Gemüthsbewegungen bey dergleichen Anläſſen überwiegend angenehm ſeyn ſollen. Die Gewohnheit kann vieles auch hiebey thun; ſo wie bey den eigentlichen feindſeligen Trieben.

4) Wohin den Menſchen das Vergnügen am Gefühl ſeiner Kraft, Unabhängigkeit und Ueberlegenheit führen kann; iſt bey mehrern Gelegenheiten ſchon bemerkt worden. Die Wirkungen davon können freylich bisweilen unedel, unbillig, ungerecht, grauſam genannt werden. Doch iſt nicht das Uebel des andern eigentlich, dasjenige, woran einer

---

*) Der Grund, den Lucrez in den bekannten Verſen, von dem Suaue, turbantibus aequora ventis, e terra magnum alterius ſpectare laborem angiebt: Non quia vexari quemquam eſt jucunda voluptas, ſed quibus ipſe malis careas, quia cernere ſuave eſt, thut hier wohl nicht das meiſte; ſo wenig er ganz zu verwerfen iſt.

einer ſich ergötzet. Aus dieſer unlautern, oft ſehr verachtungswürdigen Quelle entſpringen die Neigungen, Menſchen gegen einander aufzubringen; einem ſeine Zufriedenheit und Vergnügen über eine Sache zu ſtören, durch andere Begriffe, die man ihm davon beyzubringen bemüht iſt, ohne weitere Abſicht; Unwahrheiten glauben zu machen, und andere Thorheiten vorzunehmen.

5) Man findet Geſchichten von Miſſethätern, die Mordthaten ſollen begangen haben, zu denen ſie ſelbſt keine andere Beweggründe, als die Luſt zu morden, einen Menſchen im Schlafe in ſeiner Hütte verbrennen zu ſehen, und dergleichen anzugeben wußten; die ſich noch auf dem Richtplatze mit Wohlgefallen an die Convulſionen erinnern konnten, an denen die durch ihre Hand ermordeten erblaßten *). Iſt eine Imagination, die ſolche Reize ſchaffen kann, in einem, nicht im eigentlichſten Verſtande verrückten, Kopfe wirklich möglich? Oder muß nicht die unnatürlichſte Gefühlloſigkeit da ſeyn; wo ſo gar keine Sympathie ſich reget?

§. 96.

Vom Partheygeiſte.

So wie der Eifer für das gemeine Beſte, Liebe zur Geſellſchaft, zu den edelſten der freundſchaftlichen Triebe gerechnet werden muß, in ſo fern er geſetzmäßig zum Wohl der Geſellſchaft wirkt; ſo hat man hingegen auch volle Urſache, die ungeordnete Anhänglichkeit an die

*) S. Reflexions philoſophiques ſur l'homme & les animaux, p. 227.

die Neigungen und Geſinnungen einer Geſellſchaft zu den feindſeligen Trieben zu zählen. Sectirerey, Partheygeiſt ſind die Namen, die einem ſolchen Triebe gebühren; und dieſe Namen allein ſind ſchon im Stande, einen jeden, der in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts nicht ganz fremd iſt, an unzählige Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten zu erinnern, die als Wirkungen von ihm abſtammen *). Wenn man die Gründe dieſes Triebes genauer unterſucht; ſo entdeckt ſich ein manchfaltiges Gemiſche von Eigenliebe und Sympathie, von Gewohnheit und Ideenadſociation. Die Eigenliebe macht geneigt, diejenigen, die durch die Gemeinſchaft der Abſicht, der Denkart, des Namens mit einem verbunden ſind, in der Colliſion Fremden vorzuziehen, und dieſe Abſichten und Denkarten für beſſer und wichtiger zu halten, als ſie nicht ſind; und um ſo viel hartnäckiger dafür zu ſtreiten, je länger und eifriger man es bereits gethan hat. Sie macht, daß man Verachtung und Beeinträchtigung derſelben; wenn ſie ſchon einen ſonſt nicht betreffen, auf ſich zieht; welches dadurch noch mehr befördert wird, daß ein jeder ſeinen Privatangelegenheiten mit Fremden gern das Anſehn einer gemein wichtigen Sache

*) Der Streit der Lancaſtrianer und Yorkianer hat in einer Zeit von 30 Jahren, außer unzähligen einzeln begangenen Grauſamkeiten, 12 blutige Schlachten verurſacht, 80 Prinzen vom königlichen Geblüte das Leben gekoſtet, und den alten Adel von Engelland faſt ganz ausgerottet. Hume II. 374. Und doch kömmt dieſe Geſchichte der Geſchichte der Römiſchen Triumvirate an Grauſamkeiten nicht gleich. S. Meiners über den Verfall der Sitten in Rom.

Sache giebt. Auf dieſe Weiſe können beynahe alle feindſeligen Empfindungen einzelner Mitglieder der einander entgegen ſtrebenden Partheyen in den Sectennamen übergetragen, und mittelſt deſſelben ausgebreitet und auf die Nachkommen fortgepflanzt werden. Mittelſt einer ſolchen Grundlage bekommen hernach jede neue Eindrücke, die einem jedem ſeine eigenen Erfahrungen zuführen, ſogleich eine ſchlimmere Geſtalt. Alle ſelbſtſüchtige Antriebe des Stolzes, des Eigennutzes, der Rechthaberey, der Rachbegierde, können hier aber um ſo viel leichter Wurzel ſchlagen, um ſo viel mächtiger um ſich greifen: je leichter ſie ſich hinter den Anſchein geſellſchaftlicher Triebe verbergen können. Beſonders aber werden die ſanfteren Gefühle der Menſchlichkeit, und die Antriebe der Gerechtigkeit und Billigkeit durch den Partheygeiſt erſtickt; wenn wirklich wichtige gemeine Vortheile der Geſellſchaft damit in Streit kommen; und zu den bisher bemerkten Gründen auch noch das Beyſpiel und der Beyfall ſo vieler der in einem vorzüglichen Anſehn ſtehenden Perſonen hinzukömmt. Daher iſt bey den Kirchenverſammlungen das Geſuch um die Verbeſſerung der Sitten der Geiſtlichkeit und die Abſtellung ſo vieler dem Staat und der Menſchheit ſchädlichen Mißbräuche immer vergeblich geweſen *).

§. 97.

*) Eine durch Unrecht erlangte Gewalt fahren zu laſſen, einen einträglichen Irrthum aufzugeben, ſind Opfer, die die Tugend einzelner Menſchen der Wahrheit bisweilen gebracht hat. Aber von einer Geſellſchaft läßt ſich dergleichen nicht erwarten. Unordnungen einer Geſellſchaft, die derſelben zum Vortheil gereichen, und allge-

§. 97.

Ob allgemeiner Menſchenhaß in der menſchlichen Natur Statt finde?

Obgleich Sympathie und Selbſtliebe den Menſchen zur Liebe ſeines Geſchlechtes überhaupt beſtimmen: ſo können doch allerhand feindſelige Geſinnungen gegen einzelne Menſchen und Geſellſchaften gar bald entſtehen. Aber iſt es wohl möglich, daß allgemeiner Haß und Abſcheu gegen die Menſchen in eines Menſchen Bruſt aufkomme? Der Name eines Menſchenfeindes oder Menſchenhaſſers deutet in ſeiner urſprünglichen und ſtrengſten Bedeutung dieſes an; und Griechenland ſoll einen ſolchen Menſchenfeind gehabt haben, in dem bekannten Timon, der ſogar ein Philoſoph genannt wird *). Beweiſes genug von ſeinen abſcheulichen Geſinnungen wäre freylich ſchon dies einzige, daß er unter allen Menſchen, die ihm vorgekommen, den einzigen Alcibiades noch mit einigem Wohlgefallen anblicken konnte, darum weil er vorherſahe, daß er den Griechen viel Uebels anthun werde; wenn dies wirklich ſeines Herzens Meynung war. Viele unangenehme Erfahrungen an treuloſen Freunden ſollen ihn ſo aufgebracht haben gegen die Menſchen. Man beſchuldigt ihn auch des Geizes. Und aus dieſen beyden Grün-

---

allgemeines Beyſpiel für ſich haben, werden von den Mitgliedern ohne Schaam und Abſcheu betrachtet. Nie entſtehen daher Verbeſſerungen ſolcher Unordnungen durch die Geſellſchaft ſelbſt; ſondern ſie werden immer durch eine fremde Hand mit Gewalt veranſtaltet. *Robertſon* Hiſt. of Scott. I. 143.

*) S. *Brucker.* Hiſt. crit. philoſ. I. 582.

Gründen können ſtarke Antriebe zu feindſeligen Geſinnungen gegen die Menſchen entſtehen. Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß, wenn auch die Aufführung und die Aeußerungen dieſes Mannes wirklich ſo geweſen, wie ſie beſchrieben werden, dennoch ſeine Geſinnungen gegen die Menſchen ſo durchaus feindſelig nicht waren; und daß von der Begierde, ſonderbar zu ſeyn, manches dabey herrührte.

Hypochondriſche Furcht und Mißtrauen können machen, daß man ſcheu vor den Menſchen wird, und ſie fliehet. Die einzelnen Menſchen, die von ihrer Kindheit an unter Thieren aufgewachſen waren, thaten gleichfalls ſcheu und flohen vor ihrem Geſchlechte. Aber keines von beyden beweiſet jenen allgemeinen Menſchenhaß. Begreiflich iſt ein ſolcher Character nicht. Erfahrungen allein könnten ſeine Möglichkeit beweiſen. Und man darf ſagen, daß dieſe fehlen.

Ab-

Abſchnitt III.
Triebe von ſehr vermiſchten Beziehungen.

Abtheilung I.
Von den moraliſchen Trieben.

Kapitel I.
Von den moraliſchen Empfindungen und Trieben überhaupt betrachtet.

§. 98.
Von den Gründen der moraliſchen Begriffe und Urtheile.

Die Unterſuchungen über die Natur der moraliſchen Triebe, der Neigung zur Tugend und dem, was recht iſt, und der Abneigung von dem laſterhaften, und über die Gründe dieſer Triebe und Neigungen, führen nothwendig zur Unterſuchung der Gründe und des Urſprungs der moraliſchen Begriffe und Urtheile. Denn wenn es wahr wäre, wie einige vorgeben, daß ein eigener Sinn, wohl gar ein beſonderes inneres Organ, uns den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht bemer-

ken machte *): ſo würde die Folge alsbald wahrſcheinlich werden, daß ganz eigene Beſchaffenheiten der Grund der moraliſchen Gefühle und Antriebe ſeyn, die in den Gründen anderer Gefühle und Willensäußerungen nicht enthalten ſind. So wie auch umgekehrt der Schluß auf einen beſondern Sinn für die moraliſchen Beſchaffenheiten und Unterſchiede dadurch gegründet ſcheinen würde; wenn die moraliſchen Triebe und Neigungen aus andern Neigungen, die aus andern gemeinen Empfindungen entſpringen, nicht zu erklären ſeyn ſollten. Nämlich jedweder der ausgemachten Sinne bringt eigene Ideen, und zugleich auch eigene Reize zum Wohlgefallen und Mißfallen, zu Begierden und zu Handlungen mit ſich.

Wenn nun die Frage vom Grunde der moraliſchen Begriffe und Urtheile beantwortet werden ſoll: ſo ſetze ich jetzt dabey voraus, als eingeſtanden, oder an einem andern Orte zu erweiſen; daß die Unterſcheidung zwiſchen Recht und Unrecht, Tugend und Laſter ihren Grund in der Natur habe, nicht in leeren Einbildungen oder willkührlich angenommenen Sätzen, daß die Menſchen, dieſe Unterſchiede einzuſehen, einige natürliche Geſchicklichkeit haben; daß oftmals die Urtheile über Recht und Unrecht in ihnen entſtehen, ohne daß ſie ſich eines Schluſſes aus allgemeinen Begriffen und Grundſätzen im mindeſten dabey bewußt ſind; und endlich auch, daß dieſe Urtheile nicht gleichgültig laſſen, ſondern mehrentheils Wohlgefallen oder Mißfallen, Begierden und Verabſcheuungen erregen. Weil nun diejenige Erkenntnißart, bey der man

*) S. meine Abhandlung: Ueber das moraliſche Gefühl im deutſchen Muſeum 1776. Abſchn. II.

man ſich keines Urſprungs aus andern Vorſtellungen bewußt iſt, zumal wenn ſie mit Rührungen, mit Gemüthsbewegungen verknüpft iſt, nach einem gewöhnlichen, und wenn nicht immer auf die genaueſte Beurtheilung, dennoch immer auf Analogie ſich gründenden Sprachgebrauch, **Empfindung**, **Gefühl**, genannt wird: ſo kann man es gelten laſſen, daß, in eben ſolcher Bedeutung der Worte, dem Menſchen ein **moraliſches Gefühl**, ein **moraliſcher Sinn** zugeſchrieben werde.

Dabey iſt nun aber zu unterſuchen, ob dieſe moraliſchen Erkenntniſſe, Begriffe, Urtheile, oder Empfindungen, Gefühle, wie man ſie nennen will, im Ganzen genommen, je für einfache Empfindungen, und überhaupt für Wirkungen eines eigenen Sinns angeſehen werden können: oder ob ſie vielmehr allemal Folgen ſind von dem Zuſammenfluſſe mehrerer Empfindungen und Vorſtellungen, die aus ſolchen Gründen entſtehen, wovon keiner ein moraliſcher Sinn genannt werden kann; einem Zuſammenfluſſe, der durch Unterricht, oder auch durch eigene Beobachtungen und Nachdenken bewirkt wird.

Dies iſt die ſeit Shaftesbury und Hutchesons Zeiten aufs neue rege gewordene, und ſo oft aus Mißverſtändniſſen verſchiedener Art verworrene, an ſich ſelbſt auch allemal verwickelte Streitfrage über das moraliſche Gefühl, auf die genaueſte, und, ich hoffe, deutlichſte Beſtimmung gebracht.

Diejenigen nun, die für einen eigenen moraliſchen Sinn, als eine einfache und urſprüngliche Erkenntnißquelle ſtreiten wollen, pflegen folgender Gründe ſich zu bedienen:

1) Es lehre das Bewußtſeyn einen jeden, daß nicht nur oft plötzlich und vor allem Råſonnement die moraliſchen Urtheile in uns entſtehen; ſondern auch bisweilen bey der Unterſuchung und allem darauf folgenden Nachdenken nicht aus Vernunftſchlüſſen hergeleitet werden können. Ja das Råſonnement aus anderweitigen Vorſtellungen und Grundſätzen könne zuweilen ganz etwas anders lehren, als was uns die Empfindung ſagt. Und es gebe Fälle, wo auch der geübteſte Råſonneur über moraliſche Gegenſtände dasjenige nicht als recht oder unrecht aus ſolchen anderweitigen Gründen erweiſen könne, was doch die natürlichſte Empfindung alle oder die allermeiſten Menſchen zu billigen oder zu mißbilligen zwinge.

2) Es beweiſe die Erfahrung, daß auch ſolche Menſchen ſchon moraliſche Empfindungen haben, Empfindungen von Recht und Unrecht, von Beleidigungen und von verdienter Begegnung; denen weder Unterricht anderer, noch eigene Vernunftſchlüſſe ſie verſchaffen konnten. Kinder ſähe man das eine mal eine verdiente Züchtigung demüthig und geduldig leiden, das andere mal alle Empfindlichkeit eines Beleidigten bey einer unverdienten Strafe zu erkennen geben.

Allein dieſe Gründe ſind entweder nicht richtig aus der Erfahrung abgezogen; oder unzulånglich zu dem, was ſie hier beweiſen ſollen.

1) Daß unſere Urtheile und Empfindungen gar oft, ohne daß wir es ſelbſt wiſſen, aus Schlüſſen entſtehen; oder, wenn dieſer Name, wegen Mangel des Bewußtſeyns der das Urtheil erzeugenden Ideen, nicht gebraucht werden ſoll — aus der Verknüpfung und Zuſammenwirkung vieler Vorſtellungen, aus den verſchiedenſten

Quel-

Quellen, der Empfindung dieſes und jenes Sinnes, des Unterrichtes und des Nachdenkens; dies gehört zu den ausgemachteſten pſychologiſchen Wahrheiten. Auch iſt durch vielerley Erfahrungen bekannt genug, daß es auch in andern Fällen viele Mühe koſtet, bis ſich Menſchen von einem ſolchen Urſprunge überzeugen, und von der Meynung abbrigen laſſen, daß ſolche von Kindheit an allen Menſchen gewöhnliche Urtheile, z. E. von den äußerlichen Gegenſtänden unſerer Empfindungen, und deren Abſtand von uns und unter einander, unmittelbare Empfindungsurtheile ſeyn *).

Das Nichtbewußtſeyn zu Grunde liegender Vorſtellungen beym Urſprunge eines Urtheils oder Gefühls, auch beym darauf folgenden Nachdenken, beweiſet alſo im mindeſten nicht, daß ſelbiges Urtheil oder Gefühl unmittelbar aus einem beſondern Sinne entſprungen ſey. So wenig als die Geſchwindigkeit, mit der es entſteht. Denn was kann geſchwinder ſeyn, als die Folge und Verknüpfung der Ideen?

Daß Empfindung und Vernunftſchluß nicht immer mit einander übereinſtimmen, beweiſet auch nichts. Denn dies kann, genauer unterſucht, gar leicht weiter nichts heißen, als daß verſchiedene Vorſtellungen in der Seele liegen, oder auf ſie wirken; die einen deutlich und zum Vernunftſchluſſe ſich erhebend; die andern dunkel, in irgend einer unentwickelten Erinnerung, oder unentwickel-

*) Wem dieſe Materien noch nicht bekannt ſind, der muß ſich aus den Schriften, die vom menſchlichen Verſtande handeln, z. E. *Condillac* Traité des Senſations, oder aus der Optik davon unterrichten.

ten Gewahrwerdung einer Analogie, oder ſonſt einer Ideenadſociation enthalten; und bey aller dieſer ihrer Dunkelheit, wie unzählige Erfahrungen beweiſen, zur Wirkſamkeit nicht weniger geſchickt.

Und dies wird ſich wohl endlich auch ſo finden in denjenigen Fällen, wo ſelbſt geübte Denker nicht im Stande ſeyn ſollen, einen andern Grund der natürlichſten moraliſchen Empfindungen anzugeben, als Natur und Empfindung. Doch dieſe Fälle können von ſehr verſchiedener Art ſeyn. Es kann ſeyn, daß das Urtheil, welches in einer ſolchen Empfindung liegt, wirklich richtig iſt; und die Erkenntniß von einem höhern Unterrichte herrührt, von welchem die Vernunft den Grund nicht einſieht, vom Unterricht der Offenbarung. Dieſer Unterricht und ſein Anſehn kann ja unmittelbar, oder auch mittelſt der daher entſtandenen Denk- und Handlungsart anderer Menſchen, der Familie, der Nation, zu der man gehört, der Denkungsart eines Menſchen eine ſolche Bildung geben, wodurch unauslöſchliche und unveränderliche Empfindungen erzeugt werden, und ſo, daß deren Urſprung weiter zurück liegt, als das eigene Bewußtſeyn nicht geht. Auf ähnliche Weiſe können richtige moraliſche Empfindungen aus frühe eingeprägtem Unterrichte bloß natürlicher, aber aus tiefern Einſichten oder beſondern Erfahrungen entſtandener Weisheit herrühren. Es ſind aber vielleicht dieſe moraliſchen Empfindungen, für die ſich keine Vernunftgründe aufbringen laſſen wollen, auch ſo natürlich und nothwendig nicht, als ſie ſcheinen; und nur die Wirkung eines, wer weiß woher entſtandenen Unterrichts, oder ohne deutliche Gewahrnehmung der Gründe gezogener Folgerungen.

End.

Endlich, wenn es auch natürliche und untadelhafte, vielleicht in ihren Folgen wohlthätige, innere Empfindungen ſolcher Neigungen oder Abneigungen geben ſollte, die auf keine der angezeigten Gründe zurückzubringen wären: ſo wäre, unter den angezeigten Bedingungen, auch kein Grund vorhanden, warum ſie moraliſche Empfindungen heißen ſollten. Vielleicht eben ſo wenig, als es eine moraliſche Empfindung heißen kann, wenn etwa ein Menſch Abſcheu vor einer wegen einer Eigenheit ſeines Temperaments oder irgend einer dunkeln Ideenadſociation ihn unangenehm afficirenden, vielleicht auch ihm ſchädlichen Speiſe hat, und mit Mißfallen ſieht oder höret, daß ein anderer ſie koſtet.

Alles dieſes zuſammen genommen, ſcheint es mir, daß ein in moraliſchen Unterſuchungen gehörig geübter Denker nicht in Verlegenheit kommen werde, bey aufrichtiger gerader Prüfung ſolcher Fälle *).

2) Was die moraliſchen Gefühle derjenigen anbelangt, denen weder Unterricht noch eigene Vernunft die moraliſchen Unterſchiede habe lehren können: ſo kann gar leicht auf eine gedoppelte Weiſe dabey gefehlt werden, wenn man ſie zum Beweis eines beſondern, zur Bemerkung dieſer Unterſchiede beſtimmten Sinnes machen will. Es können ſelbige Gefühle früher von den Wirkungen der Vernunft herrühren, als man denkt; ſie können aber auch dem Verhältniſſe der Gegenſtände zu den moraliſchen Geſetzen zufälliger Weiſe entſprechen, ohne daß ſie,

*) Ich habe einige der bedenklichſten Fälle dieſer Art nach den hier allgemein angegebenen Grundſätzen erörtert in der angeführten Abhandlung im deutſchen Muſeum. J. 1776. S. 481. u. f.

in Rückſicht auf ihren Grund, den Namen moraliſcher Gefühle im geringſten verdienen. Wie viele Urſachen beſtimmen nicht den Grad der Empfindlichkeit eines Kindes, ſeine Diſpoſition zur Nachgiebigkeit oder zur Widerſetzlichkeit, zum rachſüchtigen Toben und Schreyen, oder zur geduldigen Unterwürfigkeit? Aber die Sache kann auch ſchon um etwas weiter gehende den moraliſchen mehr ſich nähernde Gründe haben. Wenn das Kind von demjenigen mit Gewalt abgehalten oder darüber geſtraft wird, was ihm ſchon oft vorher unterſagt und verwehrt worden iſt: ſo ſtimmen die vorhergehenden von dem Gedächtniſſe oder der Imagination aufbewahrten Eindrücke mit dem gegenwärtigen überein; kein Wunder, wenn einem alſo verſtärkten Eindrucke das Gemüth nachgiebt. Wenn hingegen verwehrt oder beſtraft wird, was ſonſt erlaubt wurde: ſo ſind die widerſtrebenden Triebe, wegen ihrer vormaligen Befriedigung, ſtärker; der Wille des Geſetzgebers iſt befremdend, mit ſich ſelbſt nicht übereinſtimmend. Auch ohne alles Licht der Vernunft muß dies ſchon die angeführte Wirkung hervorbringen; noch mehr, wenn auch nur einige Strahlen der Vernunft auf dieſe vermiſchten Empfindungen fallen. Und ſolche Lichtſtrahlen der Vernunft entſtehen im Kinde oft ſehr frühe.

Endlich ſind freylich die natürlichen und frühſten Empfindungen des Angenehmen und Unangenehmen, ſie mögen ſich nun auf uns ſelbſt beziehen, oder, vermöge der Sympathie auf andere, den Geſetzen des Rechts und Unrechts keinesweges immer entgegen. Wenn ſie nun aber gleich beym Kinde und bey dem, der ſonſt keine Begriffe vom Recht und Unrecht hat, bisweilen mit dieſen Begriffen übereintreffen: ſo können dieſe Empfindun-

gen des Angenehmen und Unangenehmen darum doch nicht für moraliſche Empfindungen gelten; eben deswegen, weil ſie, vermöge der Geſetze, aus denen ſie entſpringen, nur zufällig, oder wenn es doch vielmehr göttliche Weisheit, als Zufall iſt, nur ſelten damit übereintreffen.

Aus dieſer Zergliederung und Widerlegung der Gründe, nach welchen der Urſprung der moraliſchen Empfindungen in einem eigenen, der menſchlichen Natur verliehenen Sinn liegen ſollte; läßt ſich ſchon einigermaßen abnehmen, wo der wahre Urſprung derſelben zu finden ſey. Nämlich zunächſt in allerley durch Unterricht und eigene Vernunft, d. h. Erfahrung und Nachdenken entſtandenen Begriffen und Grundſätzen. Dies erhellet nun noch weiter

1) aus der Natur der **allgemeinen Begriffe vom Recht und Unrecht**, wie ſolche insgemein bey den Menſchen gefunden, und von ihnen angegeben werden. **Es heißt ihnen** unrecht, was gegen die Geſetze, was verboten iſt, von Menſchen, die ſie fürchten oder lieben und ehren, oder von Gott; oder auch was ſchädlich iſt, entweder dem, der es thut, oder andern Menſchen. Keinesweges ſagen ſie, daß unrecht etwas ſey, was ſich nicht ſagen, nicht beſchreiben, ſondern nur fühlen laſſe *).

*) Ein Philoſoph, der ſchon Parthey ergriffen hat, ſagt dies wohl einmal zu Gunſten ſeiner Hypotheſe, ſ. *Cicero* fin. II. 14. Aber der iſt hier durch das gegenſeitige Zeugniß der Einfältigern hinlänglich widerlegt. Und er ſagt denn auch wohl ſelbſt bey mehrern andern Gelegenheiten das Gegentheil.

2) Aus der Beleuchtung und Entwickelung der moraliſchen Empfindungen im einzelnen Falle. Die mehreſten male wird man da gar leicht aus der Anwendung aller dieſer Begriffe vom Verbote oder von der Schädlichkeit, dem Gebote oder der Nützlichkeit, ſelbige bey ſich entſprungen finden. Und wenn man dies einmal nicht finden könnte: ſo muß doch auch hier nach der logiſchen Regel das ausgemachte Natürliche im dunkeln Falle vermuthet werden.

3) Daraus auch, daß die Menſchen, wenn ſie gleich in noch ſo vielen Sprachen vom Empfinden, in Anſehung des Rechts und Unrechts, ſprechen, dennoch, wenn ſie darüber uneinig mit einander ſind, nie, mit Abweiſung der Vernunft, der bloßen Empfindung die Entſcheidung überlaſſen; wie in Anſehung der Dinge, für die wir unſtreitig eigene Sinne haben, oft geſchieht und geſchehen muß. Sondern ſie berufen ſich alsdenn ſchlechterdings auf die Geſetze, oder gründen ſich auf die durch Erfahrung und Vernunft erweislichen Folgen.

4) Endlich richten ſich bey allen Menſchen die moraliſchen Empfindungen und Urtheile dergeſtalt nach dieſen Gründen, und den Urſachen, wodurch ſie beſtimmt werden; wie nicht geſchehen könnte, wenn ihre einzige, oder auch nur ihre vornehmſte Quelle ein eigener urſprünglich natürlicher Sinn wäre. Nämlich gerade nach den Vorſtellungen, die jedwedes Volk, jedweder einzelne Menſch, durch Religion und politiſche Geſetze erlangt hat, und die Achtung, die er dafür hegt; oder nach dem Umfange und der Stärke der Einſichten in die Folgen der Handlungen, die er durch Erfahrung und Nachdenken ſich erworben hat, richten ſich jedesmal dieſe Empfindun-

gen

gen und Urtheile. Einfluß haben freylich auch Vorurtheile und Schlüſſe auf die Urtheile und Empfindungen von ſolchen Dingen, für welche der Menſch unleugbar einen eigenen Sinn hat; Einfluß bis auf die Empfindung und Beurtheilung, Werthſchätzung oder Verachtung der Speiſen und Getränke. Aber dieſer Einfluß, und jene beynahe völlige Abhängigkeit, wie weit ſind dieſe nicht von einander entfernt *).

§. 99.

Von den Gründen der moraliſchen Neigungen und Abneigungen.

Die Unterſuchung über die Gründe der moraliſchen Triebe iſt hiemit noch nicht geendigt. Ja das Licht, das durch die bisherigen Erörterungen angezündet worden iſt, kann wieder ſehr verdunkelt werden, durch die Vorſtellungen, die man bey der Frage, was die Urſache des Wohlgefallens an der Tugend, und des Mißfallens an dem Laſter ſey, ſich entſtehen läſſet.

Wenn

*) Wenn etwa jemanden, nach Erwägung dieſer Gründe, oder ſonſt ſchon die Wahrheit, die ich behaupte, ſo evident ſcheint, daß er die Weitläuftigkeit der Unterſuchung für überflüſſig hält; dem muß geſagt werden, daß angeſehene Gelehrte ſie bezweifeln, daß eine ganze Geſellſchaft von Gelehrten noch vor wenig Jahren der Schrift, die das Gegentheil behaupten wollte, den Preiß zuerkannt hat. Er darf auch nur bedenken, daß der Irrthum hier auf der Seite der Neigungen ſtark bedeckt iſt, wenn er gleich auf der Seite der Vernunft bloß ſteht.

Wenn nämlich, wie einige vorgeben, dieſe Neigungen und Abneigungen des Willens nichts mit andern Neigungen gemein hätten, nicht aus ihnen entſtünden; ſondern von ganz eigenen Reizen, einer eigenen Schönheit der Tugend und Häßlichkeit des Laſters herrührten: ſo würde ſchwer zu behaupten ſeyn, daß die Begriffe von Tugenden und Laſtern nur aus andern Begriffen entſtünden und zuſammengeſetzt ſeyn. Wenn auch eingeſtanden würde, daß die Vernunft im Stande ſey, Begriffe vom Recht und Unrecht zu bilden, durch ihr einleuchtende Merkmaale, um Tugend und Laſter darnach zu unterſcheiden: ſo würde es doch ſcheinen, daß der Empfindung dieſe Unterſchiede ſich auch offenbarten. Und dann möchte, beym Streite der Vernunft und der Empfindung, die erſte nicht gut ſtehen.

Aber auch dieſe Beziehung aufs vorhergehende bey Seite geſetzt; zugeſtanden, daß nicht das Gefühl ohne Vernunft, ſondern allein die Vernunft Recht und Unrecht unterſcheiden, Tugend und Laſter erkennen lehre: ſo iſt es doch noch immer eine ſehr wichtige Frage, woher die Reize der Tugend entſtehen, und das Mißfällige laſterhafter Charactere und Handlungen. Ob allein aus der Selbſtliebe und dem Eigennutze, wie Epikur lehret; oder aus einem ganz eigenen, vom Eigennutze ſowohl, als andern gemeinen Trieben entfernten Grunde, wie die Platoniker und Stoiker, und unter den neuern beſonders Hutcheſon behaupteten; oder endlich, ob aus mehrern nicht urſprünglich und nothwendig darauf zielenden Trieben, eigennützigen und uneigennützigen zuſammen genommen, die moraliſchen Neigungen und Triebe entſtehen? Dieſe letztere Meynung iſt es, die durch

durch die mehreſten Beobachtungen und die genaueſte Unterſuchung beſtätiget wird.

1) Die Tugend wird überhaupt als nützlich, als der Grund der eigenen Glückſeligkeit und der gemeinen Wohlfahrt, durch Unterricht und Erfahrung einem jeden vorgeſtellt. Sie wird als der Grund der dauerhafteſten und nützlichſten Achtung, als der Grund der Gemüthsruhe und Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, als ſchlechterdings nur auf Beförderung des reinſten und dauerhafteſten Vergnügens abzielend, von allen, die mit ihrem Weſen bekannt ſind, beſchrieben; und von allen ihren Verehrern und Liebhabern dafür erkannt. Können ſolche Vorſtellungen von einer Sache etwas anders als Neigung dagegen bewirken; Wohlgefallen und angenehme Gemüthsbewegungen, wenn irgend etwas unter dieſem Geſichtspunkte angeſehen wird? Oder kann man auf der andern Seite zweifeln, daß die Neigung auf dieſe Vorſtellungen gegründet ſey, wenn dieſe im Verſtande, wie jene im Willen, ſich finden? Die Natur der Sache ſchon, die allgemeinſten Geſetze des menſchlichen Willens, laſſen nichts anders vermuthen. Und die Erfahrung macht ja nichts gewiſſer, als daß eben dieſe Vorſtellungen von den Vortheilen der Tugend ſehr oft ausdrücklich als Bewegründe gebraucht werden, um einzelne tugendhafte Neigungen in das Gemüth zu pflanzen, zu unterhalten und zu ſtärken.

Wollte man dagegen einwenden, daß mit der Vorſtellung von der Tugend auch ſehr viele unangenehme Vorſtellungen verknüpft ſeyn; von Opfern, die man ihr bringen, von Schmach und Verfolgung, die man

deswegen erdulden müſſe, u. ſ. w.: ſo würde die Antwort ſeyn, daß es auch Menſchen giebt, die, eben um dieſer Vorſtellungen willen, die Tugend verabſcheuen, vor ihr fliehen; daß aber alle diejenigen, die die Tugend lieben, ſich für überzeugt halten, daß die Leiden, die ſie verurſachet, nicht in Vergleichung kommen können, mit den Vortheilen, die ſie, wo nicht hier, doch in der Ewigkeit gewähret; endlich aber auch, daß dieſe Vorſtellungen von der Nützlichkeit der Tugend, nur für einen, nicht für den einzigen Grund der Neigung angenommen werden ſoll.

Und dieſe letztere Betrachtung iſt freylich auch nöthig, um völlig erklären zu können, warum tugendhafte Handlungen und Charactere auch alsdenn uns noch gefallen, wenn ſie gar keine Folgen für uns haben, wenn ſie uns in der Geſchichte der entfernteſten Zeiten, oder in Erdichtungen, die wir auch dafür halten, vorgeſtellt werden; ja warum wir auch die Rechtſchaffenheit eines Feindes, die uns ſchädlich iſt, lieben oder doch bewundern und hochachten?

2) Die Sympathie iſt der zweyte und das meiſte von dem zuletzt angemerkten bewirkende Grund des Wohlgefallens an der Tugend. Es wirkt aber die Sympathie bey den moraliſchen Vorſtellungen auf eine vielfache Art. Erſtlich, indem ſie uns ins Mitgefühl der Folgen, die die Tugenden oder Laſter des einen für andere haben, verſetzt. So treibt ſie uns ſelbſt an, rechtſchaffen, menſchenfreundlich gegen andere zu handeln, und hält uns von Ungerechtigkeit und Liebloſigkeit ab; indem ſie uns die Vorſtellungen von den angenehmen und unangeneh-

men

men Zuſtänden, in die wir andere verſetzen, zu Gefühlen macht. So erfüllt ſie uns mit dankbarer Bewunderung und Liebe gegen die Wohlthäter der Vorwelt, gegen den großmüthigen Retter der gedruckten Unſchuld, in jedweder Geſchichte. Sie ſetzt uns aber auch in die Stelle des Tugendhaften ſelbſt. Und da macht ſie einmal, daß wir ſeine Seligkeit mit fühlen, die dieſes ſein Wohlthun, und der Dank, die Bewunderung und Liebe ſeiner Nebenmenſchen, ihm zuführen. Hernach erhebt ſie uns auch ſelbſt zu einigem Gefühle ähnlicher Eigenſchaften, ähnlicher Würde und Hoheit der Seele. Denn wir werden immer einigermaßen, wenigſtens auf einige Zeit, das, was wir uns lebhaft und mit Theilnehmung vorſtellten. Endlich macht die Sympathie auch, daß der Tugendfreund Wohlgefallen an der Tugend anderer Menſchen hat, auch wenn ſie ihm keinen Vortheil bringt, vermöge des allgemeinen Grundes, daß es uns angenehm iſt, wenn die Geſinnungen anderer mit den unſrigen übereinſtimmen *).

3) Endlich erhält die Tugend noch Reize, und uneigennützige Reize, durch die Vorſtellungen von Größe und Erhabenheit, von Wahrheit, Standhaftigkeit und Schönheit. Vorſtellungen, die im Weſen der Tugend liegen; und ſo oft in beſondern Betrachtungen zu Gemüthe geführt, oder durch gemeine Redensarten und Lehrſprüche der Seele eingeprägt werden. Das Laſter,

---

*) Wer dies alles verfeinerten Eigennutz, oder auch nur Selbſtliebe nennen will; der kann wohl auch beweiſen, wie Anaxagoras, daß der Schnee ſchwarz ſey. Vergl. §. 21.

ſter, recht eingeſehen, iſt allemal Thorheit, auf eiteln Wahn und Irrthum gegründet; iſt Schwachheit, Sklaverey der Vernunft, iſt ewiger Krieg mit ſich ſelbſt, iſt Verunſtaltung des Lebenswandels, des Characters, gar oft des Körpers ſelbſt. Daß es ſeine einzelnen ſchönen Seiten hat, ſeine Stunden des Glanzes; macht weder dieſe Gemeinſätze zur Declamation, noch ſchwächt es den Grund unſerer Behauptung. Eben darum hat es auch ſeine Liebhaber und Bewunderer. Aber wer erleuchteter, oder beſſer unterrichtet, nach jenen Vorſtellungen das Laſter ſich denkt; wer es ſo in allen ſeinen Arten hat kennen lernen, eben ſo im gegenwärtigen Fall erblickt: muß der es nicht verabſcheuen? Muß dem das Herz nicht an der Tugend hängen, der ihr entgegengeſetztes Weſen aus allen den genannten Geſichtspunkten hat kennen lernen, der alle dieſe Eigenſchaften bey ihr gewahr wird?

Dieſe Betrachtungen ſind ſo evident, und ſo geſichert durch die Erfahrung, daß keine andere, als ſehr ſchwache Einwürfe dagegen aufgebracht werden können. Das Wohlgefallen an der Tugend, ſagt man, iſt doch nicht von der Art, wie das Wohlgefallen an einer Maſchine, oder irgend einem nützlichen Dinge, irgend einer phyſiſchen Vollkommenheit. — Das ſoll es auch nicht, kann es nicht; die Tugend hat ihr eigenes Weſen; iſt weder Maſchine, noch Genie. Aber kann ſie darum nicht Eigenſchaften und Beziehungen haben, die mit den Eigenſchaften und Beziehungen dieſer andern Dinge unter einem allgemeinen Begriffe zuſammen kommen? Nicht um eines ſolchen Nutzens willen, wie der einer Maſchine, oder irgend einer der nicht zu den moraliſchen gehörigen Vollkommenheiten iſt, und überhaupt nicht

um des Nutzens willen allein wird die Tugend geſchätzt; dies iſt wahr. Aber dennoch kann ihre Nützlichkeit ein Grund ſeyn, warum ſie geſchätzt wird.

Aber ſo, heißt es weiter, müßte bey der Beurtheilung der Handlungen und Charactere der Grad des Wohlgefallens ſich nach dem bewirkten Schaden oder Nutzen richten. Und dies geſchieht nicht. Eine uns ſelbſt oder einem andern nützliche That, die aus einer unedlen, wenn auch nicht unerlaubten Abſicht entſprungen iſt, findet wenig Beyfall; da hingegen eine fruchtloſe Bemühung, eine bloße gute Abſicht unſern ganzen Beyfall erhalten, unſer ganzes Herz mit Wohlgefallen erfüllen kann, wenn ſich edle Geſinnungen, rechtſchafnes, verſtändiges Wohlwollen dabey offenbaren.

Dieſe Beobachtungen, ſo weit ſie richtig ſind, ſtimmen mit unſern Grundſätzen vollkommen überein. Erſtlich haben wir nicht angenommen, daß die Tugend bloß um des Nutzens willen geachtet werde. Und wenn auch dieſes wäre: ſo könnte doch die bemerkte Wirkung noch ſehr leicht ſtatt finden. Wenn man bey einer Handlung, die gefällt, zugleich Neigungen und Abſichten entdeckt, von denen man ungleich mehr ſchädliche Handlungen zu erwarten hat, als ſolche gute; hat man da denn viele Urſache zum Vergnügen? Und eben ſo natürlich iſt im Gegentheil das Vergnügen bey Entdeckung eines Characters, in dem die Gründe zu den wünſchenswertheſten Handlungen liegen; wenn gleich die eine Handlung, durch die er ſich zu erkennen giebt, ohne den erwünſchten Erfolg geblieben iſt.

Es iſt aber hiebey nicht überflüſſig, auch einige entgegengeſetzte Erfahrungen anzumerken; daß es nämlich

lich auch Fälle giebt, wo die Ueberzeugung von der guten Abſicht eines Menſchen nicht verhindern kann, daß man nicht mit den unnützen oder gar ſchädlichen Bemühungen deſſelben ſehr unzufrieden; und über die Handlungen eines andern, die gemeine Vortheile ſchaffen, vielmehr vergnügt iſt, ob man gleich an der Eigennützigkeit ſeiner Abſichten nicht zweifelt. Wenn nämlich die einen und die andern anhaltend ſo ſind, und wichtige Zwecke betreffen, wie z. B. bey Regenten oder Staatsmännern: ſo wird nicht nur der rohe Haufe, ſondern auch Menſchen von Einſicht und feinern Gefühlen werden mehrentheils ſolche Urtheile und Neigungen zu erkennen geben.

Mit den bisherigen Bemerkungen ſtimmet endlich auch die Unterſuchung der Urſachen, welche Verſchiedenheiten der Menſchen, in Anſehung dieſes Stückes der moraliſchen Gefühle, in Anſehung des Wohlgefallens und Mißfallens an Characteren und Handlungen, zu bewirken pflegen, vollkommen überein. Menſchen, die durch dergleichen Vorſtellungen wenig oder gar nicht gerührt werden, ſind entweder unwiſſend, in Anſehung der nützlichen und ſchädlichen Folgen der Neigungen und Handlungen; oder haben überhaupt wenige Fähigkeit zu feinern Gefühlen, zu den Gefühlen fürs Große und Uebereinſtimmende, zur Sympathie; oder werden doch in den einzelnen Fällen, wo ſie ſich ſo fühllos zeigen, durch ſelbſtſüchtige Triebe und Abſichten daran verhindert.

Kapitel II.

Vom Gewiſſen und dem Gewiſſenstriebe.

§. 100.

Wie das Gewiſſen in der menſchlichen Natur gegründet ſey?

Unter den Gründen der moraliſchen Empfindungen und Antriebe iſt einer, der beſonders betrachtet zu werden vor andern werth iſt. Das iſt nämlich die Vorſtellung vom göttlichen Willen und deſſen Verbindlichkeit. Nach vieler Meynung giebt allein dieſer Grund den moraliſchen Empfindungen und Trieben ihre wahre Geſtalt und Richtung. Alle ſind darinn einig, daß deſſen Einflüſſe von großer Wichtigkeit dabey ſind. Das Bewußtſeyn dieſer Vorſtellung vom göttlichen Willen und ſeiner Verbindlichkeit, oder der Nothwendigkeit, unſere Geſinnungen und unſer Verhalten darnach einzurichten, heißt das Gewiſſen; der Antrieb, der daraus entſteht, Gewiſſenstrieb; die Leichtigkeit, dadurch gerührt und in ſeinem Verhalten beſtimmt zu werden, Gewiſſenhaftigkeit.

Einige Schriftſteller, beſonders atheiſtiſche, nennen überhaupt das moraliſche Gefühl in Beziehung auf unſere eigene Geſinnungen und Handlungen Gewiſſen. Wir nehmen das Wort in der gewöhnlichern engern Bedeutung.

Einen angebohrnen Begriff von Gott, als einem allweiſen, allgütigen, gerechten, allgegenwärtigen und allmächtigen Weſen, in der menſchlichen Seele ſich zu gedenken, kraft deſſen der Menſch, ohne allen Religionsunterricht, wenn er anfängt, mit Ueberlegung zu han-

handeln, oder vielleicht noch vorher, ſeine Geſinnungen und Handlungen nach ihrem Verhältniſſe zum göttlichen Willen beurtheile; ſich beunruhige und ängſtige, wenn er ſie demſelben widerſprechend, ſich freue, wenn er ſie damit übereinſtimmend findet; dies ſtreitet nicht nur gegen die ausgemachteſten pſychologiſchen Grundſätze von der Natur und dem Urſprunge unſerer Begriffe, ſondern wird auch durch das, was die Beobachtung von den Religionserkenntniſſen und Gewiſſensrührungen der Menſchen gelehrt hat, völlig verwerflich.

Daß es nicht nur eizelne Menſchen, ſondern viele Völker gebe, die dieſen Begriff von einem ſolchen höchſten Weſen, und der Verbindlichkeit ſeines Willens nicht haben; kann bey mittelmäßiger Bekanntſchaft mit dem ſittlichen Zuſtande der Welt nicht bezweifelt werden.

Die mehreſten wilden Völker, wenn ſie auch einen Begriff von einem höchſten Weſen haben, hegen keine Furcht, zum Theil gar keine Achtung *) für daſſelbe. Jene halten es für zu gut, um den Menſchen etwas zu leide zu thun: ſo wie Epikur es ſeinen Göttern für zu mühſam hielt, ſich auf die Angelegenheiten der Menſchen einzulaſſen.

Freylich fürchten ſich jene weniger aufgeklärte Menſchen deſto mehr vor allerhand unſichtbaren Weſen, von denen ſie glauben, daß ſie durch menſchliche Handlungen beleidiget und zum Zorne gereizet werden können. Und als etwas dem Gewiſſen analoges verdient dies wohl

*) S. von den Kamſchadalen Stellers Beſchreibung K. XXIV.

wohl betrachtet zu werden. Doch iſt es nicht das Gewiſſen, nach der Erklärung unſerer Moraliſten, und um welches willen einige einen angebohrnen Begriff von Gott behaupten wollen.

Aber wenn auch dieſer Begriff ſo wenig angebohren als allgemein iſt: ſo kann man doch immer ſagen, daß derſelbe, und durch ihn das Gewiſſen in der menſchlichen Seele natürlich gegründet ſey, und zu den Beſtimmungen der menſchlichen Natur bey einiger vollkommenern Ausbildung derſelben gehöre.

Denn es iſt eben ſo gewiß eine Folge vernünftiger Betrachtungen und Schlüſſe, daß der Menſch ein unſichtbares höchſt vollkommenes Weſen für ſeinen und der ganzen Welt Schöpfer erkennt; als daß er es nicht für gleichgültig hält, ob ſeine Handlungen mit dem Willen dieſes Weſens übereinſtimmen oder nicht.

Die Gründe des erſten Urtheils liegen außer dem Bezirke unſerer gegenwärtigen Unterſuchungen, und ſind auch die bekannteſten. Die Gründe des letztern müſſen hier erwogen werden.

1) Viele Menſchen ſind ſchon ſo gewöhnt, bey dem Begriffe eines Herrn und Obern die Verpflichtung zum Gehorſam gegen ſeinen Willen, die Nothwendigkeit, ſich ihm gefällig zu machen, ſich zu denken; daß ſie gar keine Gründe nöthig haben, um den göttlichen Willen für ein Geſetz, und deſſen Uebertretung für ſtrafbar zu erkennen; keiner ſolchen Gründe ſich bewußt ſind, es für unnatürlich halten, darnach zu fragen. So ſteht es aber nicht in allen Gemüthern.

2) Mittelſt genauerer Auseinanderſetzung und Verbindung ihrer Begriffe, denken ſich andere Gott als ein

ſolches Weſen, welches entweder um ſeiner Heiligkeit willen, d. h. des ihm unmittelbar weſentlichen Wohlgefallens am moraliſch Guten, und eben ſo unmittelbar in ſeinem Weſen gegründeten Mißfallens am moraliſch Böſen; oder um ſeiner weiſen Güte willen, das Böſe beſtrafe und das Gute belohne. Um jener ſeiner Heiligkeit willen, glauben einige, müſſe Gott alles Böſe beſtrafen, ja gar mit unendlichen, mit ewigen Strafen jede der kleinſten Miſſethaten verfolgen. Andere, die nur an eine ſolche ſtrafende Gerechtigkeit glauben, die mit der vollkommenſten Güte beſtehn kann, die Summe des phyſiſchen Uebels in der Welt nicht vermehrt, ſondern vielmehr vermindert; ſind doch überzeugt, daß Tugend und Laſter dem allgütigen, aufs vollkommenſte und weiſeſte gütigen Weſen, nicht können gleichgültig ſeyn; daß es vielmehr aus weiſer Güte das Böſe beſtrafen müſſe, ſo oft und ſo viel, als zur Erhaltung der Ordnung, die die größte Summe von Glückſeligkeit in der Welt erfordert, nöthig wird; ſey es allernächſt um den Geſtraften ſelbſt zu beſſern, oder andere vom Böſen abzuſchrecken, oder ſonſt auf eine Art ein größeres Uebel zu verhindern. Und dieſe beſcheiden ſich gern dahin, daß der Menſch von ſich ſelbſt nicht wiſſen könne, wie viele Strafen aus dieſem Grunde nothwendig werden können; und daß er ſich alſo allemal bey Verſündigungen vor göttlichen Strafen zu fürchten habe.

3) Natürlich und vernünftig iſt auch der Grund des Gewiſſenstriebes, daß Gott als das vollkommenſte und weiſeſte Weſen allemal die beſte Erkenntniß und den beſten Willen habe, und derjenige alſo gewiß von den Geſetzen der Vollkommenheit abweiche und ſich ſchade, wel-

welcher die göttlichen Geſetze übertritt; geſetzt auch, daß für dieſe Uebertretung keine beſondere Strafe veranſtaltet wäre. So wie, kraft eben dieſes Grundes, die größte Zufriedenheit und Beruhigung aus der Vorſtellung entſtehe, den göttlichen Vorſchriften gefolgt zu ſeyn.

4) Endlich kann ſich auch der Trieb der Dankbarkeit zu dem Gewiſſenstriebe geſellen und einer ſeiner Gründe werden. Es iſt für ein edles zärtliches Gemüth höchſt beunruhigend, das Mißfallen ſeines Freundes und Wohlthäters, ſeines beſten Vaters, verdient zu haben. Es fühlt hingegen den ſtärkſten Trieb in ſich, ſeinen Dank, ſeine Liebe durch Gehorſam gegen deſſen Willen an den Tag zu legen: zumal wenn es dieſen ſeinen geliebten Vater oder wohlthätigen Freund zu erhaben, ſich zu ſchwach weiß, um auf eine andere Weiſe, durch ihm nützliche Thaten, ſeine dankbare Liebe zu beweiſen. Es iſt klar, wie dieſe allgemeinen Geſinnungen in die Religionsempfindungen übergehen, und auf unſer Verhältniß gegen Gott angewandt werden können; bisweilen freylich in den Wegen undeutlicher, allzumenſchlicher Vorſtellungen von Gott; aber auch mittelſt ſolcher Vorſtellungen kann es geſchehen, vor denen die aufgeklärteſte Vernunft ſich nicht zu ſchämen hat.

Wenn nun das Gewiſſen aus einem oder dem andern dieſer Gründe, oder aus allen zuſammen, entweder mittelſt eigenes Nachdenkens, oder mittelſt der Belehrungen anderer entſteht: ſo kann behauptet werden, daß es etwas natürliches und vernünftiges ſey.

§. 101.

Von den vornehmſten Urſachen der Verſchiedenheit der Menſchen in Anſehung des Gewiſſens.

Aber dieſe Gründe offenbaren ſich nicht ſo nothwendig, oder ſind nicht von Natur ſo genau beſtimmt, daß nicht ſehr große Unterſchiede bey den Menſchen in Anſehung des Gewiſſens Statt finden könnten. Es muß einem jeden vernünftigen Menſchen der Mühe werth ſcheinen, die Urſachen dieſer Unterſchiede kennen zu lernen. Sie müſſen, vermöge der Natur des Gewiſſens und ſeiner Gründe, ſich finden

1) in den Vorſtellungen von Gott, ſeinem Willen und der Verbindlichkeit deſſelben. Jeder Religionsirrthum kann daher leicht ſchädliche Folgen im Gewiſſen haben; wenn er ſich entweder auf die Ideen von den moraliſchen Eigenſchaften Gottes und ſeinen Willen erſtreckt; oder die Gründe angreift, warum dieſer Wille verbindlich ſcheint. Und es laſſen ſich die Vorſtellungen leicht auffinden, die entweder durch Erweckung grundloſer Furcht der Ruhe des Gewiſſens, oder, durch falſche Beruhigung, der Gewiſſenhaftigkeit und Tugendliebe ſchädlich ſind. In ſo fern freylich, als das moraliſche Gefühl überhaupt noch mehrere Gründe hat, und nicht alle Vorſtellungen, die die Gründe der Handlungen ändern könnten, in einem jeden Menſchen wirklich bis zu denſelben und in der geradeſten Richtung fortwirken; kann es doch wohl ſeyn, daß Religionsirrthümer, die, überhaupt betrachtet, dem Gewiſſen und der Tugend nachtheilig ſcheinen, in manchen Gemüthern keinen Schaden ſtiften. Es kömmt auch da auf die andern Gründe mit an. Und die liegen

2) in den Neigungen. Es hängt im Menſchen, wie in der ganzen Welt, alles aufs genaueſte zuſammen; und der Einfluß der Kräfte und ihrer Zuſtände auf einander iſt wechſelſeitig. So beſtimmen die Neigungen unter ſich, ſo ferner dieſe und die Vorſtellungsarten einander wechſelſeitig. So groß der Einfluß des Gewiſſens auf die übrigen Neigungen iſt: ſo ſehr hängt doch auch die Beſchaffenheit des erſtern von dieſen letztern ab. Und zwar auf mehr als eine Weiſe. Erſtlich in ſo fern der Menſch gewöhnlich alles, und ſo auch Gott, mit ſich vergleicht; und theils aus Mangel beſſerer Begriffe, theils auch, zufolge der Eigenliebe, diejenigen ſeiner Eigenſchaften, die ihm am meiſten gefallen, am meiſten Vollkommenheit zu ſeyn ſcheinen, Gotte beylegt. So denkt der Weichherzige Gott am leichteſten und liebſten ſich als die Güte, und ganz oder mehrentheils ſo gütig, wie er es ſelbſt iſt; unfähig, anhaltenden Liebkoſungen und zärtlich demüthigen Bitten zu widerſtehen; unfähig, zu zürnen und zu ſtrafen, wenn er ein Herz ſieht, das bey allen ſeinen Fehlern, bey allem ſeinem Leichtſinn, indem es Gottes und ſeiner Gebote vergißt, doch allemal, wann es an ihn denket, der wärmſten Empfindungen der Liebe und des Dankes gegen den guten Gott ſo voll iſt. Gott weiß, daß ich ihn liebe; daß ich bey allen meinen Vergehungen nie aufhöre, ihn zu lieben; ſind die Formeln, womit ſolche ſich in ihren verliebten Empfindungen hauptſächlich gefallende, und wenn ſie in ihrer ſüßen Ruhe oder in ihrem Laufe zum Vergnügen nichts ſtöhret, gegen alle Geſchöpfe herzlich gutgeſinnte Seelen ſich gegen ihr eigenes Gewiſſen, auch wohl gegen andere Menſchen öffentlich rechtfertigen. Es kann ſeyn, daß bey andern

eben dieſe Geſinnung Vorurtheil des empfangenen Unterrichts iſt; eine Erinnerung, die ſich bey jedweder ähnlichen Bemerkung verſteht — Leute von einer gewiſſen Art, ſchreibt ein angeſehener Moraliſt, ſehen Gott als einen Herrn an, der nach verrichtetem Hofdienſte ſeine Bediente wiederum alles mögliche Vergnügen frey genießen läſſet *). Sie halten ſich alle Tage, oder zu gewiſſen Zeiten des Jahres, in ſtrenger Zucht und ängſtlich ſorgſamer Andachtsübung. Dann denken ſie weiter nicht viel mehr an Gott und ſeine Gebote.

Gleiche Einflüſſe der Neigung und Sitten auf die Gewiſſensmeynungen zeigen ſich gar oft bey ganzen Völkern. Ein rachgieriges verwildertes Volk ſtellt ſich ſeine Götter hart und grauſam vor; glaubt, daß ſie nur mit Blut und Aufopferung der Edelſten im Volke, das ſie beleidigt hat, verſöhnt werden können. Seinen Göttern zu gefallen, begeht es neue Grauſamkeiten, rottet ganze Nationen als ſeine und Gottes Feinde aus, opfert ſeine Jünglinge und Jungfrauen, nimmt Kinder von der Bruſt der ſäugenden Mutter, um ſie in das vom Blitze entſtandene Feuer zu werfen **).

Die zweyte Art, wie alle übrige Neigungen auf das Gewiſſen Einfluß erhalten können, gründet ſich darauf, daß die Menſchen allemal geneigter ſind, etwas anzunehmen, und ſich leichter davon überreden, wenn es mit ihren Neigungen übereinſtimmt, als wenn es ihnen ſehr zuwider iſt. Dies iſt überhaupt bekannt genug, und auch in den bisherigen Unterſuchungen ſchon oft angemerkt worden.

---

*) S. Millers Compend. der chriſtl. Moral. S. 42.
**) Voyages au Nord. Tom. V. p. 25.

worden. Aber die Folgen davon gehen in der Geſchichte des Gewiſſens vielleicht weiter, als ſich nicht immer vermuthen läſſet. Leute von gewiſſen Ständen oder Sitten ſcheinen in der Religion die Vorſtellungen von Teufeln und ewigen Höllenſtrafen aus eben dem Grunde zu lieben, aus welchem ſie das Getränke für das beſte halten, das ihnen am meiſten zu Kopfe ſteigt. Von der Wahrheit oder Falſchheit dieſer Vorſtellungen iſt hier gar nicht die Rede.

Endlich haben die Neigungen, die den Character eines Menſchen überhaupt beſtimmen, auf das Gewiſſen auch in ſo fern Einfluß, als nach der Beſchaffenheit und dem Verhältniſſe derſelben unter einander die Triebe der Furcht, Bewunderung und Dankbarkeit überhaupt mehr oder weniger rege und wirkſam ſind; ernſthafte Betrachtungen dauerhaftern Eindruck machen, oder leichter wieder vertilgt werden, und dann auch noch entweder zur Furcht oder zur Bewunderung oder zur Liebe das allgemeine Verhältniß der Neigungen mehr hintreibt.

3) Dies führet nun leicht auf die Bemerkung, daß auch der Körper zu den Urſachen gehöre, durch die beſondere Modifikationen des Gewiſſens bewirkt werden. Denn wie die Seele überhaupt nach allen ihren Kräften und deren Wirkungen vom Körper gar ſehr abhängt; alſo richten ſich insbeſondere die Vorſtellungen der Einbildungskraft, die Urtheile, die man über ſich ſelbſt fällt, und die immer davon hauptſächlich abhängigen Urtheile über den Werth anderer Dinge, dergeſtalt nach dem Zuſtande des Körpers, daß man zu den traurigſten Betrachtungen über die Schwachheit des menſchlichen Geiſtes auf dieſer Seite gebracht werden, und es verzeihlich finden

kann,

kann, wenn einige durch dieſe Beobachtung dahin geleitet worden ſind, daß ſie den Körper ſich nur als den Tyrannen der Seele, als die Quelle alles Uebels vorſtellten. — Indem ich dieſes ſchreibe, habe ich die traurige Gelegenheit, dieſe ſo oft ſchon erfahrne, ſo oft bezeugte Abhängigkeit des Gewiſſens, des Urtheils über ſich ſelbſt und ſeinen moraliſchen Werth, vom Befinden des Körpers, vor meinen Augen beſtätiget zu ſehen.

Durch hypochondriſche oder hyſteriſche Leiden geſchwächt, ohne Trieb, ohne Kraft, ſeine gewöhnliche Geſchäfte, ſeine alltägliche Pflichten zu verrichten, hält ſich der Kranke für ein unnützes Mitglied der Geſellſchaft, an dem nichts gutes iſt. Je ſanfter und demüthiger ſeine Seele iſt; deſto weniger mag er Gott, ſeinen Schöpfer, anklagen, wegen dieſer ſeiner Unvollkommenheit. Gott iſt der Vollkommene; ganz Güte. Ohne eigene Schuld iſt kein Geſchöpf ſo unvollkommen. So denkt er; und nun unterſucht er die innerſten Winkel ſeines Gedächtniſſes, wo irgend ein Bewußtſeyn eines Fehlers aufbewahrt iſt, irgend ein Andenken einer nicht ganz reinen That, oder auch nur eines Gedankens. Aufgeſtört, werden ſie ihm bald Anläſſe zu neuer Beängſtigung. Er kann ſie noch nicht mit völligem Abſcheu, ohne alle Einmiſchung von Wohlgefallen, denken, dieſe ſeine unglücklichen Neigungen, dieſe ſündhaften Gedanken. Selbſt im Traume verfolgen ſie ihn. Und er — je aufmerkſamer er auf ſie iſt — aufmerkſam, um ſie zu verabſcheuen und auszurotten — deſto mehr belebt er ſie. Vielleicht iſt er gar ſo unglücklich, ſie vor Eingebungen des mächtigen böſen Weſens zu halten, gegen welches der Menſch zu ſchwach iſt. Er nimmt ſeine Zuflucht zum

Gebete. Aber auch dazu hat er nicht Heiterkeit, nicht Sammlung, nicht Inbrunſt genug. Er hält ſich von Gott verworfen. Zum Leben hält er ſich untüchtig; und der Tod iſt ihm fürchterlich.

Der Arzt gebe dem Körper ſeine Kräfte, reinige ihn, ſtärke ihn; und die Gewiſſensruhe iſt hergeſtellt *).

Wie bald verfliegen aber dann nicht auch gar oft die Gelübde, die in der Krankheit gefaßt wurden; wenn im Körper wieder alles ſeinen freyen Lauf hat? Wie geſchwind ſind ſie nicht vergeſſen, verflogen, die Strafpredigten des Gewiſſens, die ſo tiefen Eindruck zu machen ſchienen auf dem Bette der ſchlafloſen Mitternächte? Wie bald übertäuben dann nicht wieder Stolz und Eitelkeit und Wolluſt und Habſucht die Stimme des Gewiſſens!

4) Endlich kommen auch die äußerlichen Umſtände, die Schickſale zum Vorſchein; wenn man den Urſachen der Verſchiedenheiten im Gewiſſen tiefer nachſpührt. Denn des Einfluſſes, den ſie, mittelſt anderer durch ſie gebildeter Neigungen, haben können, nicht zu gedenken: ſo darf man nur erwägen, daß gewöhnlich jeder Menſch die Welt, und folglich auch Gott und die Vorſehung am meiſten nach ſeinem eigenen Standpunkte und Schickſale in der Welt beurtheilet; daß dieſelben Haupturſachen ſind von mehr fürchterlichen, oder von mehr erfreulichen, aufheiternden Vorſtellungen im Gemüthe; ernſthaftem Nachdenken und moraliſchen Unterſuchungen überhaupt, und den Vorſtellungen von den fürchterlichen letzten

*) Vergl. Zimmermann von der Einſamkeit, Th. II. S. 206. ff.

letzten Dingen, wie man ſie nennt, Tod, Gerichte und Ewigkeit öfter Zugang verſchaffen, oder ihnen im Wege ſtehn. Wenn gleich die Behauptung im Allgemeinen viel zu gewagt iſt, daß die Furcht vor unbekannten ſchrecklichen Naturbegebenheiten, Gewittern, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, und wer weiß was noch für ſchreckhaftern Veränderungen, die erſten Götter geſchaffen, Religion und Gewiſſensbewegungen zuerſt empor gebracht habe im Menſchen: ſo lehren es doch noch alltägliche Erfahrungen zur Genüge, wie ganz anders es im Gewiſſen vieler Menſchen ausſieht, je nachdem es ihnen wohl oder übel geht; und je nachdem, bisweilen auch im buchſtäblichen Verſtande, ſchwere Gewitterwolken über ihrem Haupte ſchweben, oder heller Sonnenſchein ihren Geſichtskreis beleuchtet *).

Warum in den Stunden des annahenden Todes die Scenen und Acte im Gewiſſen ſo ſehr ſich ändern, bey der ungleich größern Zahl der Menſchen; braucht nach den bisherigen Erörterungen kaum mehr bemerkt zu werden. Körper, Intereſſe und Geſichtskreis haben ſich geändert.

Aber darüber kann hier noch füglich eine Unterſuchung angeſtellt werden, warum das Urtheil des Gewiſſens nach vollbrachter That ſo oft anders lautet, als vorher? Die Erfahrung lehret, daß auf zweyerley Weiſe das

*) Es kömmt aber allerdings hiebey auf den ganzen Character an. Er giebt zärtliche, dankbare Seelen, denen unerwartete Proben der göttlichen Güte das Gewiſſen mehr rühren, ſtärker ſie zu Gott ziehen, als Trauerfälle.

das nachfolgende Urtheil vom vorhergehenden abweichen könne. Verwerflich erſcheint dann bisweilen, was vorher gut geheißen ward. Bisweilen wird gerechtfertiget, was vorher verdammt wurde. Im erſtern Fall iſt die gewöhnliche Urſache des veränderten Urtheils die mehrere Ruhe der Seele, nachdem die Leidenſchaft ſich ausgelaſſen hat. Die Vernunft beleuchtet die Gegenſtände wieder; ſie erſcheinen wieder in ihrer wahren Geſtalt. Bisweilen iſt dazu die Befriedigung der Leidenſchaft unter der Erwartung geblieben; ſo daß Unmuth die Seele um ſo viel leichter einnehmen, und luſtloſen Vorſtellungen die Zugänge eröfnen kann. Im andern Falle iſt die befriedigte Leidenſchaft oder die Selbſtliebe überhaupt ſtark genug, die ihr angenehmen Vorſtellungen empor zu halten, und die unangenehmen Ideen zu unterdrücken. Die Parthey der Unſchuld iſt aufgegeben; man ſucht die zu vertheidigen, die man ergriffen hat; und das Syſtem zu verſchönern, dem man einmal, wenn auch noch ſo ſehr aus Uebereilung, gefolgt iſt.

§. 102.

Einige Bemerkungen über die natürlichen Beſchaffenheiten der Gewiſſenstriebe bey wenig geſitteten Völkern.

Die ausführlichſte Unterſuchung der natürlichen Geſchichte des Gewiſſenstriebes würde die natürliche Geſchichte der Religionen und des Aberglaubens werden; oder doch zu entferntern Urſachen fortführen, als diejenigen ſind, zu deren Erörterung dieſer erſte Theil beſtimmt ſeyn ſoll. Einige Anmerkungen aber über die Beſchaffenheit des Gewiſſens, und der daraus entſpringenden Triebe,

Triebe, bey den unterſten Stufen der Cultur der Menſchheit, können aus dem bisherigen ſchon leicht verſtanden, und zur weitern Aufklärung der Sache ſo fort behülflich werden.

1) Es iſt in dem vorhergehenden ſchon bemerkt worden, daß keinesweges alle Völker den guten Gott, den guten allgemeinen Weltgeiſt, als ihren Herrn und Richter fürchten und verehren: wenn ſie gleich eine Idee von einem ſolchen Weſen haben. Denn erſtlich halten ihn keinesweges die mehreſten für den Schöpfer der Menſchen. Sie glauben vielmehr, daß dieſe aus den Hölen der Erde hervorgekommen, oder aus einer andern Thierart einmal entſtanden ſeyn. Sodann ſchaffet ihnen ihre Imagination gar bald mehrere und nähere Gegenſtände, die ihre regſten Triebe ſtärker intereſſiren; und die Betrügerey der Herrſchſüchtigſten, oder Gewinnſüchtigſten, oder Ruhmſüchtigſten, oder Schwärmeriſchſten unter ihnen bildet dieſe Vorſtellungen weiter aus, und unterhält ſie. Gewohnt, überall geiſtiſche Kräfte ſich zu denken, wo unſichtbare Urſachen wirken oder zu wirken ſcheinen, wo unbegreifliche, abſichtlich ſcheinende Wirkungen geſchehen; erfüllen ſie ſich in ihrer Phantaſie gar bald Berge und Thäler, Flüſſe, Seen und Wälder mit Gottheiten. Und endlich iſt nichts mehr, wobey nicht ihre Imagination erhitzt werden, und eine dieſer Vorſtellungen anbringen könnte. Ueberall liegen ihnen Fetiſche, Mokiſſos *), Mo-

*) Bekannte Namen der Gegenſtände der abergläubiſchen Furcht der Negern in Afrika. Man kann mehr davon finden bey *Boſsmann* Voyages de Guinée, lett. X. Oldendorps Geſchichte der Miſſion, S. 322. ff.

Iſelin

Modors *), und wie die Namen in den vielen Sprachen alle heißen, im Wege. Und für ihre Gemüthsruhe oder Gewiſſensrührungen iſt es meiſt gleichgültig, ob ihre Dogmatiker dieſe Geſchöpfe der Einbildungskraft für Theile, für ſichtbare Repräſentanten, für Wohnungen der Gottheit, oder für ſo viele unterſchiedene geiſtiſche Naturen erklären.

2) Nicht Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe ſind die Gründe des Gewiſſenstriebes bey ſolchen Menſchen; ſondern Furcht, Staunen und Hoffnung **).

3) Die Furcht, die ſie vor dieſen Weſen haben, geht oft ſo weit, als die Furcht vor Gott bey einem gewiſſenhaften Menſchen nur immer gehen kann. Und obgleich zweifelhaft ſeyn kann, ob dieſer verirrte, vom Aberglauben beſeelte Gewiſſenstrieb, öfter zum Vortheil eingebildeter oder wahrer Pflichten wirke: ſo iſt doch ſo viel

Iſelin Geſchichte der Menſchheit; I. 285. ff. und hundert andern Schriftſtellern.

*) Iſt der Name des außerordentlich heilig gehaltenen Hausgötzen der Wotjaken; welcher urſprünglich weiter nichts iſt als ein Fichtenreis. S. Rytſchkows Tagebuch S. 166. ff.

**) Die Loanger verehren daher auch ihren König als einen Gott; weil er erſtlich tödten, ſchaden und verwüſten, dann aber auch Regen vom Himmel herab bringen, endlich aber in allerley Arten von Thieren ſich verwandeln kann. S. Geſchichte von Loango S. 339. f. Als ein fürchterliches Weſen, als den Donnerer, als ein verzehrendes Feuer ſtellen auch die Namen, die ſie Gott geben, ihn gewöhnlich vor, wenn er ihnen ein höchſter Gegenſtand der Ehrfurcht iſt. S. *Robertſon* H. A. I. 382. 485.

viel gewiß, daß auch die Geſetze der Natur oft einen mächtigen Schutz dadurch erhalten *).

4) Furcht iſt wohl auch für die vornehmſte Triebfeder bey ihren Opfern zu halten. Die Gelegenheiten, bey denen ſie am häufigſten, oder am reichlichſten gebracht werden, beweiſen es **).

5) So heftig aber auch die Anfälle der Furcht vor dieſen Weſen bisweilen ſind: ſo groß ſind auch die Abfälle in die entgegengeſetzten Gemüthsbewegungen, wenn ſie ſehr unzufrieden über ſie zu werden anfangen †).

Um

---

*) Die Verehrer der Mokiſſos oder Fetiſche unterſtehen ſich nicht, von dem, wobey der Eigenthümer ein ſolches Götzenbild gelegt hat, das geringſte zu entwenden, wenn ſie auch von keinem Menſchen geſehen würden. S. Geſchichte von Loango, S. 276. f.

**) Die Wilden in Louiſiana, wenn ſie auf ihren Wegen eine gefährliche Ueberfahrt oder dergleichen etwas antreffen, werfen Caſtorfelle, Toback oder andere ihrer Koſtbarkeiten hinein, um die Gunſt des Geiſtes, der über die Gegend herrſchet, ſich zu verſchaffen. Rec. des Voyages au Nord, V. 282. Eben alſo die Kamſchadalen, Toback und Hobelſpäne; letztere aus dem Grunde, weil ſie ſich einbilden, daß Gott krauſe Haare, und alſo an den Hobelſpänen, wegen der Aehnlichkeit, Wohlgefallen habe. Steller S. 20. f.

†) Faſt allgemein iſt die Gewohnheit der Wilden, durch Schläge oder andere Beweiſe der Verachtung, ihren Zorn gegen die Götzen auszulaſſen. So bringt der Affect bisweilen zu den natürlichen Verhältniſſen zurück, wenn es die Vernunft nicht thut. Von den ziemlich cultivirten Ceylonesern erzählt daſſelbe *Knox* III. cap. 5. Haben es ja aber auch die Römer zur Zeit der Kaiſer noch nicht beſſer gemacht. Nach dem Tode des Germanicus, Lapidata ſunt templa, ſubverſae Deum arae,

Um ſo viel mehr ſcheinet zu verwundern, daß dieſe Menſchen mit ihren Prieſtern oder Zauberern ſo viele Nachſicht haben, da ſie ſich ſolcher Freyheiten gegen die Götzen bedienen; daß ſie von jenen ſich ſo ſchändlich mißbrauchen, martern, ausplündern; ja ſo gröblich, ſo oft betrügen laſſen *). Aber die Furcht vor ihren Zauberkünſten und das Bedürfniß herrſchender Leidenſchaften, denen der geringſte Schimmer von Hoffnung zu ihrer Befriedigung ſo viel werth iſt, der Begierde, die Zukunft und andere verborgene Dinge zu entdecken, Rache auszuüben **), u. a. überwältigen die Vernunft und die natürlichſten Empfindungen.

---

arae, lares a quibusdam familiares in publicum abiecti. *Sueton.* Calig. cap. 5. Auguſt. c. 16. Eine ähnliche Wendung des chriſtlichen Aberglaubens unſerer Zeit iſt angeführt in Gamborgs Abh. über den Werth der verſchiedenen Beweggründe zur Tugend, S. 41.

*) S. *Boſſmann* Voyag. de Guinée, p. 155. Voyag. au Nord, V. 282.

**) Bey Völkern, die noch keine Gottesdienſte und Prieſter haben, finden ſich doch ſchon Zauberer und Wahrſager, hauptſächlich um bey Krankheiten gebraucht zu werden. Und es ſind überhaupt viele Gründe zur Vermuthung vorhanden, daß der religieuſe Aberglaube und der Prieſterbetrug bey vielen Völkern daher ihren Anfang genommen haben. S. *Robertſon* Hiſt. of America I. 389. Und über dieſen ganzen Artikel Meiners Geſchichte aller Religionen.

§. 103.

Wie ungleich ihrem gewöhnlichen Character auch ausgebildetere Menſchen durch die Gewiſſenstriebe werden können.

Das natürlichſte Zeichen eines ausgebildeten Characters iſt die Uebereinſtimmung und Einförmigkeit des ganzen Betragens in allen Fällen. Und dieſe Feſtigkeit und Einförmigkeit des Characters iſt überall nur im Alter der Vernunft, nicht im Alter der Einbildungskraft, zu erwarten. Auch in Anſehung des Gewiſſenstriebes und ſeines Einfluſſes zeigt es ſich ſo. Unterdeſſen iſt dies immer der Trieb, durch deſſen Gewalt die plötzlichſten und größeſten Anomalien in dem Character, oder Abweichungen von dem gewöhnlichen Betragen, auch noch bey höhern Stufen der Cultur bewirkt werden können. Der ſanfteſte, gutherzigſte Menſch wird zum Verfolger, der ſtolzeſte niederträchtig *), Helden kindiſch furchtſam **), Kinder werden heldenmäßig furchtlos und ſtand-

*) Der Herzog von Alva, einer der ſtolzeſten Männer ſeiner Zeit, entſchloß ſich nicht nur willig, den Friedensbedingungen gemäß, beym vermeſſenen Pabſt, Paul V, fußfällig um Verzeihung zu bitten, daß er durch ſeinen Einfall in den Kirchenſtaat ihm Schrecken verurſacht hatte; ſondern er bekannte auch, daß er Beſonnenheit und Stimme verloren, als er dem heiligen Vater ſich nahete. *Robertſon* Carl. V. p. 293.

**) Die Römer waren in der Epoche ihres größten Heldenmuthes ſo kindiſch furchtſam, bey allen Vorſtellungen ihres Aberglaubens, als kaum der zaghafteſte Neger. Das Pfeifen einer Maus war ihnen genug, eine vollzogene Wahl der Obrigkeiten wieder aufzuheben; und ein nachher entdecktes Verſehn des kleinſten Umſtandes in den heiligen Gebräuchen Urſache, daß ſie Burgermeiſter und Feldherren von der Armee zurückriefen, um ſie

ſtandhaft; die leichtſinnigſte Coquette wird plötzlich in eine Betſchweſter umgeſchaffen. Der Geiz ſcheint auch hier am unempfindſamſten. Die Beyſpiele, daß ein ungerechter Geizhals durch Gewiſſensrührungen zur freygebigen Oeffnung ſeiner Kaſten gebracht worden iſt, ſind höchſt ſelten.

§. 104.

Vom Religionseifer.

Eine von den nächſten und merkwürdigſten Wirkungen des Gewiſſenstriebes iſt der Eifer für die Wahrheit und Gebräuche der Religion, deren Vertheidigung und Ausbreitung; der ehrwürdigſte, oder auch der fürchterlichſte und abſcheulichſte Trieb der menſchlichen Natur. Nicht ſeine Wirkungen, ſondern nur der Zuſammenhang und die einfachern Beſtandtheile ſeiner Gründe, ſowohl wenn er verfolgt, als wenn er der Verfolgung Widerſtand thut, ſollen hier aus einander geſetzt werden.

Der Eifer in der Ausbreitung religieuſer Meynungen und Gebräuche, der ſo leicht in Haß gegen die anders denkenden und in Verfolgung derſelben übergeht, hat überhaupt in der Vorſtellung der Wichtigkeit ſolcher Beobachtungen und Ueberzeugungen ſeinen Grund. Für wichtig und nothwendig zur eigenen Wohlfahrt eines jedweden

ſie aufs neue zu wählen. Daß ſie alles dies bloß aus Politik gethan haben ſollten, iſt nicht begreiflich, und bey den Umſtänden, die die Geſchichte ſelbſt angiebt, nicht wahrſcheinlich. S. z. B. Plutarch im Leben des Marcellus, K. 4. 5.

Menſchen, für wichtig und nothwendig zur gemeinen Wohlfahrt werden ſie gehalten, von denen, die alſo dafür eifern. Dazu geſellt ſich noch gar oft die undeutliche Vorſtellung von der göttlichen Ehre, die durch Unglauben oder Ungehorſam gegen die Geſetze der Religion verletzt würde. Mit allem dem Zorneifer, von dem man ſich ſelbſt entbrannt fühlt, wenn man ſich in ſeiner Ehre verletzt, ſeinen Rath, ſeine Befehle verachtet ſieht, denkt man ſich Gott erfüllt gegen ſolche Widerſpenſtige; und als ein Streiter Gottes, als ein getreuer Anhänger von ihm, glaubt man ſich nun verbunden, ſeines Namens, ſeiner Geſetze Ehre zu vertheidigen, und ſeine Feinde entweder zum Gehorſam zu zwingen, oder auszurotten. Je mehr man nun aus eigenem Gefühle weiß, wie ſtark der Religionshaß iſt; deſto leichter ſtellt man ſich auch des andern Haß und feindſelige Geſinnung groß vor. Und dies wird ein neuer Grund, ihn zu haſſen, und als einen Feind zu behandeln. Endlich aber geſellt ſich auch leicht zu dieſen Gründen des Eifers für eine Religion, wenn ſie nicht gar der Hauptgrund deſſelben iſt, die Neigung, über die Gemüther anderer zu herrſchen, und ihre Meynungen durch die ſeinigen überwältiget zu ſehen, eine Neigung, deren ſtarke und natürliche Gründe an einem andern Orte unterſucht worden ſind.

Es kann daher auch die Duldung anderer Religionsmeynungen und Gebräuche aus mehreren und verſchiedenen Gründen entſpringen. Entweder aus der Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, oder der Geringſchätzung dieſer und jener Verſchiedenheiten; oder aus der Ueberzeugung, daß es Gottes Wille nicht ſey, jemanden Gewalt hierinn anzuthun, und andere Mittel,

als

als Belehrung und Ueberzeugungsgründe, hiebey zu gebrauchen, weil es unvernünftig und zweckwidrig iſt; oder endlich auch aus beſcheidenem Mißtrauen in ſeine eigene Erkenntniß und Ueberzeugung, bey der man ſich ſelbſt vor dem Irrthum nicht ſicher genug, und alſo auch nicht für berechtiget hält, andere in ſeine Meynungen hineinzuziehen (§. 63.)

So viele Stärke der Religionseifer der Bekehrſüchtigen und Verfolger auch hat: ſo ſcheint doch der Trieb noch mehr Kraft zu haben, den Eifer für die Vertheidigung, für die Rettung der verfolgten Religion erweckt. Wenigſtens hat jener Trieb dieſem insgemein weichen müſſen, wenn auch gleich die Zahl der Streiter auf jener Seite größer war. Aber es führen auch hier nicht alle Triebfedern auf Gewiſſenstrieb, auf Achtung für Religion und Pflicht zurück. Die Wirkungen aber, die daher ſchon oft entſtanden ſind, machen es der Mühe werth, alle Gründe der Sache genauer aufzuſuchen.

1) Iſt die verfolgte Religion insgemein eine neue Religion. Und wenn gleich das Alte und Gewohnte auch bey der Religion eigene Unterſtützungen gewähret: ſo ſcheinet doch der Reiz des Neuen in dieſem Falle, überhaupt genommen, überwiegende Stärke zu geben. Man erwäge nur, wo überhaupt die Reize der Neuheit am meiſten thun können. Da nämlich, wo die Vorſtellungen von einer Sache ſehr zuſammengeſetzt, und nicht ſehr deutlich und beſtimmt ſind; wo ferner auch, vermöge der Beſchaffenheit der Sache, Anläſſe zu großen Hoffnungen ſind. Keinesweges braucht eine neue Religion, um der alten den Vortheil abzugewinnen, immer den gröbern ſinnlichen Lüſten zu ſchmeicheln, oder zeitliche Vortheile zu verſprechen.

Die Menſchen ſind nicht alle ſo ſinnlich und irdiſch geſinnt. Ja, man könnte ſagen, alle oder doch die meiſten ſeyn geiſtiſch und himmliſch geſinnt, ſchätzen geiſtiſche Vollkommenheiten und ewige Seligkeit höher, als das körperliche und zeitliche; wenn ihnen nur die erſtern lebhaft geſchildert werden, und nicht zu ſchwer zu erreichen ſcheinen. Wenn alſo eine neue Religion viele größere Vollkommenheiten des Geiſtes, eine höhere Weisheit, eine vollkommenere Tugend verheißt, als die bisherigen, von denen man die Erfahrung hat, nicht verſchaffen: ſo kann dies ſchon eine große Empfehlung für ſie ſeyn. Und es iſt nicht nur natürlich, daß eine neue Religion dies verſpricht; ſondern auch natürlich, daß ſie es leiſtet, wenn ſie irgend dazu eingerichtet iſt. Denn ihre Lehren werden noch mit großer Aufmerkſamkeit gehört, mit Lebhaftigkeit unterhalten, und vielleicht durch das gute Beyſpiel der Lehrer noch *am meiſten* unterſtützt, weil ſie dieſe Unterſtützung noch *am meiſten* nöthig haben. Auch die Verfolgung trägt dazu bey. Denn Leiden und Verfolgungen ſind der Tugend überhaupt günſtiger, als gute Tage und Herrſchaft.

Wenigſtens lehret die Geſchichte, daß, wenn eine neue Religion verfolget, die alten es nicht ſo gegen die neue aushalten, als dieſe gegen jene im umgekehrten Falle. Doch iſt dies immer nur ein Grund. Die verfolgte Religion hat noch mehrere Vortheile.

2) Darinne gleich, daß die Ueberzeugung oder Ueberredung von der Pflicht, die erkannte Wahrheit nicht zu verleugnen, durch keine Martern davon ſich abbringen zu laſſen, doch viel natürlichere Gründe vor ſich hat; als die Vorſtellung, daß es Pflicht ſey, durch Feuer und Schwert die Menſchen rechtgläubig und fromm zu machen

chen. Der verfolgende Prieſter wird es nicht leicht wagen, die hohen Belohnungen mit der Zuverſichtlichkeit den Verfolgern zu verheißen, die der Prieſter des gedrängten Häufleins den Märtyrern verſpricht. Und ſelbſt die Verfolgung jener wird dieſen ein neuer Beweis, daß ihre Religion nicht die wahre ſey, und daß ſie ſich dazu nicht geſellen dürfen.

3) Und nun die Märtyrer. Ihr Anblick widerlegt alle die Lügen der Verfolgungsprediger, daß dieſe Religion keine Tugend, keine Gemüthsruhe bewirken könne. Und wenn ſie es Schwärmerey, Fanaticiſmus nennen: ſo wird es ihnen ſchwer fallen, zu verhindern, daß dieſer leidende Fanaticiſmus nicht mehr Bewunderung und Liebe erwecke, als ihr ſchnaubender Eifer. Er flößt wenigſtens Mitleiden ein, ſelbſt den Verfolgern; und dies Mitleiden ſchwächt ihren Muth. Den Gleichgläubigen aber wächſt er, als ob himmliſche Einſtrömungen ihn belebten *).

4) Es kommt die Rachbegierde, die durch Mitleiden mit entflammte Rachbegierde, noch hinzu; nicht nur das ſelbſt erlittene, ſondern auch das andern geliebten Perſonen angethane Unrecht zu vergelten, die gemarterten, getödteten Freunde und Verwandte zu rächen.

5) Endlich, ſo ſtark der Trieb, über andere zu herrſchen, auch iſt: ſo ſcheinet doch der Trieb des menſchlichen Geiſtes zur Freyheit und Unabhängigkeit noch ſtär-

*) Auch die erſten Verfolgungen der Chriſten in Japan hatten dieſe Wirkung. S. Kämpfer Th. II. S. 61.

ker zu ſeyn. Wenigſtens wenn die Vorſtellung, Gott und der Religion zu dienen, indem man ſich dem Zwange widerſetzt, hinzukommt, und die Vorſtellung der allergrößeſten Belohnungen, deren man dadurch auf das geſchwindeſte und gewiſſeſte theilhaftig wird: ſo iſt dieſer Trieb ſchon im Stande, der Sache den Ausſchlag zu geben *).

§. 105.

Von der Geſchicklichkeit des menſchlichen Herzens, ſeine minder guten Neigungen und Abſichten unter dem Vorwande des Gewiſſens zu verbergen.

Bey den bisherigen Unterſuchungen ließ ſich ſchon anmerken, daß die Menſchen ihr Gewiſſen, ihre Pflicht, bisweilen nur zum Vorwand gebrauchen, und vielleicht ſich ſelbſt dabey betrügen können. Mehrere Betrachtungen ſtimmen darinn überein, und geben der Sache eine weitere Erklärung.

1) Je wichtiger die moraliſche Seite unſers Characters und unſerer Handlungen iſt; deſto mehr üben wir uns von Jugend auf darinn, alles ſchlimme an derſelben zu verbergen, und ihr immer einen guten Anſchein zu geben. Eine, und bey vielen nicht die unwichtigſte, Ab-

*) Man hat wirklich alle dieſe Betrachtungen nöthig, um den Muth und die Thaten der Hugonotten nach der Pariſer Bluthochzeit, und der vereinigten Niederländer unter Philipp II zu begreifen. Uebereinſtimmende Bemerkungen eines großen Theologen kann man leſen in Walchs Neueſter Religionsgeſchichte, Th. VI. S. 9.

Abſicht der Aufmerkſamkeit auf dieſe ihre moraliſche Seite iſt erreicht, wenn ſie andern gut ſcheinen. Man gewöhnt ſich endlich, ſelbſt zufrieden zu ſeyn mit dem Scheine, mit dem man ſieht, daß andere zufrieden ſind. Und in der That, ſie ſind es bisweilen, auch wenn ſie wiſſen, daß er das Schlimmere verbirgt. Sie verlangen nur noch Anſtand, eine gewiſſe Politur, bey der Unſittlichkeit.

2) Um ſo viel leichter täuſcht ſich der Menſch hierinn ſelbſt; je angenehmer ihm die vortheilhaftere Vorſtellung iſt. Man glaubt leicht, was man gerne glaubt. Man könnte das Schlimmere von ſich ſelbſt wohl beſſer wiſſen, als andere; aber man hat weniger Luſt, es zu bemerken. Und aus anhaltender Gewohnheit, das eine nur zu bemerken, und das andere zu überſehen, entſteht endlich Fertigkeit, die immer mit einer gewiſſen Unfähigkeit zum Gegentheile verknüpft iſt.

3) Je hypothetiſcher viele Pflichten und Rechtsregeln ſind; deſto leichter kann es geſchehen, daß ein Menſch ſich das als recht denkt, was mit ſeinen Neigungen am meiſten übereinſtimmt; was er aber freylich nicht ſo beurtheilen würde, wenn ſeine Temperamentstriebe und Neigungen anders beſchaffen wären. Vielleicht könnten dieſe letztern das Verhalten bisweilen wirklich rechtfertigen. Denn der Zuſtand der eigenen Bedürfniſſe und Kräfte, das eigene Intereſſe eines Menſchen, gehört doch auch mit zu den Beſtimmungsgründen ſeiner Pflichten. Aber dieſer Grund wäre nicht ſo edel; es giebt ſonſt noch andere Gründe, die eben das erfordern; und da er die Sache ſelbſt will, findet er nichts gegen die

Grün-

Gründe einzuwenden, und überredet ſich leicht, daß dieſe edlern Beweggründe die ſeinigen waren.

Auf eine oder die andere Weiſe alſo geſchieht es ſehr oft, daß die Menſchen dasjenige, was ſie um ihres eigenen Vergnügens oder Nutzens willen, allein oder hauptſächlich, thun, aus Liebe zu andern, zur Ehre Gottes, zu thun ſcheinen wollen, und ſich ſelbſt wirklich ſcheinen; oder daß es um feinere Vergnügungen und höhere Zwecke ihnen ſoll zu thun geweſen ſeyn, wenn ſie durch gröbere Reize und niedrigere Triebe beſtimmt wurden.

Je verworrener es im Kopfe ausſieht, und je lebhafter die Vorſtellungen durch einander laufen; deſto leichter kann auch dieſe Art von Täuſchung Statt finden. Kein Wunder alſo, wenn der Schwärmer ſich und andere hiebey betrügt *).

Aber

*) Die Spanier ließen bey ihren Zügen gegen die armen Amerikaner, bey denen Geiz und Herrſchſucht doch unleugbar die Haupttriebfedern waren, das Creuz vortragen, zerſtörten hie und da einen Götzentempel; tauften diejenigen, die ſie wie Straßenräuber ausgeplündert hatten, ehe ſie ſie ermordeten; und ſo glaubten ſie ein gutes Gewiſſen zu haben, und erwarteten nun, bey allen ihren Unmenſchlichkeiten, göttlichen Schutz und Beyſtand. — Il n'y a rien qui ſoit ſi ſujet à l'illuſion que la pieté, ſchreibt der Cardinal von Retz, bey Gelegenheit der Erzählung, daß ſein Vater ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt habe, ohngeachtet er gar nicht dazu ſich ſchickende Neigungen zeigte; dazu beſtimmt, ſeiner eigenen Meynung nach, bloß aus frommen Abſichten; in der That aber, weil ihm das Erzbisthum von Paris in die Augen ſtach, und er einem ältern Sohne ſein ganzes Vermögen überlaſſen wollte. Memoires I. pag. 4.

Aber man kann ziemlich weit von der Schwärmerey entfernt ſeyn, ohne vor dieſem Selbſtbetruge ſicher zu ſeyn. Die Gründe dazu ſind gar zu gemein. Geiſtliche und Staatsmänner *), Verfeinerte und Wilde **) geben häufige Beweiſe davon.

Kapitel III.

Von der Neigung zum Wohlanſtändigen.

§. 106.

Erörterung der Begriffe, und Beſtimmung des Allgemeinen und Natürlichen dabey.

Mit den moraliſchen Gefühlen ſtehet das Gefühl fürs Wohlanſtändige, mit den Trieben, die aus jenen entſpringen, die Triebe, die dieſem folgen, in genauer Verwandtſchaft. Man kann ſagen, ſie gehören dazu. Nur daß

*) Weit gieng des Card. Mazarin, man mag annehmen Heucheley, oder Selbſtbetrug, wenn er die nothleidenden und um ihn verdienten nächſten Angehörigen des Königs mit der Ausrufung abwies: Helas, ſi elles ſavoient, d'où vient cet argent, & que c'eſt le ſang du peuple, elles n'en ſeroient ſi liberales! Er, der geſchehen ließ, daß ſeine Niece, die Gräfin von Soiſſons, von eben dieſem Gelde oft in einem Tage 3 · 4000 Piſtolen verlor. Eſprit de la Fronde I. 188.

**) Auch der räuberiſche Tartar verſteht dieſe Kunſt. S. Voyages au Nord, IV. 121. Und die Menſchenopfer, die Tänze und Spiele und andere Feyerlichkeiten zu Ehren der Götter, können eben ſowohl durch den unmittelbaren Einfluß der Neigung aufs Urtheil, als durch den Schluß von ſeinen Neigungen auf die göttlichen bey den Völkern aufgekommen ſeyn.

daß ſie nicht, wie jene, ſich auf das Innere der Handlungen zugleich, ſondern bloß aufs Aeußerliche beziehen; und nicht die wichtigſten Folgen des Schädlichen und Nützlichen, ſondern die minder wichtige Folge des unmittelbar Angenehmen, zum eigentlichen Gegenſtande haben. Und ſo wie die wichtigſten Pflichten zum Theil die eigene Vollkommenheit des Handelnden zur Abſicht haben, zum Theil die Vollkommenheit des andern: ſo beziehen ſich auch die Geſetze des Wohlſtandes theils auf die Vervollkommnung oder Verſchönerung deſſen, der ſie beobachtet, theils auf das Vergnügen anderer. Jene machen den guten Anſtand aus; dieſe die **Höflichkeit.** Ja man kann auch, wie höhere Geſetze, alſo auch Geſetze des Wohlſtandes in Beziehung auf die Religion unterſcheiden.

Daß bey allen dieſen Gattungen der Begriffe vom Wohlanſtändigen vieles vorkomme, was aus natürlichen Grundgeſetzen des menſchlichen Verſtandes und Willens nicht erklärbar iſt; dies iſt ausgemacht. Dieſer willkührliche oder zufällig entſtandene, und daher mehr veränderliche Wohlſtand heißt **Mode.** Aber daß es gar keine natürliche Geſetze des Wohlſtandes gebe; kann mit Grunde nicht behauptet werden. Wenn es auch keine allgemeine, an allen Orten der Welt, unter allen Arten von Menſchen wirklich anerkannte, oder doch bey den urſprünglichen Diſpoſitionen der Natur leichter Eingang findende gäbe — und auch die muß es geben — ſo würde doch bald eingeſtanden werden müſſen, daß es einen hypothetiſch natürlichen Wohlſtand gebe. Und daß ſehr viel hypothetiſches in den Geſetzen des Wohlſtandes ſey; iſt gemein bekannt. Was einem Alter, einem Stande, einem

einem Geſchlechte anſtändig iſt, kann großer Uebelſtand für Perſonen aus andern Claſſen ſeyn; und lächerlich, unhöflich, kann unter gewiſſen Umſtänden ſeyn, was unter andern die natürlichſte Höflichkeit iſt.

Anſtändig iſt nämlich allemal dasjenige, was einem gut ſteht, ein gutes Anſehn giebt, ſich gut zuſammen ſchicket, d. h. ſowohl unter ſich, als mit den phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften, die man bey einem gewahr wird, oder ſich zu denken veranlaßt iſt, übereinſtimmt. Höflich aber heißt, was dem andern entweder eine kleine Mühe oder unangenehme Empfindung erſpahret, einen kleinen Dienſt leiſtet, oder doch Vorſtellungen von Geneigtheit zu ſolchen Begegnungen erweckt.

§. 107.

Warum wir Anſtand und Höflichkeit an uns ſelbſt und an andern lieben?

Wenn man dieſe Begriffe voraus hat; ſo hält es gar nicht ſchwer, die Gründe zu entdecken, warum die Menſchen das Wohlanſtändige lieben, und das Unanſtändige verabſcheuen; ſowohl an ihnen ſelbſt, als an andern. Erſtlich an andern;

1) Zum Theil wegen des unmittelbar unangenehmen Eindrucks, den das letztere auf die Sinne macht. Die gröbſten Arten von Unhöflichkeit und Uebelſtand beleidigen die äußern Sinne; bey andern leiden die feinern Empfindungen, das Gefühl fürs Schöne, fürs Uebereinſtimmende, der gute Geſchmack.

2) Oft aber geſchieht es nur wegen der Vorſtellungen, die dadurch erweckt, der Schlüſſe, die nach natür-

licher

licher oder angenommener Denkart veranlaßt werden. Es ſcheint Mangel an Geſchmack zu verrathen, an Umgang mit der feinern Welt, an Aufmerkſamkeit und hinlänglicher Achtung für andere, an Gefälligkeit und Geneigtheit, ſich, wo es ſeyn kann, nach andern zu richten, ſich ihnen angenehm und nützlich zu machen. Und mittelſt dieſer Vorſtellungen müſſen Unhöflichkeit und Uebelſtand nicht nur um der Selbſtliebe willen, ſondern oft auch um der Sympathie und der Liebe willen, die wir für andere haben, an ihnen uns mißfällig werden.

An uns ſelbſt aber das Wohlanſtändige dem Gegentheile vorzuziehn, bewegen uns allerdings auch zum Theil eben dieſe Triebfedern; nämlich die Reize der natürlichen gröbern oder feinern Empfindungen, denen die Sache nicht ganz gleichgültig iſt. Das meiſte dabey thut aber doch wohl, urſprünglich wenigſtens, die Begierde, andern zu gefallen. Die Beobachtung ſeiner ſelbſt und anderer lehret dies hinlänglich. In der Folge, wenn die Neigungen und Triebe einmal gebildet ſind, kömmt denn vieles allernächſt auch nur von der Gewohnheit.

§. 108.

Urſachen der verſchiedenen Begriffe und Neigungen in Anſehung des Wohlſtandes.

Die Verſchiedenheit der Sitten und Neigungen verdient hiebey noch einige Aufmerkſamkeit. Die Unterſuchung über die Urſachen derſelben kann der wichtigern Unterſuchung über die Verſchiedenheiten der moraliſchen Begriffe und Neigungen in den höhern Theilen der natürlichen Geſetze zur vorläufigen Aufklärung dienen. Es liegen aber die Urſachen jener Verſchiedenheiten.

1) In

1) In dem verſchiedenen Grade der Empfindlichkeit gegen das ſchöne und häßliche, oder überhaupt gegen das angenehme und unangenehme; als wovon die Beurtheilung des Wohlſtandes in einigen Fällen unmittelbar abhängt. Mag nun der beſtimmte Grad dieſer Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit von der Natur oder von der Uebung und Gewohnheit herrühren.

Die Wilden übertreffen uns in der Schärfe der mehreſten, wenn nicht aller äußerer Sinne; aber von der Empfindlichkeit wiſſen ſie nichts, die ein Attribut der geſchwächten Natur iſt; um welcher willen oft Perſonen aus der verfeinerten Welt gar leicht in Gefahr kommen, bey irgend einem unangenehmen Eindrucke von einer Ohnmacht überfallen zu werden. Daneben gewöhnt ſie ihre Lebensart an vielerley von Natur nicht angenehme Eindrücke; daß, ihrer ſonſtigen Sinnesſchärfe ungeachtet, dieſe ihnen nicht mehr merklich, oder doch nicht beſchwerlich werden. Allerley Arten von Unreinlichkeit ſind daher bey ihnen kein Uebelſtand; am allerwenigſten diejenigen, bey denen die Ideenadſociation die ſchlimmſte Wirkung thut. Um ihrem Gaſte Luſt zum Eſſen zu machen, nehmen ſie einen ausgewählten Biſſen zuerſt in den Mund, eſſen davon und geben das übrige dem Gaſte. Einige ſollen die Höflichkeit wohl noch weiter treiben; ſo weit, daß es ſich bey uns kaum ſchickt, es zu erzählen *). In Anſehung des

*) S. z. B. Hiſtoire de Loango p. 73. Kranz Hiſtorie von Grönland I. 192. 214. f. Gerühmt wird hingegen die Reinlichkeit der halbgeſitteten Otaheiter. Bey einigen Wilden ſind auch die Zeichen der tiefſten Ehrfurcht, das Niederfallen auf das Angeſicht u. d. g gewöhnlich. S. Hiſtoire des Boucaniers I. 241. *Boſſmann* Voyage de Guinée Lett. XVIII.

des Gefühls fürs Schöne ſind die noch größern Unterſchiede und die Urſachen davon bekannt (§. 48.).

2) Sind viele Dinge von der Art, daß ſie ſich, auch im Verhältniß zum Anſtande und zur Höflichkeit betrachtet, nach verſchiedenen Seiten verſchiedentlich beurtheilen laſſen. Schon gleich das vorhergehende Beyſpiel läßt ſich hierauf anwenden. Mit dem andern ſeinen Biſſen theilen, den Biſſen aus dem Munde ihm geben, ſo wie aus einem Becher mit ihm trinken; kann dies nicht höflich, verbindlich ſcheinen? Eben alſo kann es aus einem natürlichen Grunde, wie bey uns geſchieht, für unhöflich gehalten werden, dem Vornehmern den Rücken zuzuwenden; ihm das Geſicht zukehren, heißt ſein Edelſtes, gewiſſermaßen ſein Innerſtes, ſeiner Beurtheilung darſtellen, und auf ſeine Winke ſich bereit halten. Aber in Corea befiehlt es der Wohlſtand, dem Vornehmern den Rücken zuzukehren; es wäre Frechheit, Vermeſſenheit, ſeinen Anblick ertragen zu wollen *). Eben daher entſtehen

*) S. Kämpfers Geſchichte von Japan II. 190. Voyages au Nord IV. gegen das Ende. Die Perſer können nicht begreifen, wie wir es für eine Höflichkeit halten können, das Haupt zu entblößen; es ſcheint ihnen eine Freyheit zu ſeyn, die man ſich nur vor den vertrauteſten Freunden oder Geringern erlauben dürfte. *Chardin* II. 37. Ohne Zweifel liegt hier der Grund in der verſchiedenen Art der Kleidung. Mit der Perüke halten wir es, wie die Perſer mit ihrem Turban. Aber vielleicht hat der Huth, ehedem das Zeichen der Freyheit, Gelegenheit zu dieſem Gebrauch gegeben. Sonſt gilt auch den Perſern die linke Hand, was uns die rechte. Und auch davon ließe ſich noch wohl Grund aus einer verſchiedenen Ideenaſſociation angeben.

ſtehen ja auch die Widerſprüche des particulären Wohlſtandes; und kann z. B. Handküſſen Höflichkeit und Unhöflichkeit ſeyn.

3) Wenn auch nach der natürlichſten Vorſtellung die Sachen ſich im gleichen Verhältniſſe zeigen würden; was vermögen nicht die, wer weiß wie zufällig, einmal entſtandenen, und durch die, welche Anſehn hatten, verbreiteten und zur Hauptidee gemachten Nebenideen? Was verachteten Perſonen gewöhnlich, vielleicht nothwendig iſt, kann eben darum bey andern das Anſehen von Uebelſtand bekommen; und hingegen kann feine Sitte werden, an ſich zu haben, was jene als unnöthige Beſchwerde ablegen *). Auf dieſe Begierde, von den geringer geachteten ſich zu unterſcheiden, gründet ſich hauptſächlich, als auf ſeine Achſe, der Creislauf

*) In China ſchneiden vornehme Leute ſich die Nägel nicht ab, weil die gemeinen es um ihrer Arbeiten willen thun müſſen. Doch wird auch eine andere Urſache dieſer Gewohnheit angegeben. S. G. A. 1779. Zug. S. 791. Von den Otaheitern wird daſſelbe erzählt. *Forſter* Voyage I. 283. In manchen Fällen ſcheint der Aberglaube ſich eingemiſcht zu haben; deſſen Urſprung aber gleich zufällig ſeyn konnte. Von der ſonderbaren Etiquette der Könige von Loango, daß ſie in einem andern Hauſe eſſen, in einem andern trinken, und beydes ſo geheim als möglich, um von niemand geſehen zu werden, wird der Grund angegeben, daß der König unverzüglich ſterben müßte, wenn ihn jemand eſſen oder trinken ſähe. Eben derſelbe muß, wenn er Gericht ſitzt, zwiſchen jedem neuen Rechtshandel einmal trinken. Die Entſcheidung würde nicht rechtskräftig ſeyn, wenn es unterbliebe. Geſchichte von Loango S. 238. 275.

der Moden. Möchte er doch bald bewirken, daß die feinere Welt in unſern geſitteten Staaten zur Natur und Wahrheit eifriger zurückkehrte; da die Entfernung davon ſchon ſo gemein geworden iſt!

4) Urſachen mancher Verſchiedenheiten in den Gebräuchen des Wohlſtandes geben auch die verſchiedenen Begriffe von den vorzüglichſten Gütern und Vergnügungen ab. Jedes Volk ſucht in dem ſeine Pracht und die Mittel andern Höflichkeit zu beweiſen, was für das koſtbarſte, niedlichſte, angenehmſte bey ihm gilt.

5) Endlich aber müſſen auch die Begriffe in dieſem Theile der Sitten nach den Begriffen des höhern Theils ſich richten, den Religion, Gerechtigkeit und Menſchenliebe beſtimmen; obgleich in manchen Fällen dieſe durch jene überwogen werden. Die Begriffe von Anſtand und Höflichkeit enthalten vielfältig die deutlichſten Merkmale von dem verſchiedenen Grade, in welchem die Pflichten der Keuſchheit, Mäßigkeit, Duldung, Herzhaftigkeit, Billigkeit, Ehrfurcht für Gott und Menſchen, ja bisweilen der ſtrengen Gerechtigkeit, erkannt und geachtet werden.

Abthei-

Abtheilung II.

Unterſuchungen über die noch übrigen Triebe nebſt einigen Schlußfolgen.

Kapitel I.

Von der Neigung zum Groſſen und Wunderbaren.

§. 109.

Umfang, Gründe und Bedingungen des Wohlgefallens am Groſſen.

Der Reiz des Groſſen iſt ſchon in vorhergehenden Unterſuchungen, ſowohl unter den Triebfedern der Hochachtung (§. 64.) als auch unter den Gründen des Wohlgefallens an der Tugend (§. 99.) bemerkt worden. Hier ſollen noch ſeine Verknüpfung mit den Grundgeſetzen des menſchlichen Willens, und die übrigen Wirkungen deſſelben unterſucht werden.

Daß Dinge, die durch ihre weſentliche Beſchaffenheiten nothwendig Schmerz, Ekel, oder Furcht und Schrecken verurſachen, nicht zu angenehmen Gegenſtänden werden dadurch, daß ſie ſich vergrößern; verſteht ſich. Auch kann nicht behauptet werden, daß alle angenehme Gegenſtände immer noch angenehmer werden, wenn ſie an Größe zunehmen. Es giebt oft ein maximum bey den Dingen, über welches ſie nicht wachſen dürfen; wenn nicht entweder die innere Harmonie ihrer Theile, oder ihr ebenmäßiges Verhältniß zu uns, oder andern Dingen geſtört werden ſoll. Insbeſondere muß, was uns ergötzen

ſoll, nicht zu groß für uns auch in ſo fern ſeyn, daß es uns nicht zum Gefühl unſerer Kleinheit und Schwäche bringe.

Aber Dinge, die bey einer gewiſſen Kleinheit gleichgültig ſind, oder nur wenig Vergnügen geben, werden anziehend und angenehm, wenn ſie zu einer gewiſſen Größe gelangen. Ein Maulwurfshaufen, ein Tropfen Waſſer, ſind nicht leicht für einen Menſchen ergötzende Gegenſtände. Aber jenem werde die Größe eines Berges, und dieſem der Umfang eines Meeres gegeben: ſo verweilet jeder mit Vergnügen bey der Betrachtung derſelben.

Liegt nun der Grund hievon in der Größe an ſich, oder in gewiſſen neuen von der Natur mit der Größe verknüpften Beſchaffenheiten; oder in zugeſellten Ideen?

1) Das Große giebt mehrere Beſchäftigung, für Sinne, Verſtand und Einbildungskraft; oder giebt ſie doch leichter, als das Kleine; bey welchem ſie erſt mittelſt eines durch Kunſt und Wiſſenſchaft geſtärkten Blickes geſunden wird. Was aber Beſchäftigung giebt, der langen Weile, dem beſchwerlichen Gefühle druckender Kräfte abhilft, iſt angenehm. Freylich iſt bey dem Großen insgemein auch mehrere Mannichfaltigkeit, oder Vorrath an ſich ergötzender Dinge; wie in den vorhergebrauchten Beyſpielen. Aber doch hat es jenen Grund zu mehrerer Beſchäftigung auch an ſich ſchon.

2) Bey dieſer Beſchäftigung mit dem Großen, dieſer Ausbreitung der Vorſtellungskraft über daſſelbe, kommt der Geiſt gar oft ſich ſelbſt größer vor. Denn vermöge der Sympathie werden wir einigermaßen in dasjenige verwandelt, was wir uns lebhaft vorſtellen.

Und

Und wie wir auf dieſe Weiſe mit dem Steigenden uns heben, und mit dem Fallenden ſinken (§. 17.): ſo erweitert ſich auch das Gefühl unſerer Kraft und unſers Daſeyns durch die Betrachtung des Großen; und verengt ſich durch die Verweilung bey dem, was keine Größe hat. Letzteres kann daher dem Menſchen, vermöge der Liebe zu ſich ſelbſt und ſeinen Kräften, nicht ſo angenehm ſeyn, als das erſte. Dieſer Grund thut beſonders viel bey der Vorſtellung moraliſcher Größe; erhabner Geſinnungen, wahrhaft heldenmüthiger, Herrſchaft des Geiſtes über gefährliche Neigungen beweiſender Handlungen.

3) Daß nicht alle Menſchen dies Gefühl fürs Große und Erhabene in gleichem Grade beſitzen; daß Größe des Geiſtes dazu gehört, um es haben zu können; dies kann noch eine dritte Urſache ſeyn von der Neigung, den Vorſtellungen davon nachzuhängen. Denn was uns, vielleicht auch andern, unſere Vollkommenheiten beweiſet, wird leicht auch darum angenehm.

4) Endlich aber geſellt ſich auch oft zur Idee des Großen die Idee des Nützlichen, und miſcht ihre Reize unter diejenigen, die dem Großen an ſich betrachtet zukommen. Dies geſchieht wiederum bey geiſtiſchen und vornehmlich bey moraliſchen Vollkommenheiten am häufigſten.

Aus allem aber, was bisher, und bey vorhergehenden verwandten Unterſuchungen, angemerkt worden iſt, erhellet gar bald, wie bedingt und verſchiedenartig das Wohlgefallen am Großen ſey. Denn um dieſes Vergnügens theilhaftig zu werden, muß man erſtlich das Große ſich gehörig vorzuſtellen im Stande ſeyn, folglich vieles unter einen Geſichtspunkt zu bringen, und als

zuſammengehörig ſich vorzuſtellen wiſſen. Oft müſſen Urſachen und Wirkungen, Abſichten und Umſtände, Mittel, Schwierigkeiten, Gefahren, Beweggründe mit einander verglichen und geſchätzt werden; um einzuſehen, wie groß eine Anſtalt iſt, wie groß die That war. Ferner aber dürfen nicht die Vorſtellungen entſtehn, daß dasjenige, was durch Größe einnehmen ſoll, ſchädlich, oder doch dem Nützlichern oder Schönern hinderlich ſey. Die bloße Vergleichung mit dem noch Größern kann das Wohlgefallen vernichten, oder doch ſehr ſchwächen. Dem, der an das Größere gewöhnt iſt, und es nur damit vergleicht, ſcheint das Große klein und verächtlich. Eben derſelbe Menſch, der ſich als Knabe kaum ſatt ſehen konnte an den mittelmäßigen Häuſern einer kleinen Landſtadt, als er zum erſten mal ſein väterliches Dorf verlaſſen hatte, und die Größe derſelben anſtaunte; kann nun, da er von Reiſen zurückgekommen iſt, in dem engen Neſte, in den niedrigen Hütten dieſer kleinen Stadt nicht mehr aushalten. Eben ſo geht es mit Gebirgen und Ausſichten, Flüſſen und Waſſerfällen, Geſellſchaften, Feſten und Höfen.

Am allerwenigſten iſt es zu verwundern, wenn bey moraliſchen Größen die Menſchen in ihren Gefühlen und Neigungen ſehr ungleich ſich bezeigen. Denn wo iſt der allgemeine, genau beſtimmte Maaßſtab zur Schätzung und Vergleichung derſelben? Welche Tugendthat, welches Opfer der Pflicht gebracht, beweiſet am meiſten Stärke des Geiſtes, Größe der Seele? Nach allgemeinen Begriffen läßt ſich hierauf kaum antworten. Und die im einzelnen Fall entſcheidenden Umſtände ſind mehrentheils den Augen der Menſchen verborgen.

Dazu

Dazu kömmt nun noch, daß das Selbſtgefühl, das nie entgegen ſeyn darf, wenn das Große einen angenehmen Eindruck machen ſoll, beſonders bey dieſer Gattung leicht nicht übereinſtimmt. Der ſympathiſirende ſanft- und großmüthige fühlt Größe, und wird entzückt bey der That eines Germanicus, der ſeinen niederträchtigen und argliſtigen Gegner Piſo rettet, da er ihn von den Wellen des Meers hätte können verſchlingen laſſen *); der beſcheidene, durchs innere Gefühl des Verdienſtes glückliche, beym Charakter des Timoleon **); der edelſtolze bey der Weigerung eines Geſandten, ein ſeiner Ehre vielleicht nachtheiliges Geſchenk, unter der Bedingung, daß es niemand erfahren ſolle, anzunehmen,

*) S. *Tacitus* Annal. II. 55.

**) Timoleon gab nicht nur gewöhnlich den Bewunderern ſeiner Thaten zur Antwort: Er danke den Göttern, daß, da ſie beſchloſſen hatten Sicilien zu befreyen, ſie ſeinen Namen dazu gebraucht; ſondern er ließ auch, um dieſe Geſinnungen noch mehr an den Tag zu legen, dem Glücke in ſeinem Hauſe eine Kapelle erbauen. Als bey einer niederträchtigen, aber geſetzmäßigen Forderung eines Unwürdigen an ihn, das Volk dieſem ſich voll Unwillens widerſetzen wollte: hielt er es mit den Worten zurück; eben darum habe er ſolche Beſchwerlichkeiten und Gefahren übernommen, daß jeder Syrakuſer der Geſetze ſich bedienen könne, wenn er wolle. Plutarch K. 36. 37. War es denn — in Vergleichung mit dieſem Betragen des Timoleon — Größe oder Kleinheit, wenn Scipio, bey der Anklage der Tribunen, das Volk vom Gerichtsplatze weg mit ſich in die Tempel führte, um am Gedächtnißtage ſeines Sieges über den Hannibal den Göttern zu danken? Livius lib. XXXVIII. cap. 51.

men, aus der Urſache, weil er ſelbſt es doch wiſſen würde *). Andere anders.

§. 110.

Von der Neigung zur Pracht und großem Aufwande.

Zu den Arten und Anwendungen der Neigung zum Großen kann mit Grunde auch die Neigung zur Pracht in Kleidung, Wohnung, Tafel, Gefolge und andern Arten des Aufwandes gerechnet werden. Denn eine gewiſſe Größe, die auch von andern bewundert und mit Vergnügen betrachtet wird, iſt doch wirklich dabey. Bey den Erzählungen von den Reichthümern und dem Aufwand der Römer zu den Zeiten der Triumvirate, und der Kaiſer in den erſten Jahrhunderten, oder der Perſiſchen und andern Aſiatiſchen Könige und Fürſten erweitern, und heben ſich doch auch die Gefühle, und haben etwas angenehmes, wenn ſie nicht durch weiter gehende Blicke auf Urſachen und Wirkungen verändert werden. So beluſtigen auch Romanenſchreiber und andere Dichter ſich und ihre Leſer ſehr gerne mit dergleichen Schilderungen. Die Neigung kann unterdeſſen auch durch andere Gründe erzeugt oder verſtärkt werden. Einmal durch die Neigung zum ſinnlichen Vergnügen, zu dem, was Bequemlichkeit, Sicherheit oder ſonſt auf eine Weiſe Nutzen ſchaffet; wobey die Begierden, wie bekannt iſt, ſich nicht nach den wahren Bedürfniſſen meſſen und

---

*) Es war, wo ich nicht irre, der Graf von Briſtol, Geſandter an den König von Spanien, in der Heurathsangelegenheit Carl I.

und einſchränken. Sodann durch den Trieb, die Sphäre ſeiner, wenn auch nur mittelbaren, Exiſtenz und Wirkſamkeit, den Umfang des Seinigen, auszudehnen. Endlich durch die Begierde, Beweiſe ſeines Vermögens oder ſeines Geſchmacks zu geben, und anderer Achtung dadurch zu gewinnen *).

Was aber nun insbeſondere den Reiz des Großen hiebey anbelangt: ſo iſt klar, daß derſelbe nicht ſonderlich auf diejenigen Gemüther wirken könne, in denen richtige und lebhafte Begriffe von den übrigen Arten des Großen ſind. Man wird in der Geſchichte der Reichen und Mächtigen wenige durch ihre Thaten merkwürdige und innerlich große Männer finden, die für ſich einen großen Aufwand machten, und Pracht liebten in dem, was eigentlich zu ihrem Dienſte und Gebrauche veranſtaltet ward. Gegen einen Lucullus, der eine Tafel, eben ſo gut als ein Treffen, anzuordnen nicht nur verſtand, ſondern Pracht und Aufwand wirklich liebte, giebt es, dünkt mich, immer weit mehrere gleich große Männer in allen Gattungen und Zeiten, von entgegengeſetztem Character, ohne daß ſie des Geizes beſchuldiget werden können **).

Die gemeinſten und natürlichſten Wirkungen dieſer Neigung — nur von den nächſten und innerlichen iſt hier die Rede — geben ihr keine vortheilhafte Bezeichnung.

---

*) Helvetius, um nur geſchwind wieder auf ſeinen Grundtrieb zum ſinnlichen Vergnügen zu kommen, nimmt nur zween von dieſen Gründen an; den zweyten und vierten. S. Diſc. III. chap. X.

**) Einige Beyſpiele, von übrigens ſehr verſchiedenen Umſtänden, ſind Carl der Große, Attila, Omar.

nung. Mit ſeiner Aufmerkſamkeit, ſo außer ſich verbreitet, und eingenommen von der Meynung des großen Werthes der Gegenſtände dieſer Neigung, hat der Geiſt gar leicht weder Zeit noch Fähigkeit, den Werth der Weisheit und Tugend zu ſtudieren, und zum Gefühl und Antrieb ſich zu machen. Hingegen kann das Beſtreben durch immer ſteigende Größe oder immer neue Erfindungen entweder die eigenen immer ſteigenden Begierden zu befriedigen, oder bey andern den Eindruck zu unterhalten, neues Aufſehen zu erregen, und den Nebenbuhlern es zuvor zu thun, nicht nur eine große Beſchwerde und Beunruhigung fürs Gemüth werden; ſondern endlich auch die kleinſten unwürdigſten Vorſtellungen zu Hauptbeſchäftigungen der Seele machen, wegen des Anſehns der Wichtigkeit, ſo jeder kleine Umſtand, in der Kunſt, prächtig zu ſeyn, und jede auf ihn ſich beziehende Einſicht und Geſchicklichkeit erlangt haben.

Es erweckt ein vermiſchtes Gefühl von Mitleiden und Verachtung, wenn man ein wenig darüber nachdenkt, auf was für Jdeen Tauſende von Menſchen ihre Stunden und Tage anwenden, zum Theil anwenden müſſen, um dieſer Neigungen willen. Und der erſte Grund von allem konnte doch Gefallen am Großen ſeyn?

§. III.

Von der Liebe zum Wunderbaren und zu Geheimniſſen.

Mit der Neigung zum Großen ſtehet auch in Verwandſchaft die Liebe zum **Wunderbaren**. Denn es hat, wenigſtens in den Fällen, wo es am meiſten anzieht,

zieht, etwas Großes. Es erweckt Vorſtellungen von Kräften und Fähigkeiten, die die gemein bekannten Kräfte der Natur übertreffen. Und darinn hat es alſo den gemeinſchaftlichen Reiz des Großen überhaupt, daß es der Seele viele Beſchäftigung und Füllung gewähret *). Ja es kann dieſes noch mehr leiſten, als andere Arten des Großen; weil die Imagination um ſo viel freyeres Spiel hat, je weniger beſtimmt und aufgeklärt die Begriffe ſind. Das Wunderbare iſt eben deswegen wunderbar, weil man es nicht auf deutliche und beſtimmte Begriffe zu bringen weiß. Aber der Grund von unzähligen ausſchweifenden Vorſtellungen kann es werden.

Und alſo auch von Hoffnungen. Dies iſt der zweyte Reiz deſſelben. Mittelſt der Vorſtellungen und des Glaubens wunderbarer, übernatürlicher, unbegreiflicher Künſte, kann der Menſch eine, natürlicher Weiſe gar nicht, oder nicht ſo leicht und geſchwind mögliche Befriedigung ſeiner Begierden erwarten. Daher ſind die Menſchen immer ſo viel geneigter, ſolchen Vorſtellungen beyzupflichten; je heftiger die Leidenſchaften ſind, die nur dadurch die Erfüllung ihres Wunſches ſich verſprechen können. Von jeher haben ſie geherrſcht, und herrſchen noch unter dem gemeinen Volke, in Anſehung der Mittel, von Krankheiten befreyt zu werden, ſeinen Feind zu

*) Religion ohne Wunder würde für viele Menſchen eine loſe Speiſe ſeyn, vor der ihnen ekelte. Und es giebt Gelegenheiten, zu bemerken, wie manchem ſeine ganze Andacht von dem entſteht, wobey ein anderer nur über die Möglichkeit erſtaunt, daß Menſchen ſo etwas für Religion und Wahrheit annehmen können?

zu entdecken und ſich an ihm zu rächen, eine geliebte Perſon zur Gegenliebe zu bewegen, beſonders aber das Künftige vorher zu wiſſen.

Auch der Stolz kann Antheil haben an der Neigung, übernatürliche Wirkungen zu erwarten und zu glauben. Es iſt ſchmeichelhaft, außerordentliche Anſtalten, Ausnahmen von den Geſetzen der Natur, um ſeinetwillen gemacht, die Gottheit unmittelbar mit einem beſchäftiget, und gleichſam auf ein verabredetes Zeichen bereit und wirkſam ſich vorſtellen zu dürfen. Der Menſch hält ſich leicht für wichtig genug, um dergleichen nöthig zu finden. Die Geſchichte des Aberglaubens beweiſet dieß, und noch weit mehr.

Endlich iſt noch ein Grund, der Wohlgefallen am Wunderbaren, ſowohl in Verbindung mit den vorhergehenden Gründen, als auch für ſich bewirkt, *im letztern Fall aber* freylich der Sache eine andere Geſtalt giebt. Das iſt das Vergnügen, ſo viele Menſchen darinne finden, mit dem, was ſie wiſſen, oder zu wiſſen vorgeben, Aufſehen, Staunen, Nachdenken, Gefühl und Geſtändniß der Unwiſſenheit zu verurſachen. Dies können ſie durch Erzählungen und Behauptungen wunderbarer unbegreiflicher Dinge. Es kömmt hiezu bisweilen noch ein beſonderes Intereſſe, Mißtrauen gegen die Vernunft und ihre Einſichten zu erwecken.

Es iſt bekannt, daß dieſes Wohlgefallen am Wunderbaren nur im Alter der Imagination und Unwiſſenheit recht groß iſt; und ſich vermindert, wie Erfahrungen und vernünftiges Nachdenken den Verſtand zu mehrerer Reife bringen.

Das

Das Wunderbare hat für den menſchlichen Geiſt etwas mißfälliges darinn, daß es unbegreiflich iſt; daß es ſich nicht an unſere Erfahrungen anſchließen, und mit unſern daraus entſtandenen, mit unſern vorzüglichſten, deutlichſten, vollſtändigſten Begriffen vereinigen will; daß es unſerer Wißbegierde unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenſetzt, das Gefühl unſerer Ohnmacht uns erweckt. Man findet daher bey Knaben ſchon bisweilen Abneigungen vor ſolchen Vorſtellungen. Aber dieſe Wirkung ſetzt doch immer ſchon einigen Vorrath deutlicher und feſtgegründeter Begriffe voraus; Kraft und Neigung, ſie anzuwenden, und Urtheile zu prüfen; und Sicherheit vor täuſchenden Räſonnements zu Gunſten des Wunderbaren. Im erſten Alter nimmt der menſchliche Verſtand doch insgemein ſeine Vorſtellungen und Urtheile mehr leidend an, als daß er ſelbſtthätig ſie ſich ſchaffe. Neue Vorſtellungen finden leicht Eingang, bey dem wenigen Widerſtand der bisher noch erworbenen. Und eine Erdichtung der Einbildungskraft kann leicht durch eine andere beſchöniget und gerettet werden. Für alle mögliche Wunder hat der kindiſche Verſtand, Kraft und Grundes genug in den Geiſtern, womit er, wie es ihm gefällt, alle Plätze beſetzt, und die er annehmen kann, wie es ihm nur irgend nöthig ſcheint.

Aber dieſer Geiſter werden immer weniger bey der fleißigern Beobachtung des Laufs der Natur. Das Wunderbare wird verdächtig, nachdem man ſo oft nur Wahn und Betrug dabey entdeckt hat. Das Unbegreifliche wird, wo keine überwiegende Gründe, keine größere Unbegreiflichkeit des Gegentheiles es aufdringen, verwerflich wegen ſeiner Aehnlichkeit und oftmaligen Verknüpfung

knüpfung mit dem Unmöglichen. Es findet kein Zutrauen mehr, giebt keine Beruhigung, keine Hoffnung mehr.

Wie wenig dennoch dieſe letztern Gründe in Vergleichung mit den erſtern ausrichten, kann man aus den vielen Beyſpielen aller Arten, wie oft und wie leicht ſich die Menſchen immer aufs neue durch angebliche Wahrſager und Wunderthäter einnehmen laſſen, ſchon zur Genüge abnehmen. Es ſcheint aber auch, daß das Wunderbare vielen Menſchen den Muth benimmt, mit ihrem gewöhnlichen Scharfſinn zu denken; vielleicht weil ſich einmal die Begriffe von unmittelbar wirkender Gottheit oder furchtbar mächtigen Geiſtern, der Gedanke, von unſerer Schwäche überhaupt, und dem Unvermögen unſeres Verſtandes, alles zu ergründen und einzuſehen, damit vereinigt haben.

Einige von den Gründen, aus denen die Neigung zum Wunderbaren entſteht, erzeugen auch das Wohlgefallen an Geheimniſſen. Und zwar was die feyerlichen religieuſen Geheimniſſe oder Myſterien anbelangt, die faſt bey allen Völkern ſich finden, bey denen eine gemeinſchaftliche Volksreligion ſich feſtzuſetzen angefangen hat *); ſo gehören dieſe, auf der Seite, nach welcher ſie hier betrachtet werden, ganz unter den Artikel vom Wunderbaren. Aber es zeigt ſich in der menſchlichen Natur noch ein nicht unerheblicher Hang zu Geheimniſſen, auch wenn dieſe in keiner Verbindung mit der Religion ſtehn.

Man

*) S. Meiners über die Myſterien der Alten. Vermiſchte philoſ. Schriften, Th. III. S. 169. ff.

Man ſieht es faſt immer in den Geſellſchaften ſich unter einander beluſtigender Kinder, wie einige ſich zuſammen thun, um eine Heimlichkeit unter ſich auszumachen oder auszumachen zu ſcheinen. Die mehreſten Zünfte und Verbrüderungen mögen gerne ihre Geheimniſſe, andern unverſtändliche Gebräuche und Redensarten, haben. Und wer weiß, ob nicht bey den meiſten Orden — dieſen Ausdruck in ſeinem größeſten Umfange auf das Kleine ſowohl als das Große angewandt — das Geheimniß mehr Abſicht als Mittel iſt?

Außer dem im vorhergehenden ſchon bemerkten Triebe, Aufmerkſamkeit und Neugierde bey andern zu erregen, und wichtiger ſich zu machen, kann doch auch in manchen Fällen der Gedanke, mittelſt des Geheimniſſes, als eines gemeinſchaftlichen Heiligthums, in genauere und unverbrüchlichere Verbindung mit andern Menſchen zu kommen, etwas bey der Sache thun. Denn ſeine Geheimniſſe dem andern anvertrauen, gehört doch immer zu den natürlichen Wirkungen und Merkmalen der Freundſchaft.

Kapitel II.

Vom Wohlgefallen am Lächerlichen.

§. 112.

Feſtſetzung einiger Begriffe.

Die Unterſuchung, die hier ſoll vorgenommen werden, muß mit einigen andern, mittelſt verwandter Begriffe, zuſammenhängenden Unterſuchungen, die aber keinesweges, ſo wie jene, in das Gebiet des Moraliſten gehören,

nicht verwechſelt und vermenget werden. Die Neigung am Lächerlichen ſich zu ergötzen, ſowohl wenn es in der Natur als durch die Kunſt vorkömmt, intereſſirt den Moraliſten. Er muß ihre Gründe und Wirkungen kennen, um beurtheilen zu können, wie ſie ſich zu den Geſetzen der Weisheit und Tugend verhalte; um zu wiſſen, durch was für Mittel ihr gehöriges Verhältniß zu den übrigen Neigungen könne bewirkt werden. Aber die Kunſt, lachen zu machen, und die mancherley Arten des Lächerlichen, in Beziehung auf jenen Zweck, zu ſchaffen oder zu beurtheilen, iſt nicht ſein Eigenthum. Das Lachen iſt eine Verrichtung des Körpers, an der wenigſtens die Seele nicht immer als Urſache Antheil hat. Den Urſprung und die Wirkungen deſſelben im Körper zu beſchreiben, iſt die Sache des Phyſiologen.

Die Unterſuchung der Gründe, warum Menſchen am Lächerlichen ſich ergötzen, erfordert, daß zuerſt ausgemacht werde, worinn das Lächerliche beſtehe?

So ſehr nun auch die Beyſpiele, in denen nach den mancherley Denkarten der Menſchen das Lächerliche ſich finden ſoll, ſich von einander unterſcheiden, und den Zweifel einige Zeitlang rechtfertigen können, ob wohl auch Naturgeſetze und nicht vielmehr veränderliche Vorſtellungsarten, Meynungen und Gebräuche ganz allein dabey zu Grunde liegen: ſo erhellet doch aus der Vergleichung aller dieſer Beyſpiele ſo viel, daß eine gewiſſe Art von Unſchicklichkeit, Sonderbarheit, Mißverhältniß in dem, was beyſammen ſich zeiget, das Lächerliche hervorbringe. Wenn einer der groß ausſah, oder groß auszuſehn ſich zwang, auf einmal

mal ungewöhnlich klein wird, ein Stolzer mitten in ſeinem feyerlichen Gange hinſtolpert; wenn Kleinigkeiten unnatürlich groß eingekleidet werden, Kinder in die ſteiſe Pracht großer Herren und Frauen; wenn Mäuſe und Fröſche in homeriſcher Heldenſprache ſich zanken und zum Kriege rüſten; ein Burgermeiſter in einer kleinen Stadt von ſeinen kleinen Staatsangelegenheiten, wie Cicero in Rom, ſpricht; wenn einer mit der Miene und dem Ton der vorſichtigſten Verſchwiegenheit ſein Geheimniß ſelbſt verräth; wenn ein Betrunkener mit den ernſthafteſten Geberden einhertritt, und indem er ſeine Schlangenlinie beſchreibt, ſo gerade als andere Menſchen zu gehen glaubt; u. ſ. w. ſo iſt es den allermeiſten Menſchen **von Natur** gewiß ſchwer, ſich hiebey des Lachens zu enthalten.

Eine nothwendige Bedingung aber in dieſen und allen andern Fällen, wo Ungereimtheiten und Mißverhältniſſe ein beluſtigendes Lachen erregen, iſt, daß weder der Gegenſtand an ſich dieſem angenehmen Eindrucke entgegen geſetzte Gemüthsbewegungen, als da ſind, Furcht, Schaam, Ekel, Nachdenken, Mitleiden, überwiegend erwecke; noch ſonſt ſchon die Seele davon eingenommen ſey.

§. 113.

Gründe dieſer Neigung.

Von den Gründen des Wohlgefallens am Lächerlichen iſt derjenige den meiſten aufgefallen, und von manchen für den einzigen oder doch hauptſächlichſten gehalten worden, der in den Wirkungen der Eigenliebe

und des Stolzes ſich findet *). Vermöge dieſer Neigungen kann es freylich leicht geſchehen, daß dasjenige Menſchen Vergnügen macht, wobey ſie ſich für vollkommner, für klüger, geſchickter, für richtiger im Geſchmacke und Urtheile als andere halten können. Und je mehr ihr Stolz ſich verſichert hält, daß ſie nicht zu einem ähnlichen Vergnügen andern Anlaß geben können; deſto ungehinderter kann ihre Eigenliebe daſſelbe in ſich ziehen. Wer ſich ein wenig auf die Kennzeichen der Leidenſchaften verſteht, wird mehrentheils es bald bemerken, wann das ergötzende Lachen aus dieſem Grunde entſtanden iſt.

Unabhängig von dieſem Grunde und unwillkührlicher kann aber auch ein Menſch zu einem an ſich nicht unangenehmen Lachen durch eben ſolche Anläſſe gebracht werden. Und zwar, wie es ſcheint, vermöge des Contraſtes, und deſſen ſowohl mechaniſcher als geiſtiſcher Wirkungen. Contraſt, dünkt mich, iſt allemal im Lächerlichen **). Und zwar nicht, wie in andern Fällen, Contraſt, der alsbald vernünftige wichtige Zwecke gewahr werden oder vermuthen läſſet, und Nachdenken erregt. Alſo kann derſelbe ungehindert ſeine ihm eigene Wirkung in der innern Organiſation und in der Seele hervorbringen. Und dieſe beſteht in Abſicht auf jene wahrſcheinlich darinn,

*) S. Home's Grundſätze der Kritik. B. I. Kap. II. Th. II. S. 163. Beſtritten aber iſt dieſe Meynung in dem Traité des cauſes phyſiques & morales du rire, Amſt. 1768. Deutſch 1772.

**) Auch in denjenigen Beyſpielen, womit man in einer Beurtheilung dieſer Stelle das Gegentheil hat beweiſen wollen.

darinn, daß durch die gleichzeitige Erweckung gewöhnlich ſich nicht mit einander verbindender Ideen eine ungewöhnliche, lebhafte, aber doch nicht heftige, nicht dauerhafte, ſondern leichte und vorübergehende Bewegung der Lebensgeiſter entſteht; wovon der Eindruck vielleicht ein innerer Kitzel nicht ohne Grund genannt werden kann *). In Abſicht auf die Seele aber, daß dadurch ſonderbare und lebhafte Vorſtellungen ohne Ermüdung der Aufmerkſamkeit entſtehen und vorübergehn.

Wenn das Lächerliche durch die komiſchen Künſte hervorgebracht wird; ſo kömmt noch zu den bisherigen Gründen das Wohlgefallen, ſo wir an der Kunſt, als einer Vollkommenheit, und an der Vergleichung und Beurtheilung haben.

Endlich aber kann auch das Wohlgefallen am Lächerlichen aus der Neigung zum Lachen, als einer behaglichen, geſunden, körperlichen Bewegung und aufheiternden Ideenzerſtreuung, herrühren. Mancher geſetzte und keines liebloſen Lachens fähige Mann iſt ſich dieſes Grundes deutlich bewußt. Manchen täuſcht auch die ſonſt gegründete Aſſociation der Ideen von Lachen und von Fröhlichkeit; daß er dem Lachen nachjagt, in der Einbildung, Fröhlichkeit darinn zu finden: ſo wie auch bisweilen einer ſich Gewalt anthut, um zu lachen, damit er vergnügt ſcheine.

*) Den Urſprung des Lachens erklären die Aerzte aus einem Kitzel der Nerven, der unerwartet entſteht, und ſchnell vorübergeht. Zückert von den Leidenſchaften, S. 25.

§. 114.

Gründe der Verſchiedenheit der Gemüther in Anſehung derſelben.

Sehr bald laſſen ſich nunmehr auch Urſachen entdecken, warum überhaupt, und bey gewiſſen Anläſſen, die Menſchen ſo ungleich aufgelegt zum Lachen, und zum Vergnügen am Lächerlichen ſich zeigen.

Einmal können wegen der Verſchiedenheit der Einſichten, der Ideenadſociation, des Geſchmacks und der ganzen Gemüthsart, wie bey andern Dingen, ſo auch bey denen, die durch ſonderbare Mißverhältniſſe lächerlich werden, ſehr verſchiedene Eindrücke entſtehn. Aus Kurzſichtigkeit, Unwiſſenheit, Leichtſinn bemerkt mancher das Wahre, Uebereinſtimmende und Wichtige nicht, das unter einem ihm nur auffallenden Schein von Ungereimtheit verborgen iſt. Aus Unwiſſenheit und Kurzſichtigkeit bemerkt ein anderer das Ungereimte nicht. Dem einen iſt Gewohnheit Grundregel des Urtheils, dem andern die Natur; im einen ordnet der Verſtand die Vorſtellungen, im andern Gedächtniß und Imagination. Der eine, ſympathetiſcher, wird zum Mitleiden gerührt, wird beſorgt für die Ehre des andern, oder wird durch den Uebelſtand beleidigt; wenn der andere nur am Sonderbaren ſich beluſtiget, oder in der Vergleichung ſich ſelbſt beſſer gefällt. Dem einen fehlt entweder von Natur, oder wegen eines andern lebhaften Eindruckes, der itzt eben in der Seele iſt, der Grad von Empfindlichkeit und Reizbarkeit, der zu jenem innern Kitzel erforderlich iſt. Der andere iſt an nichts mit ſeiner Aufmerkſamkeit gefeſſelt, iſt leichten Eindrücken ganz geöfnet, und lauert mit analogen Vorſtellungen ſchon

auf

auf ſie. Endlich machen die verſchiedenen Meynungen von der Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit des Lachens, daß der eine daſſelbe in ſich auf alle Weiſe zu verhindern und ihm auszuweichen ſucht; da der andere ihm ſich gern überläßt und vorſetzlich es befördert *).

Kapitel III.

Vom Triebe der Nachahmung, und der Neigung zum Spiele.

§. 115.

Vom Triebe der Nachahmung.

Zu den natürlichſten, heilſamſten und gefährlichſten Trieben des Menſchen gehört der Trieb zur Nachahmung. In der Kindheit richtet er das meiſte in der Seele aus, und in keinem Alter verläſſet er den Menſchen ganz. Dies läſſet ſchon vermuthen, daß ſeine Gründe tief in der menſchlichen Natur eingeprägt ſeyn müſſen. Sie finden ſich

*) Ein Paar ſtark contraſtirende Beyſpiele ſind der Lord Cheſterfield und der Verfaſſer des Elementarwerkes. Erſterer rühmt von ſich, daß, ſeitdem er die Vernunft gebraucht, ihn niemand habe lachen hören. S. die Briefe an ſeinen Sohn, Vol. I. Der andere redet dem Lachen das Wort, ſo begeiſtert, daß er zur Beförderung deſſelben noch mehr Bücher gedruckt wünſcht, und ſie zu ſchreiben ſelbſt geneigt ſich findet. Elementarwerk, zw. Aufl. B. I.

1) In den unwillkührlichen Reizungen, die von der Sympathie herkommen. Wenn das Bild deſſen, was außer uns iſt, in uns hervorgebracht und zum wirkſamen Gefühle wird: ſo werden wir zu eben demſelben Verhalten, wie dort ſich uns zeigt, mechaniſch angetrieben. Unwiderſtehlich wird beynahe dieſer Antrieb, wenn er von mehrern Gegenſtänden zu gleicher Zeit in uns hervorgebracht wird. Ruhig ſeyn, wenn alles ſich um einen herum bewegt, oder in einer entgegen geſetzten Richtung ſich alsdenn bewegen, wird ſchwerlich einem Menſchen leichter und natürlicher vorkommen, als mitzumachen, was die andern thun.

2) Im Bedürfniſſe der Beſchäftigung. Dem Körper ſind abwechſelnde Bewegungen, der Seele Vorſtellungen und Gefühle nöthig. Wenn nun dieſe der Menſch nicht in ſich ſelbſt, nicht in den Anweiſungen ſeiner Pflichten, oder anderer beſtimmter Triebe findet: ſo iſt er geneigt, durch Beyſpiele anderer ſich beſtimmen zu laſſen; ſo wie er, wenn er hungrig iſt, zu den nächſten beſten Nahrungsmitteln greift.

3) In der Neigung, ſich andern gefällig zu machen. Denn die Menſchen ſehn es gern, wenn man ihren Verſtand zur Regel, und ihre Handlungen für Muſter annimmt. Nur alsdenn iſt es ihnen unangenehm, nachgeahmt zu werden, wenn ſie fürchten, ihre auszeichnenden Vorzüge dadurch zu verlieren.

4) Und freylich kann auch dies zur Nachahmung antreiben, daß man eben dieſelben Vortheile, die andere ſich erworben haben, gleiche Ehre, gleiches Glück, oder die Vollkommenheiten, die man an ihnen, nur oft nach wenig deutlichen Begriffen bewundert, dadurch zu erlangen hoffet.

Dieſe

Dieſe Bemerkungen werden beſtätiget bey der Unterſuchung, über welche Menſchen der Trieb zur Nachahmung am meiſten vermag. Immer werden es diejenigen ſeyn; die überhaupt ſehr reizbar und empfindlich, bey denen noch wenige oder leicht zu überwältigende innere Antriebe ſind; die durch Furchtſamkeit oder Wohlwollen geneigt ſind, andern ſich gefällig zu machen; die ihren Kräften und Einſichten zu wenig zutrauen, um auf eigenen Wegen ihr Glück zu ſuchen *).

§. 116.

Von der Neigung zum Spiele.

Auch dieſe Neigung muß für ſehr natürlich, ja ſie müßte für einen Haupt- und Grundtrieb des menſchlichen Willens gehalten werden; wenn die Gemeinheit eines Triebes und die alles überwältigende Stärke, zu der er gelangen kann, ſichere Merkmale davon wären. Die Kindheit läßt ſich ohne Spiele, ohne allerhand beſonders geſellſchaftliche Beſchäftigungen, die bloß das Vergnügen nicht den Nutzen zur Abſicht haben, nicht gedenken. Der Wilde, ſo träge und unempfindlich er ſonſt iſt, wird lebhaft und laut, ſobald es an ein Spiel gehen ſoll; Weib und Kind, die Freyheit ſelbſt opfert er dieſer Neigung auf **). Der Sklave, der beynahe eben ſo gedrückte Landbauer, wendet die wenigen Ruheſtunden, die ihm ge-

*) S. Garve's Bemerkungen zu Cicero von den Pflichten I. S. 184. ff.

**) Eine einſtimmig bezeugte Bemerkung. S. von den Amerikanern Robertſon I. 396. Von den Negern Boſſmann p. 371. Von den Deutſchen Tacitus.

gelaſſen ſind, noch wohl zu ermüdenden Spielen an. Die Geſellſchaften der feinſten Welt ſcheinen ohne ſie nicht beſtehen zu können.

Manche Spiele haben ihre beſondere Reize; einige für den Geſchlechtstrieb, andere für die Liebe zu Reichthümern. Alle aber, oder die meiſten reizen hauptſächlich auch dadurch, daß ſie eine leichte und durch oftmalige Abwechſelung unterhaltende Beſchäftigung geben; Beſchäftigung der Sinne oder der Einbildungskraft, des Verſtandes, oder auch aller dieſer Kräfte zuſammen. Wer bedenkt, wie groß das Bedürfniß einiger Beſchäftigung, wie beſchwerlich die lange Weile, wie mächtig die anziehende Kraft der Gewohnheit iſt; den werden ſchon bey Erwägung dieſes einzigen Grundes, die Ausſchweifungen dieſes Triebes nicht mehr ſehr befremden; wie unwürdig und abgeſchmackt auch dieſe Verwendung ſeiner Zeit und Kräfte dem nachdenkenden Manne vorkommen muß.

Unterdeſſen ſcheinet auch noch ein anderer Grund zu dieſer Neigung von faſt eben ſo allgemeiner und gleich großer Wirkſamkeit zu ſeyn; nämlich die Begierde, ſich hervorzuthun, und auf irgend eine Weiſe andern ſich überlegen zu zeigen. Denn daher kömmt es doch nur, daß, wenn auch um nichts, oder um eine Kleinigkeit, geſpielt wird, ſo viele Mühe angewandt, und über Regel und Fehler, Recht und Unrecht, oft bis zur Entzweyung ſonſt zärtlich ſich liebender Perſonen geſtritten wird. Eben deswegen ſpielt jeder die Spiele am liebſten, in denen er Meiſter zu ſeyn glaubt; auch wenn nichts weiter dabey zu gewinnen iſt.

Kapitel IV.

Von der Liebe zum Leben und zur Freyheit.

§. 117.

Von der Liebe zum Leben und der Furcht vor dem Tode.

Die Gegenſtånde der beyden in dieſem Kapitel zu unterſuchenden Triebe ſind nichts weniger als einfach, ſo kurz und einfach auch ihr Name iſt. Von der Liebe zum Leben wird dies leicht erhellen aus der Entwickelung des Begriffs vom Leben, und der Unterſuchung, wann die Liebe zum Leben abnimmt und ganz aufhöret. Was kann das Leben überhaupt, und hier insbeſondere anders heißen, als die Folge von Zuſtånden, in denen wir leidend oder wirkend unſer Daseyn empfinden? Dieſe Zuſtånde und Empfindungen ſind uns, einzeln betrachtet, theils angenehm, theils unangenehm. Es iſt unmöglich, in ſich ſelbſt widerſprechend, daß ein Menſch das Unangenehme, in ſo weit es dies iſt, an ſich ſelbſt betrachtet, begehre, oder Liebe dazu in ſich hege. Alſo iſt die Liebe zum Leben, im Grunde beſehen, nichts anders als die Liebe zu einem Theile der Zuſtånde, in denen wir uns befunden haben, zu denjenigen nåmlich, die uns angenehm waren. Und nur darum lieben die Menſchen das Leben, weil die Vorſtellung, die ſie davon haben, mehr angenehme als unangenehme Erinnerungen und Ausſichten in ſich faßt. Ob dieſe Vorſtellung gemeinhin unrichtig oder richtig ſey; braucht hier gar nicht ausgemacht zu werden. Wiewohl man ſich ſonſt leicht davon überzeugen kann, daß, alles zuſammen genommen, das menſchliche Leben gewiß in den allermeiſten Fållen mehr angenehme

nehme als unangenehme Gefühle, und alſo auch einen richtigen Grund zur überwiegend angenehmen Idee davon enthalte. Und ſelbſt aus der Allgemeinheit und Dauerhaftigkeit dieſer Vorſtellung und der davon abhängigen Neigung läßt ſich, der Wahrſcheinlichkeit nach, nicht anders ſchließen, als daß Wahrheit dabey vielmehr als Irrthum zu Grunde liegen müſſe.

Aus dieſem Grunde wird es begreiflich, wie der Menſch aus Liebe zum Leben ſo vieles und ſo anhaltend erdulden, ſo viele andere Triebe ihr aufopfern könne. Was für Speiſen wählt er nicht, was für Arbeiten, Bedrückungen und Beſchimpfungen, Krankheiten und Martern duldet er nicht darum; auch wenn die Liebe zum Leben durch keine höhere Beweggründe unterſtützt wird? Die zärtlichſten Empfindungen nicht nur der allgemeinen Menſchenliebe, ſondern auch der Elternliebe werden dadurch leichter, als es bey bloßer Speculation nicht vermuthet werden dürfte, unterdrückt *).

Aber

*) Was unter geſitteten Völkern auch nicht ganz ohne Beyſpiel iſt, daß Eltern in der äußerſten Hungersnoth ihre eigne Kinder ſchlachten und aufzehren; das ereignet ſich unter wilden Völkern nicht gar ſelten. In den Voyages au Nord VI. 36. will behauptet werden, daß bey den Wilden um die Hudſonsbay dies ſehr oft geſchehe. „J'en ai vû un, fährt der Erzähler (*Jeremie*) fort, qui aprês avoir devoré ſa femme & ſix enfans, qu'il avoit, diſoit n'avoir êté attendri, qu'au dernier, qu'il avoit menagé, parcequ'il l'aimoit plus que les autres; & qu'en ouvrant la tête pour en manger la cervelle, il ſ'étoit ſenti touché du naturel, qu'un pere doit avoir pour ſes enfans, & qu'il n'avoit pas eu la force de lui caſſer les os, pour en ſucer la mouelle.

Aber die Liebe zum Leben iſt doch kein unüberwindlicher Naturtrieb. Und die Umſtände, unter denen ſie ſich verliert, geben einen zweyten Beweisgrund für den Satz, daß die Liebe zum Leben ſich in die mancherley Neigungen zu ergötzenden Dingen und Zuſtänden auflöſe; und darauf ſich gründe, daß der Begriff vom Leben mehr angenehme als unangenehme Gefühle rege macht. Denn ſobald es mit dem letztern ſich ändert, ſobald in einem Menſchen die Vorſtellung ſich feſtgeſetzt und die Oberhand gewonnen hat, daß ſein gegenwärtiges und ferner zu erwartendes Leben keine Freuden mehr enthalte; ſobald der Ehrliebende ſeine Ehre unwiederbringlich verlohren, der Geizhals ſich verarmt, der Sinnliche, ſtatt ſeiner gewohnten Ergötzungen, Mangel und Arbeit vor ſich ſieht: ſo iſt das Leben — ſo lange dieſe Vorſtellungen dauern — nicht mehr ein Gegenſtand der Luſt und des Verlangens, ſondern des Abſcheues.

Daß unter ganz verſchiedenen äußerlichen Umſtänden dieſe Veränderung mit dem Trieb zum Leben ſich ereignet; daß er bey dem einen Menſchen ſo viel länger aushält, als bey dem andern: thut nichts zur Sache. Denn es kömmt ja bey der Zufriedenheit weit weniger auf die äußerlichen Umſtände an, als auf die Vorſtellungen und Geſinnungen.

Es iſt alſo die Liebe zum Leben gar nicht einerley mit der Liebe zum Daſeyn überhaupt. Und aus allem dem, was die Beobachtung über die erſtere lehret, läßt ſich nicht ſchließen, daß jedwede Art des Daſeyns dem Menſchen lieber ſey, als Nichtſeyn.

Aber

Aber es könnte vielleicht ſcheinen, daß außer dem bisher erwogenen Grunde, eine gewiſſe Liebe der Seele zu ihrem Körper auch noch als Urſache der Neigung zum Leben angeſehen werden müſſe.

Die Bande, durch die Seele und Leib mit einander verknüpft ſind, liegen freylich in einer für uns undurchdringlichen Dunkelheit. Unterdeſſen läßt ſich die Liebe der erſtern zum letztern, ſo wie ſie ſich in der Erfahrung zeigt, ohne Annehmung geheimer Urſachen hinlänglich begreifen. Quelle und Werkzeug ihrer Empfindungen und Thätigkeiten, durch das Selbſtgefühl ſo ſehr mit ihr vereinigt, kann er ihr nicht gleichgültig ſeyn, ſo lange dies Leben ſelbſt es nicht iſt. Sobald es aber der Menſch durch ſeine Vorſtellungskraft dahin bringt, daß er ſein Daſeyn, unabhängig vom Körper, und als beſſer noch nach dieſer Trennung, ſich denket: ſo fällt die Liebe zum Körper leicht weg.

Wenn der verliebte Schwärmer ſich wünſcht, das Veilchen zu ſeyn, das ſeine Schöne pflückt und an ihren Buſen ſteckt, oder der Zephyr, der ihn küſſet — in dieſem träumeriſchen Augenblicke iſt ihm ſein Körper kein Gut mehr. Und wie vielen andern Schwärmern und Nichtſchwärmern hat derſelbe nicht oft Kerker und Quelle alles Uebels geſchienen?

Unter wilden Völkern iſt es nicht ungewöhnlich, daß alte abgelebte Leute, die weder mehr auf die Jagd, noch in den Krieg mitziehen können, und alſo wenig Freuden mehr zu hoffen, hingegen vor Hunger und feindlichen Martern ſehr ſich zu fürchten haben, von ihren Verwandten, von ihrem liebſten Kinde, als einen Liebesdienſt ſich es ausbitten, daß ſie ihnen das Leben nehmen. Sie haben

ben freylich auch die Hoffnung eines nach dem Tode ihnen bevorſtehenden beſſern Lebens *).

Auf die Vorſtellungen von dem, was nach dieſem Leben dem Menſchen bevorſteht, kömmt überhaupt bey der Liebe zum Leben ſehr vieles an. Wie ſie dieſes Leben geringſchätzig machen können: ſo können ſie auch bewirken, daß ein Menſch vor dem Tode ſich fürchtet, ob er gleich das Leben nicht mehr liebt.

Wer an kein anderes Leben glaubt, hat den Tod nicht als ein poſitives Uebel, oder als den Uebergang zu unangenehmern Zuſtänden zu fürchten; deſto mehr aber als ein Uebel der Beraubung. Für Laſterhafte kann dieſer Unglaube, im Ganzen betrachtet, Wohlthat seyn. Ob er ſie muthiger machen werde, ihr Leben zu wagen für gemeinnützige Abſichten; bleibt im Allgemeinen noch zweifelhaft. Gute Menſchen müßten in einem ſehr hohen, bey dieſer Vorausſetzung ſchwer zu begreifenden, Grade gut ſeyn; wenn er ſie nicht zaghafter vor dem Tode machen ſollte.

Der Spruch eines alten Philoſophen iſt bekannt und gegründet; daß man ſich vor dem Sterben fürchten könne, wenn gleich **todt zu ſeyn** einem nicht ſchrecklich iſt.

In mehr als einer Rückſicht kann es alſo freylich Stärke des Geiſtes beweiſen, wenn einer den Tod nicht fürchtet, und dem Leben freywillig, oder doch mit ruhiger und ſtandhafter Seele, entſagt.

Es

---

*) S. z. B. Voyages au Nord l. c. Steller von den Kamſchadalen S. 293. f.

Es giebt eine niederträchtige, höchſtniederträchtige Liebe zum Leben *).

> Summum crede nefas, animam praeferre pudori,
> Et propter vitam vivendi perdere cauſſas.

Aber es iſt eben ſo gewiß, daß Menſchen aus Kleinmüthigkeit und Schwäche des Geiſtes vor dem Leben fliehen; im Tode Ruhe ſuchen vor der Arbeit, die ihnen zu beſchwerlich, vor den Pflichten, die ihnen zu groß ſind; oder weil ſie ihrem Leben keinen Werth durch innere Kraft zu geben wiſſen.

Unter den vielen auf dieſe Triebe ſich beziehenden Erſcheinungen können einige im Widerſpruche mit einander zu ſeyn ſcheinen. Menſchen, die unzählige male in ihren beſten Jahren dem Tode muthig entgegen giengen, keine Gefahr ſcheuten, Helden, laſſen ſich in ihrem Alter die Furcht vor dem Tode niederſchlagen und zu demüthigen Bitten bewegen **).

Der gemeinere Character der Wilden, ſonderlich der Negern iſt es, zaghaft vor dem Feinde zu ſeyn, und bey

*) Eine ſolche Liebe zum Leben rechnet Plutarch dem Perſeus zum größten Schandfleck ſeines Characters an, zu einem größern, als ſelbſt ſein ſchändlicher Geiz nicht war. (*Aemil. Paul.*) Dieſe beyden ſchändlichen Eigenſchaften ſtehen in einer natürlichen Verbindung mit einander.

**) S. z. B. vom Almagro *Robertſon* Hiſt. of America I. 208.

bey andern Gelegenheiten den Tod zu verachten. Die Kamſchadalen ſollen noch dazu diejenigen ſchelten und verachten, die dem Tode nahe geweſen ſind, z. B. in Waſſersgefahr, und ſich wieder gerettet haben.

Es laſſen ſich jedoch dieſe anſcheinende Widerſprüche leicht erklären. Erſtlich ſind die Begriffe von Tod und Leben ſo wandelbar, ihr Fürchterliches und Reizendes hängt ſo ſehr von Nebenideen und von Umſtänden ab, die ſich gar leicht verändern können. Sodann hängen auch Muth und Furchtloſigkeit ſo ſehr vom Gefühl der Kräfte, und alſo auch vom Alter ab. Es koſtet weniger Ueberwindung, ſein Leben in den Jahren der Kraft und der Hoffnung zu **wagen**, um ſein Glück zu machen; als es im Beſitz des Glückes dahin zu geben für nichts, und ohne frohe Ausſicht in ein anderes. Und eine Todesart, die man ſich ſelbſt wählt, und beſtimmt denken kann, einer ungewiſſen oder mit Schande verknüpften vorzuziehen, iſt an ſich eben ſo ſehr natürlich.

§. 118.

Vom Triebe zur Freyheit.

Wenn man nach einigen Erſcheinungen und Ausſprüchen urtheilen wollte: ſo müßte man glauben, daß dem Menſchen nichts über die Freyheit gehe, daß dieſe ihm ſo lieb, wo nicht noch lieber ſey, als das Leben. Allein bey genauerer Unterſuchung verliert ſich vieles von dieſem erſten Anſcheine.

Zwar iſt es ganz gewiß und begreiflich, daß nach ſeinem eigenen Willen handeln können, unabhängig von Vorſchriften und Geſetzen anderer, dem Menſchen meh-

rentheils ſehr lieb iſt. Aber wie kann er dieſer Freyheit und Unabhängigkeit theilhaftig werden? Anders nicht, als wenn er aller menſchlichen Geſellſchaft entſagt.

Und von dieſer Glückſeligkeit, dieſem höchſten Wunſche des Geiſtes, ſo ganz ſein eigner Herr zu ſeyn, frey, nur ſich ſelbſt zu leben — wird zwar oft lebhaft geſchrieben und geſprochen. Aber die Beyſpiele, daß einer ſeinem reichen Einkommen und andern von der Geſellſchaft abhängigen Vortheilen entſagt, um dieſer Freyheit theilhaftig zu werden, fehlen noch. Ein unerfahrner Jüngling läßt ſich wohl bisweilen von dieſen Ideen einige Jahre herumtreiben. Aber bald wird er der Sache überdrüſſig und wünſcht, wie andere Menſchen, irgendwo feſt und gebunden zu ſeyn.

Der Menſch, der ganz frey zu ſeyn begehrt, ſträubt ſich gegen die Natur vielmehr, als daß er einem wahren Naturtriebe folgte.

Aber die Freyheit iſt ein ſo reicher, und zugleich auch ſo idealiſcher Schatz, daß man nicht nur wirklich vieles weggeben und noch vieles übrig behalten, ſondern daß man ſich auch leicht einbilden kann, mehr davon zu beſitzen, als man nicht hat.

Wie mancher gehorcht nicht in und außer ſeinem Hauſe, der überall Herr zu ſeyn glaubt? Wie eingebildet iſt nicht die Freyheit, um welcher willen ſich die Bürger mancher Staatsverfaſſung ſo glücklich ſchätzen? Mancher dünkt ſich ſtark genug, in jedem Verhältniſſe ſeinen Willen zu behaupten und zum herrſchenden zu machen; wie Diogenes, der, als er zum Sklaven verkauft wurde, ankündigte, daß er für den ſich ſchicke, der einen Herrn nöthig habe.

Aber

Aber wirklich kann man von ſeiner Freyheit viel weggeben; und das, warum es einem eigentlich oder am meiſten zu thun iſt, ſicher ſtellen. Es kömmt darauf an, welche Neigungen im Gemüthe herrſchen, und uneingeſchränkt ſeyn wollen. Daher läßt ſich ſo geſchwind nicht ſagen, wie ſtark der Trieb zur Freyheit in einem Menſchen ſey; wenn man ſieht, daß er irgend eine Art von Einſchränkung ſich gefallen läßt.

Der entſagt gern aller Freyheit im Denken und Schreiben. Wenn aber die Einfuhr fremder Weine, Speiſen und Kleidungsſtücke eingeſchränkt wird: ſo empört ſich das Gefühl der urſprünglichen Rechte der Menſchheit eben ſo gewaltig in ihm, als im Denker, wenn man ihm vorſchreiben will, was er glauben und lehren ſoll. Beyde ſchätzen vielleicht die Freyheit gleich hoch; aber in ganz verſchiedenen Stücken. Der gemeine Soldat ſcheint wegen der Abhängigkeit, in der er lebt, bedauernswürdig; und doch iſt nichts gewiſſers, als daß viele dieſen Stand wählen, um freyer ihren Neigungen nachhängen zu dürfen, und aus dieſem Grunde nicht gern mit einem andern ihn vertauſchen. Edler wählen manche den Stand eines Schullehrers oder einen noch beſchwerlichern; um nur ihr Gewiſſen frey zu erhalten vom Zwange, zweifelhafte Meynungen für gewiſſe und höchſtwichtige Wahrheiten anzunehmen und auszugeben.

Aus eben dieſer Betrachtung erhellet, daß der Trieb zur Freyheit ſowohl zu den unedlen, als zu den edlen Trieben gezählt werden könne; je nachdem er ſich nämlich bey der einen oder der andern Gattung von Neigung äußert.

Die Liebe zur Freyheit iſt beym Wilden, ob er ſie gleich in der Hitze der Leidenſchaft, leichtſinnig wie ein Kind, aufs Spiel ſetzt (§. 16.), ſtärker, als bey geſitteten Menſchen. Und muß es ſeyn; weil er, wie das Kind, die Nothwendigkeit und den Nutzen der Abhängigkeit nicht einſieht; und freylich auch bey ſeinen wenigen Bedürfniſſen ſich ſelbſt eher genug ſeyn kann. Häufig genug wollte man auch mit ihm von Extrem zu Extrem eilen; da war ſeine bis zur Verzweiflung gehende Widerſetzlichkeit um ſo viel weniger zu verwundern.

Aber wie biegſam der Trieb zur Freyheit iſt, wenn man ihn allmählig umlenket; dies lehren die vielen Einſchränkungen und Unterordnungen der mancherley großen und kleinen Geſellſchaften. Und wie ſchwach ſind nicht bisweilen die Ketten, durch die Menſchen ſich feſſeln laſſen; wie gering der Preiß, um den ſie ſelbige tragen? Aber freylich führt denn oft die Unterſuchung auf das Obige zurück: der eine hat ſeine Freyheit, oder glaubt ſie zu haben, wo der andere ſie nicht ſucht.

Alle bisherige Betrachtungen zuſammengenommen, muß man alſo den Trieb zur Freyheit vielmehr als eine Eigenſchaft eines jedweden Triebes, dem äußerlich Widerſtand geſchehen kann, als für einen eignen Trieb des Willens anſehen.

Und wenn wirklich der vollkommene Weiſe, wie der Stoiker ihn ſich dachte, alles, was zu ſeiner Glückſeligkeit gehöret, völlig in ſeiner Gewalt hätte: ſo würde die Liebe zur Freyheit, nämlich zu der äußerlichen Freyheit, von welcher hier die Rede iſt, bey ihm ganz wegfallen. Es müßte ihm gleichgültig ſeyn, ob er Sklav oder König ſeyn ſoll; wenigſtens in Abſicht auf ſich ſelbſt.

Denn um anderer willen könnte er vielleicht begehren, mehr Gewalt außer ſich zu haben. Und dennoch — was kann er mehr mit ihnen vornehmen wollen, als zur Weisheit ſie anführen? Und kann er dies nicht auch als Epiktet?

Kapitel V.

Vom Trieb, ſich ſelbſt zu quälen und die Vorſtellungen von ſeinen Unglücksfällen in ſich zu unterhalten; nebſt einigen Schlußbetrachtungen über die Verhältniſſe der natürlichen Willenstriebe unter einander.

§. 119.

Ob der Menſch je Begierde nach Schmerz haben könne, und Neigung ſich ſelbſt zu quälen.

Bey allen bisher unterſuchten Neigungen hat ſich die Empfindung oder Vorſtellung des Angenehmen und Unangenehmen, als mittelbare oder unmittelbare Triebfeder allemal ſehr bald entdeckt. Wie es ſchon, vermöge der Begriffe, gleich anfangs zum Grundgeſetz des Willens hat angenommen werden können, daß wir begehren, was unmittelbarer oder mittelbarer Weiſe Vergnügen giebt, und verabſcheuen, was Mißvergnügen verurſacht, oder des Vergnügens uns beraubt (§. 7.): Alſo können, nach den bisherigen Unterſuchungen, alle Neigungen und Triebe als zuſammen begriffen in dem Trieb zum

Vergnügen angeſehen werden; nämlich unter den beyderley Anreizungen ſowohl der Sympathie, als des Selbſtgefühls.

Dennoch giebt es Philoſophen, die da behaupten, daß, wenn wir die menſchliche Natur aufmerkſam unterſuchen, wir viele und mancherley Triebe zu Handlungen in ihr gewahrnehmen, die vom Vergnügen oder Mißvergnügen gänzlich unabhängig ſind. Dies ſoll hauptſächlich aus der Leidenſchaft des Kummers erhellen; als der es, wenn ſie einen hohen Grad erreicht hat, eigenthümlich iſt, alles zu vermeiden und zu fliehen, was nur irgend dahin zielet, Erleichterung oder Troſt zu geben. Hiebey ſoll es ſich zeigen, daß der Menſch Begierde nach Schmerz haben könne, Neigung, ſich ſelbſt elend zu machen *).

Was für weitere Folgerungen dieſe *Philoſophen* hiebey auch zur Abſicht haben mögen: ſo kann ihnen immer mit Recht widerſprochen und behauptet werden, daß ſie die Erfahrungen nicht ſorgfältig unterſucht, oder wenigſtens ihren Grundſatz nicht richtig ausgedruckt haben.

Nichts iſt gewiſſer, als daß der Menſch dieſem und jenem Vergnügen mit Wiſſen und Willen ſich entziehen, und dieſem oder jenem Schmerz ſich preis geben, ihn ſich verurſachen, ihn nähren und befördern könne. Aber ob er es nicht um eines andern ihn ſtärker reizenden Ver-

*) S. Home's Verſuch über die Neigung der Menſchen, ſich mit unglücklichen Gegenſtänden zu beſchäftigen, in den Verſuchen über die erſten Gründe der Sittlichkeit ꝛc.

Vergnügens willen thut, das er auf dieſe Weiſe erlangt oder zu erlangen hoffet; oder um eines ihm fürchterlichen Schmerzens willen, dem er nur auf dieſe Weiſe entgehen zu können glaubt? dies iſt allemal die Frage.

Und in ſehr vielen Fällen iſt es gleich von ſelbſt offenbar, oder durch vorhergehende Unterſuchungen ſchon hinlänglich erwieſen worden, daß ſich die Sache ſo verhält. Wenn der Rachſüchtige ins ſichtbare Verderben ſich ſtürzt, nur um ſeine Rachgierde zu befriedigen: was anders treibt ihn dazu an, als die Pein, die er empfindet, bey der Vorſtellung, beſchimpft, verachtet, verächtlich zu ſeyn, und das Vergnügen, das die Vorſtellung ſeines gedemüthigten, ihm unterliegenden, oder doch nicht mehr über ihn triumphirenden Feindes ihm giebt, und welches er ganz genießen will? Wenn der Geiz, wenn die Ruhmſucht gegen ſo manches Vergnügen gleichgültig macht, ſo manchen Beſchwerden und Mühſeligkeiten nachjagt; nichts weniger als unabhängig vom Verlangen nach Vergnügen wirken ſie alsdann, dieſe Leidenſchaften. Die Vorſtellung des größern Uebels oder des größern Vergnügens, iſt immer Triebfeder, durch Vorempfindungen der Furcht oder der Hoffnung. Eben alſo bey den Aufopferungen und freywilligen Martern des religieuſen und des verliebten Schwärmers.

Wo es noch mit dem meiſten Scheine geſagt werden kann, daß, ohne Rückſicht auf etwas anderes, der Schmerz für den menſchlichen Geiſt anziehend, und Unluſt zugleich Luſt ſeyn könne, wenn ſich ſo etwas nur irgend ſagen läſſet: das iſt freylich in dem hier gleich anfänglich bemerkten Falle, wann Menſchen die Vorſtellun-

gen von ihren erlittenen Unglücksfällen, oder andern ausgeſtandenen Leiden vorſetzlich in ſich unterhalten und erneuern, ihren Kummer nähren, und diejenigen, die ſie davon befreyen wollen, ſo unfreundlich anſehen, als ob ſie die Abſicht hätten, ihnen das größte Gut zu entziehen. Aber man braucht doch auch hiebey nicht viele Mühe anzuwenden, um jene anſcheinende Widerſprüche zu heben, und dieſes Betragen auf die gemeinen Grundgeſetze des menſchlichen Willens zurückzuführen. Einiges iſt hierüber ſchon oben (§ 49.) bemerkt worden. Die vollſtändige und auf alle Fälle genugthuende Erklärung muß auf mehrere Urſachen Rückſicht nehmen.

Bisweilen kann die Urſache bey dieſer Neigung, Anläſſe zur Traurigkeit in ſich zu unterhalten, wenn auch nicht in einer völlig richtigen Denkart, doch in *edlen Abſichten* ſich finden; in der Meynung, daß es *Pflicht ſey*, in der Abſicht, durch die Größe und Dauer der Traurigkeit dem Gegenſtande, um den man trauert, die verdiente Ehre zu beweiſen, zu erkennen zu geben, daß man ſeinen Werth gehörig empfinde und zu ſchätzen wiſſe; oder für die begangenen Fehler, für die nicht immer unſchuldigen Freuden des vorigen Lebens dadurch zu büßen; oder in dieſer Eingezogenheit und Stille des Trauerns, unter dieſen lebhaften Erinnerungen und Gefühlen der Vergänglichkeit irdiſcher Güter und Freuden, durch ernſte Betrachtungen an der Veredlung ſeiner Geſinnungen und Triebe deſto kräftiger zu arbeiten.

Wohl aber können auch weniger edle und erhabene Antriebe bey dieſer Neigung zum Grunde liegen. Viel ausgeſtanden, vieles erfahren zu haben, giebt allemal ein

ein gewiſſes Anſehn und Gewicht. Wir erregen Aufmerkſamkeit auf uns, indem wir mit Erzählungen, die gleichwohl uns Thränen und Seufzer koſten, andere unterhalten. Sie werden oft zum Mitleiden und zur Liebe gegen uns bewegt. Etwas zu ſcheinen, Aufmerkſamkeit, Liebe zu erregen; dies ſind Vortheile, für welche Menſchen leicht noch viel mehr thun. Wenn etwa noch gar die Vorſtellung, es ſey mit Grund der Wahrheit, oder nur nach der Einbildung, hinzukommt, daß man nicht nur ohne ſeine Schuld, ſondern wohl gar um des Guten willen, beneidet, verfolgt, gelitten habe: ſo daß die Geſchichte unſerer Leiden die Geſchichte unſerer Verdienſte, und der Schandthaten derer iſt, die wir haſſen: was Wunder denn, wenn das Andenken derſelben überwiegend angenehm, wenn es gefliſſentlich unterhalten und gern erneuert wird? So trug Columbus die Feſſeln, in denen man ihn aus dem von ihm entdeckten Welttheile als einen Miſſethäter zurück geſchickt hatte, nachher immer an ſich, wohin er gieng; ſie hiengen in ſeinem Zimmer, und er wollte mit ihnen begraben ſeyn *). Angenehme Erinnerungen von anderer Art können gleichfalls Urſache ſeyn, daß das Andenken, welches Thränen auspreßt, dennoch Reize für die Seele hat, um welcher willen ſie ſich ihm gern überläßt. Es giebt Zeitpunkte und Stimmungen der Seele, wo das Ueberdenken des vordem gehabten ſeligen Zuſtandes nicht den Kummer über das Gegenwärtige zur Verzweiflung bringt, ſondern durchs Gefühl, glücklich ſeyn zu können, durch Ahndungen, ob wir es vielleicht wieder ſeyn werden, innerlich ſtärkt.

*) S. *Robertſon* Hiſt. of America, I, 158.

Die Urſache kann auch bisweilen ganz natürlich und einfach die ſeyn, daß es ſchwer iſt, lebhafte Empfindungen in ſich zu verſchließen, und Klagen daher doch immer Erleichterung für den ſind, deſſen Geiſt einmal von traurigen Vorſtellungen, mag es ſeyn gegen die Geſetze der Vernunft, erfüllt iſt.

§. 120.

Ob die angenehme oder unangenehme Empfindung die eigentliche Triebfeder des Willens ſey?

Sowohl die Ausführlichkeit, mit welcher einige der berühmteſten Philoſophen dieſe Frage unterſucht haben, als auch die Beziehung, die ſie auf einige ſehr wichtige Zwecke zu haben ſcheinen kann, machen es mir zur Pflicht, ſie nicht unbeachtet zu laſſen, ob ich gleich keine erhebliche Folgerungen dabey abſehen kann.

Ein alter griechiſcher Philoſoph, Hieronymus der Peripatetiker, hat gelehrt, daß das eigentliche letzte Ziel des menſchlichen Willens die Befreyung vom Schmerz ſey *). Und dies könnte denn auch wohl ſo viel heißen, daß die unangenehme Empfindung die eigentliche Triebfeder des menſchlichen Willens ſey. Locke **) aber hat dies ausdrücklich geſagt, und mit vielen Gründen zu beweiſen geſucht, und eben hiebey Urſache zu finden geglaubt, den gemeinen Grundſatz zu beſtreiten, daß das größte Gute, wenn es der Menſch dafür erkenne, Beweggrund zu Entſchließungen und Handlungen ſey. Sein

*) S. *Cicero* fin. II. cap. 3. 6.

**) *Locke* B. II. ch. XXI. §. 29. ſeqq.

Sein Hauptgrund iſt, daß, wenn wir aus Begierde zum Guten handelten, dieſe Begierde ſo ſtark ſeyn müſſe, daß unſer gegenwärtiger Zuſtand uns dadurch beſchwerlich, unbehaglich wird. Noch weitläuftiger, als Locke ſeinen Satz ausführt, hat Search ihn beſtritten *); und faſt auf die andere Seite hin die Sache getrieben, daß Wohlgefallen, Zufriedenheit (Satisfaction) der einzige eigentliche Beweggrund des Wollens ſey.

Die Unterſuchung kann wichtig ſcheinen; erſtlich in Beziehung auf die Rechtfertigung des Schöpfers wegen des Daſeyns der unangenehmen Empfindungen. Sind ſie die einzigen wahren Triebfedern des Willens, würden wir ohne ſie gar nicht thätig ſeyn: ſo können ſie im allgemeinen wenigſtens kein Uebel in der Schöpfung, kein Fehler zu ſeyn ſcheinen.

Hernach kann auch dieſe Unterſuchung etwas beyzutragen ſcheinen zur genauern Beſtimmung der Fragen, ob und wie weit es nöthig und gut ſey, die Menſchen durch Furcht vor Gott und Menſchen, oder möglich und rathſam, bloß durch Empfindungen der Liebe und durch Hoffnungen ſie zu regieren?

Allein wenn man in den Grund aller dieſer Unterſuchungen tiefer eingeht: ſo findet ſich, daß die erſte, mit der wir es hier eigentlich zu thun haben, und ſo weit wir ſie hier zu beachten haben, Subtilitäten betrift, von deren Behauptung jene andern Unterſuchungen nicht brauchen abhängig gemacht zu werden. Wenn der Schmerz auch nicht die einzige unmittelbare Triebfeder zur Thätigkeit iſt: ſo kann er doch dadurch, daß er es oft iſt, noch immer

*) Search Licht der Natur, Th. I. Kap. VI.

immer nützlich ſeyn. Und ſo bleibt es auch noch immer, nach der Theorie wie nach der Erfahrung, gewiß, daß durch Luſtgefühle und Hoffnungen der Menſch nicht allein ſich treiben laſſe; wenn man gleich behaupten darf, daß er unmittelbar dadurch angetrieben werden könne.

Ich überlaſſe es denen, die Luſt dazu haben, die gewiß unterhaltenden und ſcharfſinnigen Gedanken der beyden engliſchen Philoſophen in ihren eigenen Schriften nachzuleſen; und begnüge mich hier nur, diejenigen Sätze anzuzeigen, die die ſtreitenden Partheyen entweder ausdrücklich eingeſtehen, oder durch ihre Gründe doch unangefochten laſſen; und an denen uns ſowohl zur Behauptung unſerer bisherigen Grundſätze, als auch um anderer Abſichten willen, gelegen ſeyn muß.

1) Es wirkt nichts auf den Willen, als was gegenwärtig in der Seele iſt; weder angenehmes noch unangenehmes.

2) Vorſtellungen und Urtheile des Verſtandes wirken auch alsdann erſt auf den Willen, wenn ſie in Gefühle, und zwar überwiegend lebhafte Gefühle übergehn.

3) Darum kann freylich, wie Locke bemerket, bey einem ganz kleinen Maaße von Vergnügen, aber frey von unangenehmer Empfindung, ein Menſch völlig zufrieden ſeyn, und keinen Schritt thun, um das größere Vergnügen zu erlangen, gegen deſſen Möglichkeit er nichts einzuwenden hat. Aber ſind alsdann wohl auch die Vorſtellungen von dieſem größern Gute, dieſem Vergnügen in ihm lebhaft genug; die Ueberzeugung, daß es zu erlangen iſt, feſt genug? Nicht die Vorſtellung von der Mühe, es zu erlangen, die lebhaftere?

4) Wenn

4) Wenn wir aus Verlangen nach einem Gute uns entſchließen; ſo muß uns freylich der gegenwärtige Zuſtand nicht vergleichungsweiſe unangenehmer ſeyn. Aber er braucht uns weder an ſich unangenehm zu ſeyn; noch iſt es nöthig, daß er es uns durch die Vergleichung werde. Ohne dieſe Vergleichung anzuſtellen, ohne an das Gegenwärtige mehr zu denken, können wir, vom Reiz des Angenehmen angezogen, angeſpornt werden. Wir würden Mißvergnügen empfinden, wenn wir bey einem ſolchen Reiz und Antrieb aufgehalten würden, und verweilen ſollten. Aber um wirkſam gemacht zu werden, brauchten wir dieſes Mißvergnügen nicht erſt zu empfinden. Ohne das Unangenehme des Hungers oder der Enthaltſamkeit zu empfinden, nur um des Vergnügens, das ſie ſich vorſtellen, theilhaftig zu werden, entſchließen nur allzuleicht die Menſchen ſich zum Eſſen und Trinken.

5) Im vollen Gefühl der Luſt und der Erwartung eines noch größeren Grades derſelben, läſſet ſich der Menſch durch Vorſtellungen darauf folgender Uebel eben ſowohl nicht abhalten; als durch Verheißung anderer, ein anderes mal auch ihm größer ſcheinender, Güter. Der Räuber ſieht ſich ſchon entdeckt, ſieht vielleicht ſchon das Schwert gegen ihn gezogen; und läßt doch den Raub nicht fahren, will ihn noch vollenden. So der Rachluſtige; der Wilde, der ſeiner Feinde bey allen ihren Martern noch ſpottet. Und um ein edleres Beyſpiel dazu zu ſetzen; der fromme Märtyrer duldet nicht nur, er bekennt, lobpreißt, vollendet ſeinen Lauf; denn die Krone der Herrlichkeit, die auf ihn wartet, ſieht er am Ziel; er ſieht den Himmel über ihn geöfnet. Allemal

alſo entſcheidet die ſtärkere Empfindung; ſey es Luſt oder Unluſt.

6) Es gehört ohne Zweifel zu den Unterſchieden der Gemüther, öfter und leichter durch Vorſtellungen des Guten oder durch Vorſtellungen des Uebels angetrieben zu werden. Die Unterſuchungen über die Gründe jener Verſchiedenheiten im Temperamente, Alter, Geſchlechte, der Erziehung u. ſ. w. müſſen dies weiter aufklären. Daß aber beyderley Antriebe beym Menſchen urſprünglich natürlich ſeyn, lehret die Beobachtung der roheſten Völker und der kleinſten Kinder. Jene werden zwar in ihrer Religion mehr durch Beweggründe der Furcht als der Liebe getrieben; aber ſonſt folgen ſie doch auch ſehr oft dem Reize des Angenehmen, zu Spielen und andern geſellſchaftlichen Vergnügungen. Und das Kind ſieht und greift nach angenehmen Gegenſtänden, wie es vor unangenehmen ſich zurückzieht, bey den erſten Regungen ſeines Willens.

§. 121.

Einige Schlußfolgen aus den Unterſuchungen dieſes erſten Theiles.

In dieſem allgemeinen Grunde, dem Verlangen nach Luſt und Zufriedenheit, kommen alſo wirklich, nach allen Unterſuchungen, alle Neigungen und Triebe des Willens zuſammen; mittelſt deſſelben kann man ihnen allen beykommen, und die einen durch die andern regieren; ob ſie gleich aus ſehr verſchiedenen Gründen entſpringen, und auf die verſchiedenſten Gegenſtände ſich beziehen.

Die

Die Veränderlichkeit der Vorſtellungen, von welchen der Wille abhängt, ſowohl was ihre Beurtheilung im Verſtande, als ihre Belebung in der Einbildungskraft anbelangt, iſt ſo groß, daß ſich, den Menſchen überhaupt betrachtet, keiner der dieſer allgemeinen Abſicht untergeordneten Triebe namhaft machen läßt, der nicht die andern überwinden oder von ihnen überwunden werden könnte. Die Geſchichte der Kinderliebe, Elterliebe, Vaterlandsliebe, der Ehrliebe, der Religion, der Liebe zum Leben, zum Spiele, zur Wiſſenſchaft, beweiſet beydes zur Gnüge.

Vermöge jenes gemeinſchaftlichen Grundes, aus dem ſie entſpringen, oder, wenn man lieber will, vermöge des gemeinſchaftlichen Zweckes, nach dem ſie alle hingerichtet ſind, und der manchfaltigen Beziehungen der Dinge in der Welt und unſerer Handlungen, haben die Neigungen auch natürlicher Weiſe eine ſolche Gemeinſchaft unter ſich, und einen ſolchen Einfluß auf einander, daß das Wirken eines einzigen Triebes ohne alle mittelbare oder unmittelbare Mitwirkung der übrigen bezweifelt werden müßte; wenn auch nicht die Erfahrung, ſo oft als ein Menſch ſich genauer unterſucht, das Gegentheil jedesmal zur Genüge offenbar machte.

Dieſe Bemerkung iſt oft genug dazu angewandt worden, den Werth edler, uneigennützig ſcheinender Handlungen, wegen der vermuthlich wenigſtens mitwirkenden unedlern, eigennützigen Triebfedern herabzuſetzen. Wenn man ihr aber, unter Anleitung der Erfahrung, unpartheyiſch und genau nachgeht: ſo wird ſie gewiß auch oftmals Anlaß geben, ſich zu überzeugen, daß die Bewegründe des menſchlichen Willens im Grunde nicht immer

ſo

ſo verächtlich und unedel ſind, als ſie nach den Colliſionen und anderen äußerlichen Verhältniſſen der Handlungen es ſcheinen, ja bisweilen ſelbſt nach den erſten unvollſtändigen Erklärungen und Geſtändniſſen der Handelnden ſcheinen mußten.

Ueberhaupt wird bey der vollſtändigern Erwägung des ganzen Syſtems der menſchlichen Neigungen und ihrer Gründe, das Urtheil über den Menſchen doch immer das am wenigſten einſeitige ſcheinen, daß er nicht ſowohl im Grunde ſeines Willens ein bösartiges oder verächtliches, als ein ſchwaches, durch Irrthum ſich täuſchendes Geſchöpfe ſey; welches, ſobald es aus der Sphäre der Inſtincte und der inſtinctmäßigen Gewohnheitstriebe heraus iſt, nur durch einen ſeinen Empfindungen und Verhältniſſen entſprechenden Grad richtiger Erkenntniß innerlich gut, liebenswürdig und glückſelig gemacht werden kann.

Ende des erſten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feder, Johann Georg Heinrich,

Untersuchungen über den menschlichen Willen dessen Naturtriebe, Verschiedenheiten, Verhältniß zur Tugend und Glückseligkeit und die Grundregeln, die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren

Bd.: Erster Theil

1785

Coburg, Landesbibliothek -- B II 5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915974-9